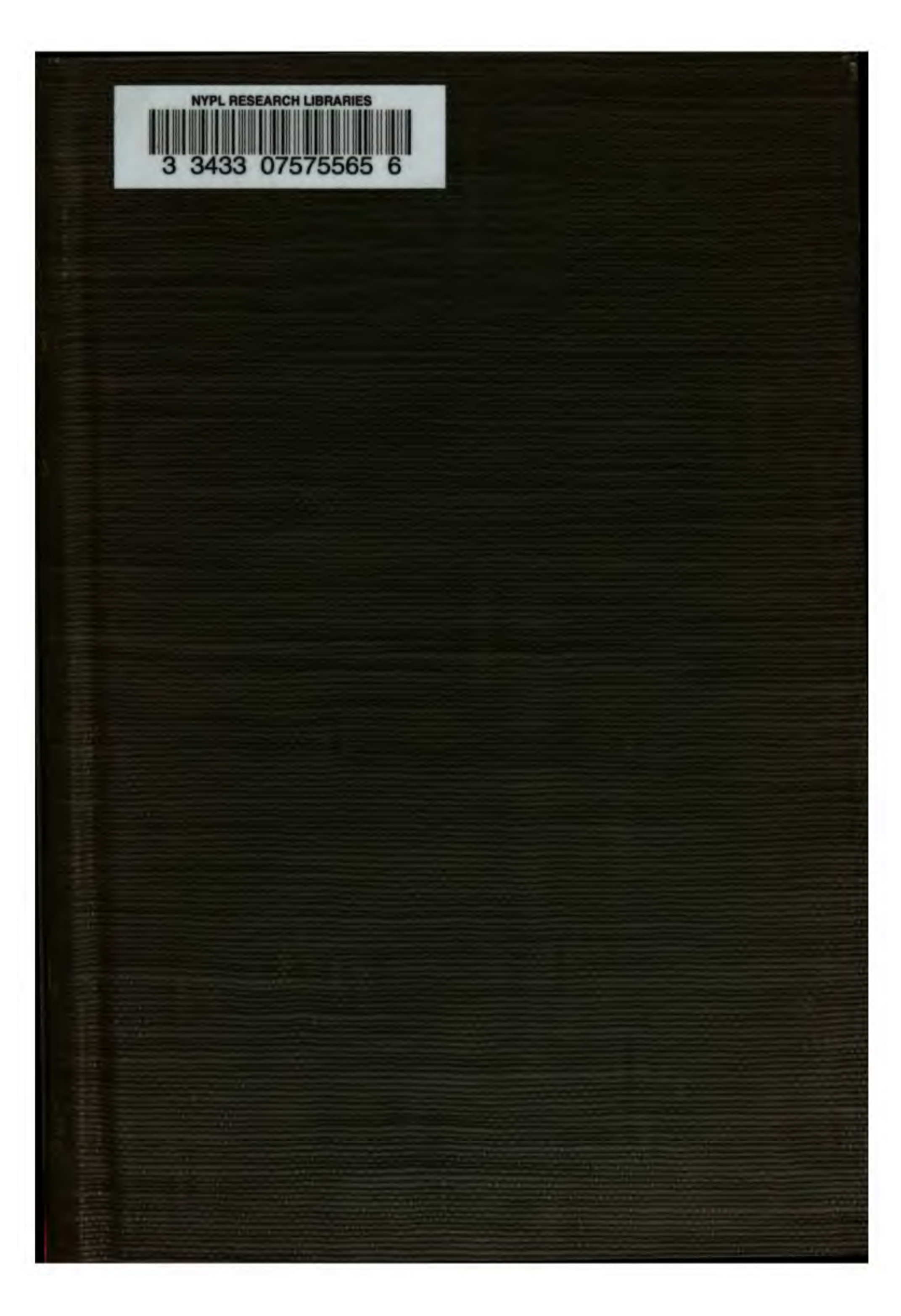
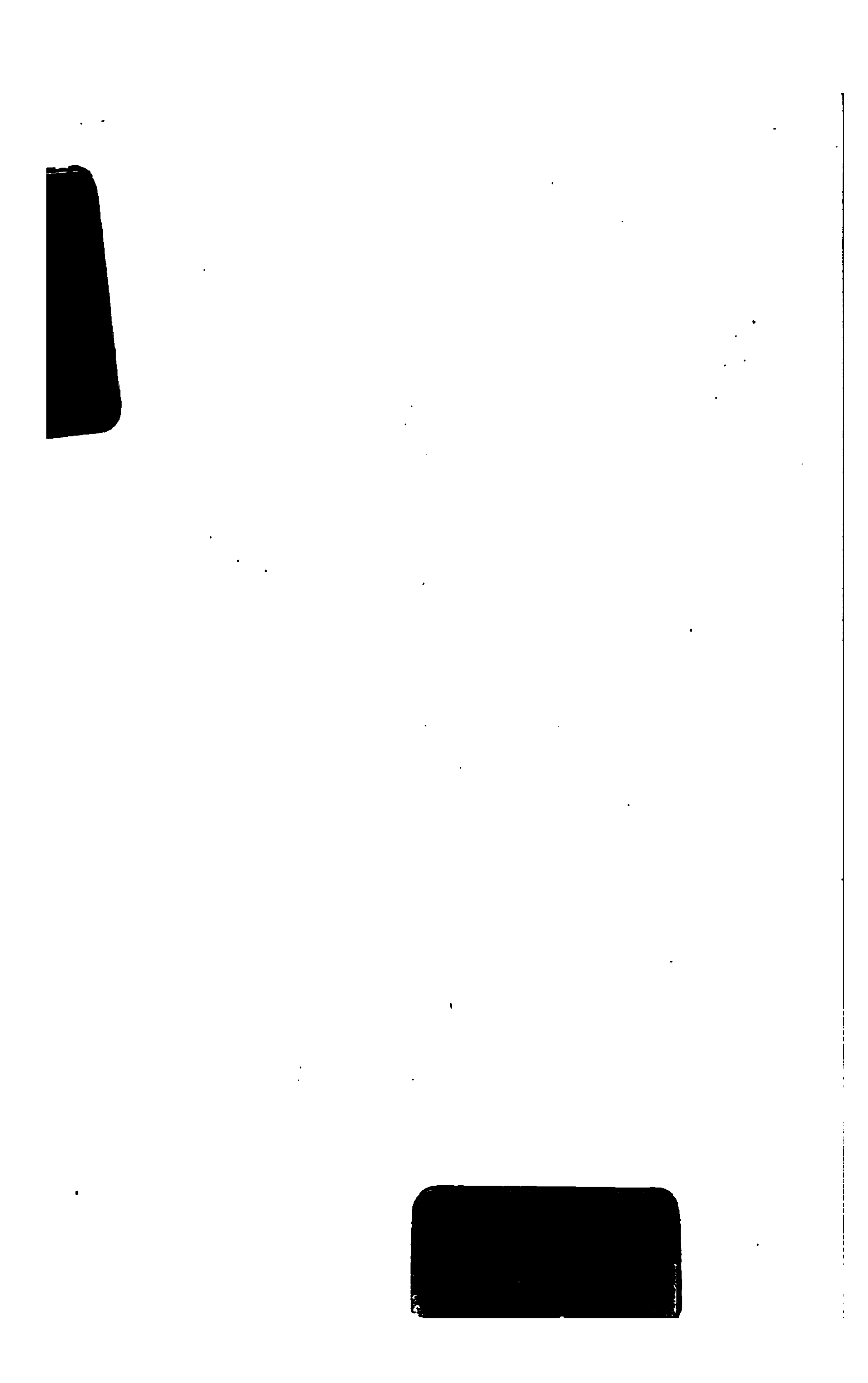


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575565 6



Ihres Vaters Tochter

Roman

von

Lulu von Strauß und Torney



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1905

Erstes Buch

Erstes Buch



Norderney, den 23. Juni 1900.

Liebster Vater!

Warum Du mich eigentlich in diese Verbannung geschickt hast, begreife ich nicht recht. Vier Wochen lang zwischen Menschen, die mich wenig oder nichts angehen, und nachher noch diese Entdeckungsreise in die unbekannte Verwandtschaft, die wahrscheinlich den mangelnden Geist durch ehrenfestes Spießbürgertum ersetzt.

Und gerade jetzt, wo Du mich doch nötig hast! Du schreibst ja nicht, daß Dir etwas fehlt, aber ich weiß es. Vor **mir** kannst Du mit Deinen Stimmungen nicht Verstecken spielen. Der trübe Unterton in Deinem Brief macht mich unruhig.

Meine Stimmung geht ja immer wie eine gedämpfte Begleitung neben Deiner her. Vielleicht fühle ich deshalb die Dissonanzen hier so besonders scharf.

Die Natur so unerhört groß — und die Menschen daneben! Die Menschen!

Vater, wir haben einmal zusammen vor Böcklins ‚Spiel der Wellen' in München gestanden. Diese tollen, wundervollen Geschöpfe, die sich mit schreiendem Jauchzen in die steigende, stürzende Welle werfen und sie umarmen, als ob sie etwas Lebendiges wäre, stark und frei und wild wie sie selbst!

Das ist erlebt! Das gehört hierher! Ich sehe es selbst tausendmal, wenn beim Segeln die durchsichtig grüngläsernen Wasserberge vor dem Boot steigen und wachsen und in einem Hexenkessel von Schaum verbrausen. Oder wenn ich mit geschlossenen Augen auf das große, ruhelose Rauschen höre, das Tage und Nächte um die Insel geht.

Wenn ich dann die Augen aufmache, trifft mich der Kontrast wie ein Schlag. Geschwätz, Toiletten, Flirt. Alles so klein, so erbärmlich!

Ich bewundere Tilla Berg. Die schwimmt in kindlichem Vergnügen mit dem Strom, läßt ihr schönes Gesicht und ihr wirklich bildhübsches Baby bewundern und ist jeden Tag mit neuen, vornehmen Bekanntschaften intim. Ihren Mann scheint sie nicht allzuschwer zu entbehren. Als ich neulich bedauerte, daß ich ihn nun dieses Mal auch nicht kennen lernte, zuckte sie lachend die Schultern.

„Ich weiß nicht, ob du viel mit ihm anfangen könntest. Du sollst dich hier doch auch erholen. Georgs Unterhaltung ist immer so sehr gediegen, schwerstes Kaliber. Das fiele mir hier auf die Nerven."

Jedenfalls wird ihr die Unterhaltung mit ihren hiesigen Leutchen die Erholung nicht stören. Es macht ihr augenscheinlich Spaß, mit der Tochter meines Vaters zu renommieren. Wo sie eine kleine Nachhilfe für nötig hält, stellt sie mich vor als die Tochter ‚unseres' Peter Florenz Weddingen — das ‚unser' unterstrichen. Wenn der geistige Standpunkt um einige Grad höher ist, wird der Rippenstoß überflüssig. Dann kommt unfehlbar die Frage: „Sind Sie vielleicht mit dem berühmten Weddingen verwandt, dem Dramatiker?"

Ja, ja, ja! Wenn Du wüßtest, wie stolz ich bin, daß ich antworten kann: „er ist mein Vater!"

Dann ist es, als ob ich plötzlich ein paar Schuhe wüchse. Die indiskreten Klemmer mustern mich und untersuchen genau, ob man mir den berühmten Vater nicht schon von außen ansieht. Ich trage einen kleinen Nimbus, der aus dem Abfall von Deinem zurechtgeschneidert ist!

„Sie haben gewiß durch Ihren Herrn Vater eine Menge interessanten Verkehr. Wie beneidenswert!"

Es enttäuscht die neugierigen Damen entschieden, daß ich nicht mit sämtlichen Bühnengrößen auf du und du stehe. Ich kann ihnen nicht helfen. Es hat mir ja selbst oft leid getan, daß Du mich so grundsätzlich von jeder Berührung mit diesen Kreisen fernhältst.

„Hat Ihr Herr Vater wieder etwas Neues unter der Feder? Wir haben voriges Jahr sein neues Stück in Wiesbaden gesehen. Wirklich sehr ergreifend, nicht wahr?"

„Da wissen Sie mehr davon als ich. Ich habe das Stück noch nicht auf der Bühne gesehen, mein Vater nimmt mich zu den Premieren nicht mit."

Neues Staunen. Ich lasse das seelenruhig über mich ergehen.

„Ich sehne mich übrigens gar nicht danach. Vater liest mir ja alles selbst vor, ehe es veröffentlicht wird. Da habe ich doch die beste Premiere!"

„Ah so! Ah!"

Der Assessor mit den melancholischen Augen und den wundervollen Plättfalten in den Beinkleidern sieht mich tief und lange an.

„Also ein Dichterkind! Da sind Sie es wohl schon gewohnt, literarisch verwertet zu werden. Gewiß schreiben Sie auch selbst. Sie haben ja die beste Anleitung dazu!"

Ich lache ihm gerade ins Gesicht.

„Nein, ich schreibe nicht selbst, dazu bin ich zu eitel."

„Zu eitel?" Der Assessor, von dem die Sage geht, daß er ‚selbst schreibt', macht ein nicht gerade geistreiches Gesicht.

„Kinder bedeutender Männer sind erfahrungsgemäß meist dumm. Ich habe keine Lust, mich zu blamieren und Vergleiche herauszufordern," erkläre ich ihm brutal. Der höfliche Mann weiß nicht, ob er mir widersprechen soll oder nicht.

Da gefällt mir die gesunde Geistlosigkeit meines kleinen pommerschen Leutnants viel besser. Der ist ehrlich entrüstet über mich: „Gnädiges Fräulein, bei dem lockeren Handgelenk nicht Tennis zu spielen, ist einfach unverzeihlich! Direkt ein Charakterfehler, pardon! Wenn ich es Ihnen beibringen darf — in vierzehn Tagen spielen Sie in jedem Match!"

Die gute Tilla hielt mir gestern eine Vorlesung, daß ich den schönen Assessor nicht besser behandle. Er ist eine gute Partie, ein alter Name, ein entzückender Mensch, wird noch Karriere machen. Worauf ich eigentlich noch warte?

Worauf ich warte? Ich warte überhaupt nicht. Ich will weder den Assessor noch sonst einen von diesen Männern mit Miniaturseelen und Miniaturhorizont. Du hast mich zu sehr verwöhnt, Vater. Wozu soll ich überhaupt heiraten, da ich mich zu Hause vollkommen zufrieden fühle? —

Heute habe ich die ganze Tennisgesellschaft, den Assessor und Tilla heimlich im Stich gelassen und bin nach dem Leuchtturm zu gelaufen. Schlick, Watt, Wasser. Ein unruhiger Himmel, der sich in fliegendem Spiel von kühlem Blau und weißen Wolkenfetzen in der großen, blanken Wattfläche spiegelt. Ganz unten

am Rand der metallisch blaugrünen, aufgeregten See die weiße Flutlinie, die sich höher und höher auf den Sand schiebt. Stelzbeinige Strandläufer, die mit ihrem weißgrauen Gefieder wie kleine Schatten über das Watt huschen, und Möwen mit großen, weißen Flügeln.

Hier um mich herum nur der schneeweiße, feine Sand meiner Düne, grauer, stacheliger Strandhafer und silberige, zart violett getönte Distelbüsche. Und Wind, frischer, stoßweiser Wind, den ich salzig auf der Zunge schmecke, und der mir wie mit lebendig zerrenden Händen ins Haar greift. Ich halte meine kleine Briefmappe auf den Knieen, und wenn ich bisweilen mit Schreiben aufhöre und die Augen schließe, kann ich mir einbilden, das Flutrauschen da unten wären Thüringer Tannen, denen der Wind durch die schwarzgrünen Nadeln streicht — meine großen Tannen am Berg über unserm Haus!

Nun noch ein paar Wochen, dann bin ich wieder bei Dir!

Finde ich Nachricht von Dir in Weddigenhof? Ich weiß nicht, warum ich mich beunruhige, aber ich wollte, ich wäre erst zu Haus.

Blühen die weißen Klematis an der Hauswand schon und die roten Kletterrosen?

Was machen Deine Manuskripte ohne Dein Fräulein Sekretär?

Tausend Grüße, Vater!

Deine Agnes.

Weddigenhof, den 5. Juli 1900.

Liebster Vater!

Ich habe hier doch noch keine Nachricht vorgefunden. Hoffentlich nur ein gutes Zeichen. Vielleicht hast Du sehr viel Arbeit. Oder Du findest es über-

flüssig, jetzt noch zu schreiben, da wir uns ja doch in ein paar Tagen sehen. Mache Dich aber darauf gefaßt, daß Du mich dann so bald nicht wieder los wirst!

Meine flüchtigen Karten hast Du inzwischen wohl bekommen. Bremen, Hannover, Hildesheim, Goslar — diese letzten zehn Tage sind wie eine Laterna magica von Straßen, Kirchenfassaden, eleganten Läden und Kellnergesichtern an mir vorbeigeflogen, immer in der monotonen Begleitung des rotgebundenen Reiseführers durch Nordwestdeutschland.

Wäre ich allein gewesen, ich hätte es wohl anders angefangen, Deine Heimat kennen zu lernen, was mir ja doch eigentlich der Zweck dieser Reise war. Ich wäre ohne ‚Führer' in der Dämmerung durch diese lustigen alten Gassen mit ihren geschnitzten Giebelhäusern gestrichen, die alle voll Geschichte und Geschichtchen stecken. Ich hätte mich still in das dunkelbraune Gestühl dieser Kirchen gesetzt und hätte den hölzernen Heiligen in die treuherzig derben Gesichter geschaut. Oder ich wäre einmal ein paar Stunden über Land gegangen, zwischen Dörfern, Feld und Heide, und hätte hie und da einem weißköpfigen Bauernkind zugenickt, oder mit einem von den Alten, die noch ebenso hölzern und treuherzig ernst aussehen wie die Kirchenheiligen, ein Wort geredet.

Nun, es half eben nichts, da ich mit Tilla samt Baby und Wärterin fuhr; sie hat einen andern Geschmack als ich und setzt ihn durch wie ein verzogenes Kind. Eigentlich sind wir ja überhaupt nur Mußfreundinnen, der Väter wegen. Wenn sie nur etwas von ihrem Vater hätte!

Gestern haben wir uns getrennt. Und jetzt Weddigenhof.

Hier fühle ich mich zum ersten Mal seit Wochen

von innen heraus wohl und warm, fast als ob ich zu Hause wäre. Das bin ich ja auch eigentlich. Da hast mir so viel von Weddigenhof erzählt, daß ich es auf Schritt und Tritt kenne. Es ist, als ob ich eigene halbvergessene Kindererinnerungen wiedererlebe.

Da ist das Haus, dieser altmodische Kasten mit dem hohen, steilen Dach. So ganz ohne Prätensionen und ohne Stil, aber so wundervoll gut und heimelig mit den tausend purpurroten Büschelröschen, die um Haustür und Veranda hängen, und den vielen blanken gutmütigen Fensteraugen. Und köstlich unpraktische Stuben darin, hier ein Eckchen, da ein Treppchen, wie man sie nur noch in alten Häusern findet, wo jede neue Generation an dem lieben Nest herumflickt, bis es ihr paßt. Die verblichenen Tapeten und die alten Möbelstücke sehen mich an wie mit längstbekannten Gesichtern.

Dann der Garten. Ich habe nie gewußt, daß ein Gemüsegarten schön sein kann, wirklich schön mit den schnurgeraden Beeten, wo jedes Kraut und jeder Salatkopf sich so gesund und grün breitmacht, und wo die Bohnen mit ihren weißen Blütenschmetterlingen eine so unerhörte Grazie im Klettern und Ringeln entwickeln! Auch das Rasenrondell ist noch da, und der Sitzplatz unter dem großen Nußbaum, durch dessen Blätter die Sonne scheint wie durch grünes Kirchenfensterglas, warm und stark und doch weich.

Auch den großen Wirtschaftshof liebe ich, die Ställe, den Hudekamp mit den rotbunten Kühen, den Buchenberg, an dessen Rand die feierlichen violettroten Fingerhutkerzen stehen — und die Felder.

Gestern hat mich Onkel Franz gleich durch seine Felder geführt. Er war ganz Landwirt und lachte mich aus mit meinem Entzücken.

„Schön soll das sein, Deern? Der Roggen steht ja gut, das ist wahr. Aber schön? Einfach langweilig, weiter nichts!"

Ich höre sonst sein gesundes, kräftiges Lachen gern, aber da störte es mich doch. Ich bin gegen Abend noch einmal allein aus dem Hoftor gelaufen.

Diese Kornfelder! Vater, sie sind das Schönste an Weddigenhof! Diese endlose, baumlose Fläche, in der nur hie und da ein Dorf wie eine Insel liegt! Nichts als Werden und Wachsen und Stille und Reife. Der Roggen mit mannshohen Halmen schon fahlgelb, der starre, dunkelgrüne Weizen mit den strammen, festen Ähren-köpfen, und die hellen Gerstenfelder, über die es wie der Schein grüner Seide läuft, wenn der Wind dar-überfährt. ‚Unser täglich Brot —!' Die uralte nahe Verbindung mit der großen, geliebten Mutter Erde, der der Mensch mit aller Kultur und Geistesfreiheit doch nie entwächst, die ihn an diesem einfachsten Band fest-hält, bis sie ihn selbst wiedernimmt!

Etwas Schönes hab ich da gestern abend ge-sehen. Es ging ein Mann durch den reifen Roggen und trug eine Sense auf der Schulter. Das Korn war so hoch, daß ich ihn nur bis zur Brust sah. Der ernst-hafte, harte, weißhaarige Bauernkopf und die breite, blinkende Sense gingen langsam das Feld entlang, über den Köpfen der reifen Ähren. Mir fiel das alte, naiv feierliche ‚Es ist ein Schnitter, der heißt Tod' — da-bei ein.

Mir kommt vor, die Menschen leben hier auch wie ihre Ähren. Wachsen und Blühen und Reifwerden und Sterben. Alles so gesund und so einfach.

Halt, Agnes Weddigen! Ich sehe, du lachst schon wieder, Vater. Du behauptest ja immer, meine Briefe wären in der Entwicklung gehemmte Romane!

Aber sei ruhig, die Prosa hat hier auch ihr Recht. Und sie heißt — Tante Weddigen!

Tante Weddigen ist wie ein gutes Huhn, das jedes Ei begackert. Ich weiß ja auch, daß ein Haushalt seine Schwierigkeiten hat, aber die Maschine muß gehen, ohne zu knarren. Morgens in der Küche einen Pudding anrühren, und mittags im weißen Battistkleid so tun, als ob Elias' Raben ihn gebracht hätten! Nicht wahr?

Onkel Weddigen ist auch Prosa, aber gesunde, behagliche. Ich versuche, ihn mir jung vorzustellen, wie du ihn gekannt hast, Es ist gar nicht schwer, er hat noch etwas so Kindliches in den Augen. Er war ein derber, blonder, rotbäckiger Bauernjunge mit festen Zähnen für jeden unreifen Apfel und festen Fäusten für jede Bubenbalgerei.

Der kleine Peter Florenz ist anders gewesen. Den sehe ich auch, Vater, überall; im Garten mit dem ‚Andersen' unter der Stachelbeerhecke, auf heimlichen Entdeckungsreisen im Korn, das dem Kerlchen über dem Kopf zusammenschlägt — oder an dem großen, plumpen Eßtisch, mit den Beinen vom Stuhl baumelnd. Ein ernsthafter, stiller Junge, der zwischen den andern viertelstundenlang vor sich hinträumen konnte und dann plötzlich, wenn man ihn anredete, ein Paar intelligenter, heller Augen unter schwarzen Wimpern groß aufmachte!

Ich habe Onkel Weddigen gebeten, mir von Dir und von früher zu erzählen. Er zog die Augenbrauen hoch.

„Deern, was ist denn da groß zu erzählen? Da frag ihn nur lieber selbst. Ein eigener Kerl ist der Peter Florenz immer gewesen, gerade so vertrackt wie sein Name; aber für den kann er ja nichts, der ist nun

mal in der Familie. Er hatte immer so was an sich, daß jeder sich nach ihm umsah, und alle wunder was aus ihm machten. Besonders die Weiber — na —"

Er räusperte sich und war auf einmal still und ein bißchen verlegen. Ich lachte ihn aus.

„Onkel, red ruhig weiter. Es macht mir ja Spaß, wenn ich denke, daß die Mädchen nach ihm gesehen haben. Ich hätte mich sicher auch in ihn verliebt, wenn ich damals schon gelebt hätte und nicht seine Tochter wäre!"

Onkel Franz klopft mich lachend auf die Backe, wie er es seinen Töchtern tut.

„Schnack nicht solches Zeug. Du siehst ihm übrigens ähnlich, Mädel. Gerade die gleichen Augen."

Es hilft nichts, auf dem Punkt Peter Florenz ist er nicht ausgiebig. Ich lächele heimlich und verstehe. Die Konflikte von früher, von denen Du mir so oft erzählt hast, sind ein heikles Thema für ihn, weil er selbst und Großvater und der ganze heilige Familienrat sich an Dir blamiert haben!

Aber diese Menschen sind so ganz ‚aus Erde gemacht'. Sie konnten gar nicht anders, als diesen jungen Heißkopf, der sein praktisches Brotstudium über den Haufen warf und Dramen schrieb, für einen verlorenen Sohn halten. Es ist auch ganz folgerichtig, daß sie ihn jetzt wieder anerkennen und Respekt haben, wo ihm seine Dramen die Villa in Thüringen gebaut haben. Fast so gut wie ein Brotstudium!

Onkel Franz ist jetzt sogar stolz auf seinen berühmten Bruder, wenn er ihm auch augenscheinlich wie eine Abnormität in der Rasse Weddigen vorkommt — ungefähr wie ein Schaf mit sechs Beinen. Man sieht es sich an, schüttelt den Kopf und wundert sich, aber man kann nichts damit anfangen!

Ich soll Dich überreden, mich hier abzuholen, sagte Onkel Franz heute. Du sollst wieder in deiner Jungenstube wohnen, und sollst Flottkäse mit Kümmel essen, den Du früher so gern gemocht hättest. (Siehe eine Notiz für Deine Biographen: die Lieblingsspeise unseres Dramatikers!!)

Hast Du Lust zu kommen? Wenn nicht, so fahre ich nach Haus. Bis Freitag spätestens bin ich dann bei Dir.

Unten läutet der Briefbote. Vielleicht endlich Nachricht —

Aus Agnes Weddigens grünen Heften.

6. Juli.

Ich begreife es nicht. Ich fasse es einfach noch nicht. Vor sechs Wochen ein lachendes ‚auf Wiedersehen!' und eine warme, lebendige Hand. Und heute nichts als das stumme, leere Haus, und die paar Zeilen da vor mir in seiner lieben, bekannten, klaren Schrift, mitten im Satz abgebrochen.

Mein letzter Brief an ihn auch noch unfertig in meiner Mappe. Er wird ihn nie lesen. Nie.

Nein, nein, das ist ja nicht wahr! Ich glaube es jetzt ebensowenig wie gestern, als sie mir in Weddigenhof das Telegramm und die drei Tage alten Briefe brachten, die mir von Stadt zu Stadt nachgegangen waren wie heimliche Verfolger!

Und ich habe die ganzen Tage gelacht und gesprochen und gegessen und getrunken wie immer. Habe an ihn gedacht und ihm geschrieben, während —

Wenn ich nur wenigstens einmal eine Zeitung in

die Hand genommen hätte, dann hätte ich es ja gewußt! Aber in der Hetzjagd der Reise! Und in Wedbigenhof nur das kleine Lokalblatt, das die Nachricht nicht hatte!

Und er hat es gewußt seit Wochen, Wochen! Und hat mir kein Wort gesagt! Hat mich weggeschickt!

Weil bei einem lieben Menschen der Eindruck solcher letzten Zeiten des Sterbens so furchtbar und unverwischbar wäre, schreibt er mir in diesem letzten Brief. Er hat mir das ersparen wollen.

Aus lauter Liebe grausam! Mein Herzblut gäbe ich dafür, wenn ich diese letzten Zeiten gehabt hätte, erlebt, aufgespart in der Erinnerung! Jede kostbare Minute, jedes liebe Wort, jeden Blick!

Es wäre nicht so gewaltsam gewesen, so furchtbar unerwartet.

Ich habe ein schwarzes Kleid an und gehe langsam durch alle Stuben im Haus, wieder und wieder. Durch die Eßstube, wo seine silberne Tasse noch auf dem Nebentisch steht, in die ich ihm jeden Morgen den Kaffee eingoß. Durch die große helle Gartenstube, wo das Licht, durch die Kastanien vor dem Haus grünlich gedämpft, auf dem Parkett liegt, auf dem schönen alten Empire der Einrichtung mit ihren klaren einfachen Linien, die wir beide so liebten, und auf den Büchern und Papieren seines breiten Schreibtisches. Es liegt und steht alles noch so, wie er es ließ, ziemlich zerfahren. Meine Hand fehlte ihm zum Ordnungmachen. Unter seinem schlicht gerahmten Klingerblatt ‚An die Schönheit' ein paar dunkelrote Rosen, die er selbst abgeschnitten hat. Aber sie haben das Kristallglas ganz leer getrunken und hängen braun und verwelkt.

In den großen Saal gehe ich auch, aber ich mache die Tür schnell wieder zu. Es riecht so stark

nach welken Blumen da und nach Lebensbaum. Da hat der Sarg gestanden, sagt die alte Marie.

Der Sarg! Vaters Sarg!

Herrgott, laß mich den Verstand behalten! Es kann ja nicht wahr sein. Er ist nur verreist und muß wiederkommen.

Wann? Vater, wann? Komm bald!

7. Juli.

Ich habe mir Marie hereingerufen und mir alles genau erzählen lassen. Er ist die ersten Wochen noch ganz heiter gewesen, nur viel gelegen hat er. Und bisweilen ist es ihr aufgefallen, daß er schlecht ausgesehen hat. Er hat jeden Tag gearbeitet und ist auch im Garten gegangen, aber langsam. Dann ist es schlimmer geworden, er hat Anfälle gehabt, hat nicht atmen können und ist ganz grau um den Mund geworden.

Und ich nicht bei ihm! Ich irgendwo weit weg, ohne eine Ahnung davon, daß er litt!

„Ich habe dem Herrn damals gesagt, ob wir dem Fräulein Agneschen schreiben sollten,' erzählt Marie, ‚aber er ist aufgefahren: was fällt Ihnen ein? Kein Wort soll sie wissen, verstehen Sie! Daß Sie ihr nichts schreiben, ehe ich es Ihnen erlaube! Sie sollen mir das versprechen, Marie.'

Sie hat es ihm versprochen. Er hat weitergelitten. Aber zuletzt ist es dann rasch gegangen. In den letzten Tagen hatte er kaum mehr einen Schritt getan. ‚Aber bis zuletzt habe ich ihm die guten Faltenhemden herausgeben müssen, und er hat immer so propper und fein ausgesehen wie in gesunden Tagen.'

Die treue alte Seele hat dann doch ihr Versprechen gebrochen und in ihrer Angst mir heimlich geschrieben.

Diesen ungeschickten guten Dienstmädchenbrief, der mich mit der Todesnachricht zugleich in Weddigenhof erreichte.

Das Letzte muß dann ganz schnell gekommen sein, ihm selbst unerwartet. Er hat wie immer am Schreibtisch gesessen, als sie ihm die Postsachen gebracht hat, meine Hildesheimer Karte darunter. Alle Schreibtischladen haben offen gestanden, und lauter Papiere haben um ihn herumgelegen. Er muß allerlei verbrannt haben, der Kamin ist voll Papierasche gewesen.

Er hat noch ebenso am Schreibtisch gesessen, als sie nach einer Stunde wiedergekommen ist. Nur ein bißchen zurückgelehnt im Stuhl, und den Kopf auf der Brust, und der Atem hat stillgestanden. Es ist niemand bei ihm gewesen in der Stunde.

Medizinalrat Kampf, Vaters Arzt und alter Freund, hat dann das Begräbnis und alles Nötige besorgt, weil ja sonst keiner da war und es doch geschehen mußte.

Es ist mir, als ob ich das alles von einem ganz Fremden schreibe, nicht von meinem Vater. So oft ich es mir auch vorsage —

9. Juli.

Es kommen noch jeden Tag Kränze. Große kostbare Dinger, eine Verschwendung von Duft und Blüte. Ich sehe sie kaum an. Ich kümmere mich nicht darum, was Marie damit anfängt. Die Beileidsbriefe liegen in einem großen Haufen im Saal auf dem Tisch. Worte, Worte, ein Wust von Worten. Was gehen die mich an?

10. Juli.

Dieses öde, leere Haus! Diese langen, lauwarmen Juliabende, wo ich aufschrecke, wenn ein Nachtschmetter-

ling mit den dunklen Flügeln an die Lampenglocke burrt — so still ist es!

Es ist, als ob ich auf etwas warten müßte. Hundertmal am Tage sehe ich nach der Tür. Er muß ja hereinkommen, sage ich. Ich habe dies alles geträumt. Es ist nicht wirklich.

Ich zähle die Tage. Fast eine Woche bin ich jetzt zu Haus. Vor sieben Wochen habe ich Vater zuletzt gesehen.

11. Juli.

Seinen Schreibtisch habe ich nicht angerührt. Er mochte es nicht, daß ich ihn in Ordnung brachte, ohne daß er dabei war. Es ist mir, als ob er noch bei mir wäre, wenn ich seine Bücher und Papiere ansehe.

12. Juli.

Ich will nicht, daß er tot ist, ich will nicht! Ich will ihn wiederhaben! Auf die Erde werfen möchte ich mich und schreien, wenn ich versuche, es mir klar zu machen.

Es hilft nichts. Er kommt nicht wieder. Ich kann schreien und jammern und den Zufall oder das Schicksal oder Gott weiß was anklagen, es antwortet mir nichts.

Diese furchtbare Stummheit! Dies Alleingelassensein!

Nie wieder die Stimme zu hören, die man lieb hatte! Nie wieder das vertraute Gesicht sehen! Alles wie ausgelöscht. Und nur großes, gleichgültiges Schweigen —

Wir sind ja noch nicht fertig gewesen! Wir hatten uns ja noch so viel zu sagen, noch genug für Tage und Jahre!

Er war mir ja viel mehr als nur Vater — Lehrer, Führer, Freund! Ich hatte keinen andern als ihn. Ich brauchte auch keinen.

Und das soll vorbei sein? Alle Fäden zwischen uns abgeschnitten?

Ich weiß nicht, wo er ist. Ob er ist.

Ich ertrage es nicht! Ich habe nie gewußt, daß es so furchtbar ist! Lieber selbst sterben!

Wir haben nie viel vom Tod gesprochen, Vater und ich. Er mochte es nicht. ‚Der Tod ist häßlich!' sagte er. Man muß ihn mit Leben und mit Schönheit zudecken.

Darum sollte ich nicht bei ihm sein zuletzt.

Aber wenn ich bei ihm gewesen wäre, dann hätte er nicht sterben können. Mit meinen Armen, mit meiner Seele hätte ich ihn festgehalten, daß er hätte bleiben müssen!

Vater, Vater, warum hast du mich so allein gelassen?

14. Juli.

Wenn ich beten könnte! Beten wie unsere alte, gute Marie, die als fromme Katholikin eine Art Zauber in ihrem Rosenkranz sieht. Oder wie so ein einfältiges Bauernweib in Vaters protestantischer Heimat!

Ich kann es nicht. Vaters und mein Gott ist nicht der gute, alte, langbärtige Großvater aus Ludwig von Hofmanns märchenhaften Paradiesgärten. Er ist etwas Riesiges, Unfaßbares, Gewaltiges. Er ist das Leben selbst, das durch die grünen Adern jedes Blattes, die roten meiner Hand pulst und brennt.

Aber man kann nicht kindlich zu ihm beten. Dieses große, furchtbare Leben schafft und verzehrt in einem Atem, weckt und tötet. Was fragt es nach uns? Wir sind eine winzige Spanne Zeit da, dann fegt es uns

von der Erde und braucht die freigewordene Kraft, wo es sie brauchen will.

Vater! Vater! Was hilft mir das? Ich brauche irgend etwas Großes, jenseit der Erde, jenseit von Sterben und Geborenwerden! Etwas, an das ich mich festklammern kann, wenn ich den Boden unter den Füßen verliere!

15. Juli.

Ein paar Briefe habe ich heute aufgemacht. Einer in Tillas rascher, launenhafter Schrift. Nichts als Worte. Der etwas verlegene Kondolenzbrief, die lästige Pflicht. Ich kenne das.

Der andere hatte den Poststempel Weddigenhof. Onkel Franz. Er schreibt wieder, was er mir auf der Bahn beim Weggehen sagte: ich soll zu ihnen kommen. Kurz und bündig, aber ehrlich und gut. Aber der Brief gibt mir doch nichts.

Die Haustürglocke klingelt nur noch selten mehr. Ich habe keinen Besuch angenommen. Ich kann nicht, ich will nicht. In der Einsamkeit bin ich mit meinem Toten zusammen. Die fremden Menschen würden mir ihn wegnehmen.

16. Juli.

Zeitungsnekrologe, einer nach dem andern. Geschreibsel wildfremder Leute, die klug tun, über ihn reden, mit dem ärmlichen Talglicht ihres Geistes in seine Seele hineinzuleuchten glauben. Was wissen sie denn von ihm? Sie kennen ihn ja gar nicht. Es kannte ihn keiner als ich.

Es empört mich förmlich. Sie wollen mir das Letzte, Einzige nehmen oder fälschen, was ich habe — die Erinnerung an ihn!

17. Juli.

Millionen machen das gleiche durch wie ich, sage ich mir. Ein banaler Trost. Ich verstehe eben nicht, wie sie es können. Ich begreife nicht, daß eine Welt existenzfähig ist, die solche ungeheure, unermeßliche Last von menschlichem Schmerz zu schleppen hat. Ich begreife nicht, daß es noch Menschen gibt, die leben mögen.

Ich hasse das Leben, in dem es den Tod gibt!

18. Juli.

Ich weiß nicht, ob es draußen regnet oder sonnig ist. Ich weiß kaum, ob es Tag oder Nacht ist. Nur, daß nachts alles noch furchtbarer und erdrückender wird.

Dieses schreckliche Vermissen, jeden Tag mehr! Immer wieder bei irgend einer alltäglichen Kleinigkeit das rasche instinktive Gefühl: das muß ich ihm gleich erzählen, darüber muß ich Vater fragen. Und dann das plötzliche Erinnern: ach so, er ist ja tot!

Ich kann Vaters Bilder nicht mehr ansehen, es macht mich förmlich krank. Ich gehe auch nicht mehr in seine Stuben. Ich schließe mich hier oben in meine Kammer ein. Wenn ich Maries Schritt im Haus höre, fahre ich zusammen.

Meine ganze Seele ist wund und schmerzt, wo ich sie berühre.

Ich weiß nicht, was werden soll. Mein Leben ist von seiner Wurzel abgeschnitten. Kann es überhaupt noch weiter wachsen?

19. Juli.

Tod? Was ist denn Tod?

Ich bin mit Marie auf den Kirchhof gegangen.

Da war ein frischer Erdhaufen, zugedeckt mit verwelkten, häßlich riechenden Kränzen und verregneten, geschmacklosen Bandschleifen. Was hat mein Vater damit gemeinsam? Mein Vater, der lebendige Schönheit und Sonne und wachsendes Grün lieb hatte?

20. Juli.

Ich will nie wieder auf den Kirchhof gehen. Nie!

Ich bin diese Nacht wie im Fieber gewesen. Als ich das Licht ausgelöscht hatte, fing es an. Meine Augen waren brennend heiß, wie ich in die schwere Dunkelheit hineinstarrte, die voll schrecklicher Bilder war.

Ich war plötzlich wieder auf dem Kirchhof. Ich sah die ordentlichen, sandbestreuten Wege, die sauber beschnittenen Lebensbäume, die schlaffen Traueresche n — und diese furchtbaren, lustigen Blumenbeete mit Kreuzen und Steinen darauf.

Aber ich sah sie anders als am Tag. Ich sah unter Blumen und Rasen und Steinplatten, und da unten war das Entsetzliche, das sie pietätvoll zudecken sollen und einem doch nur aufdringlich vor die Seele rücken. Ich sah sein Grab auch —

Ich kann es nicht beschreiben. Ich habe geschaudert und mich geschüttelt vor Qual und Angst in der Dunkelheit. Es kam eine eiskalte Lahmheit über mich, daß ich keinen Finger rühren konnte. Es war, als ob etwas Furchtbares, Ungeheures unsichtbar nach mir griff. Ich konnte mich nicht wehren und konnte nicht fliehen.

Es ist, um verrückt zu werden. Ich bin hundertmal gestorben in dieser endlosen, lichtlosen, grausamen Nacht. Und heute kommt wieder ebensolch eine —

* * *

8. August.

Ich habe Wochen keine Zeile geschrieben. Kaum eine Hand gerührt oder einen überflüssigen Schritt getan. Wie lebendig tot.

Marie kam heute zu mir herein, die gute Seele hatte Angst um mich. Sie stand neben meinem Diwan und rüttelte mich ganz derb an der Schulter.

„Das muß ein Ende haben, Fräulein Agneschen. So geht das nicht weiter. Was wohl der selige Herr dazu sagen täte? Dem wäre das gewiß nicht recht. Der mochte doch gar keine traurigen Gesichter sehen."

„Laß mich in Ruh, Marie," habe ich sie angefahren. Aber als sie kopfschüttelnd draußen war —

Es ist, als ob sie mit ihren guten, arbeitsharten Händen auch meine Seele aufgerüttelt hätte. Ich bin aufgestanden und vor den Spiegel gegangen.

„Der mochte gar keine traurigen Gesichter sehen."

Ja, ja, alte Marie, du hast recht, ich weiß es selbst!

Da im Spiegel ein blasses Geschöpf mit Schatten unter den Augen, ein paar scharfe, senkrechte, böse Falten zwischen den Augenbrauen. Etwas Häßliches, Krankes, Kraftloses!

Vater, du hättest mich nicht gern angesehen so, das weiß ich. Du hättest den Kopf weggewandt, und in deinem lieben Gesicht wäre dieser peinlich abwehrende Ausdruck gewesen, der mir immer so wehtat.

Und daran habe ich nicht von selbst gedacht! Das muß jemand wie die alte Marie mir erst sagen!

Alles Häßliche und Schwere, allen Tod zudecken mit Leben, immer wieder wachsendem, unerschöpflichem Leben. Auch der Tod ist ja nur Metamorphose. Warum überhaupt den Tod ansehen, da es doch das Leben gibt?

Ich höre deine Stimme das noch sagen. Es war ein so wundervoller, mitreißender Optimismus in deinem Ausdruck und Ton, wenn du mir so etwas erklärtest. Du wolltest, ich sollte das eben so stark fühlen wie du.

Du hast mir auch gesagt, ich sollte in meiner Persönlichkeit lebendig alles das verkörpern, was du dächtest und erstrebtest. Ein menschgewordenes Werk von Peter Florenz Weddigen! Sein bestes, sagtest du!

Habe ich denn das alles schon vergessen? Habe ich mit dir auch mich selbst verloren? Das wäre deiner unwürdig, es würde dich traurig machen.

„Der Schüler dankt seinem Lehrer schlecht, der immer Schüler bleibt."

Jetzt ist meine Probezeit. Habe ich wirklich von dir gelernt? Nicht nur ‚auswendig', sondern bis in die Tiefe herein? Habe ich von dir leben gelernt?

Ich muß es versuchen. Ich werde es können. Du sollst stolz auf mich sein können, Vater.

Den Tod mit Leben zudecken! Ich ahne jetzt erst, wieviel in dem Gedanken liegt, seit ich den Tod selbst erlebt habe.

Tod? Warum denn überhaupt das furchtbare Wort?

Du bist nicht tot, Vater. Während ich fort war, bist du nur aus dem Haus gegangen und nicht wiedergekommen. Entrückt. Bei deinem alten Schönheitsvolk machten es die Olympier so mit ihren Lieblingen.

So wolltest du selbst, daß ich es ansehen sollte; darum hast du mich von dir geschickt.

Ich weiß nicht, warum du weggegangen bist. Ich weiß auch nicht, wohin. Aber wenn Totsein Aufhören bedeutet, dann bist du nicht tot. Es ist einfach unmöglich. Du lebst ja noch!

Ich meine nicht nur in deinen Schriften und Werken, sondern wirklich, lebendig — in mir selbst. Aber auch das nicht in dem plump realen Sinn, wie jeder Erzeuger in dem Erzeugten weiterlebt.

Du lebst in mir und mit mir. Ich weiß nicht, ob ich es klar ausdrücken kann: als ich nur an Tod und Grab und Getrenntsein dachte, warst du für mich wirklich tot, nicht mehr da. Wie jeder Mensch für einen so gut wie tot ist, mit dessen Gedankenleben man keine Verbinduug hat.

Aber jetzt geht meine Seele wieder einen Weg mit deiner. Ich höre innerlich deine Antwort auf jeden meiner Gedanken. Ich weiß, daß du lebst!

Ich brauche gar keinen andern Beweis. Die Verbindung mit dem Jenseits, die der Spiritismus predigt, ist mir immer unwürdig und lächerlich vorgekommen. Die Brücke muß viel feiner, höher, geistiger sein!

Meine alte Marie ruft ihre Heiligen an und glaubt, daß sie sie hören. Das ist in seiner Naivität viel wahrer. Es ist eine Verbindung im Glauben.

Alles Sein ist ein Aufwärts, eine Entwicklung. Ein Leben, das sich von der Erde trennt, kann nur über sie hinausgehen. Wollen wir mit solch einem Leben in Verbindung bleiben, so ist das nur möglich in dem Höchsten, Besten, was wir besitzen, weil nur das an die neue Welt des andern, Vorangegangenen heranreicht. Das nenne ich ‚Verbindung im Glauben'. Der höchste geistige Besitz ist eben für jeden ‚Glaube', einerlei, auf welches Kredo er schwört!

9. August.

Ich bin heute zum ersten Mal mit sehenden Augen durch den Garten gegangen. Die weiß und roten Nelken blühen, die wir noch zusammen pflanzten, und

die hohen, dunkelweinroten Stockrosen an der Hauswand. Er sieht es nicht mehr.

Ich will ja stark sein, Vater. Ich will ja leben, leben.

Aber dieses körperliche Getrenntsein ist bitter hart. Bis in tausend Kleinigkeiten herein dringt diese Bitterkeit. Man sieht irgend einen Stuhl, einen Bleistift, der an eine kleine Gewohnheit oder Eigenheit des Verlorenen erinnert. Der Anblick wirkt wie ein physischer Schmerz.

Ach, tausend Augenblicke, wo dieser rein instinktive, heiße, unwiderstehliche Schmerz alle geistige Anstrengung und Widerstandskraft umwirft. Vater, Vater!

11. August.

Notar Holzmann war bei mir. Er ließ sich in geschäftlichen Angelegenheiten melden, deshalb konnte ich ihn nicht wegschicken wie die sonstigen Besuche.

Er ersparte mir jede konventionelle Beileidsredensart, fiel gleich mit der Tür ins Haus.

Da ich mich um die geschäftliche Regelung meiner Verhältnisse bisher noch nicht gekümmert habe, sei es seine Pflicht, daran zu erinnern, ich müsse also sein Eindringen entschuldigen. Das Testament des Herrn Professors Weddigen sei auf dem Gericht hinterlegt. Die Formalität würde rasch erledigt sein, da ich die einzige Hinterbliebene des Erblassers sei, die Anspruch auf den Nachlaß habe. Ob ich morgen vormittag auf die Gerichtskanzlei kommen wolle?

Ja, ich wollte kommen.

12. August.

Ich bin zum ersten Mal wieder durch die Stadt gegangen. Die altbekannte Straße mit den kleinen,

häßlichen, gemütlichen Häusern sah mir sonderbar fremd aus. Es war mir, als ob ich nach Jahren irgendwo aus weiter, weiter Ferne wiederkäme und mich wundern müßte, daß alles noch am alten Fleck stand. Die Leute bogen mir weit aus dem Weg, grüßten tief und flüsterten hinter mir. Das Alltagsleben hat Ehrfurcht und Scheu vor dem Schmerz und denen, die ihm gehören.

Ein große Stube, ganz kahl bis auf die hohen, staubigen Aktenfächer an den Wänden. An der einen Seite ein langer, grüner Tisch, an dem ein paar Gerichtsherrn saßen. Ich erkannte sie erst nicht in dem steifen, schwarzen Barett, das auch Notar Holzmanns kluges, bartloses Altfrauengesicht sonderbar veränderte.

Wunderlich, in dieser Umgebung auf einmal Vaters Handschrift zu sehen!

Das Testament war schnell gelesen. Ich hörte zu, mehr aus Pflicht als aus Interesse. Nur am Schluß eine Klausel.

„Meinen literarischen Nachlaß vermache ich meiner Tochter Agnes zu alleiniger Verfügung. Da sie mit meinen Anschauungen und Plänen vollständig vertraut ist, überlasse ich es ihrem Ermessen, ihn zu ordnen, davon zu veröffentlichen oder zurückzuhalten, in der Gewißheit, daß sie es in meinem Sinn tun wird."

Mir schossen plötzlich die Tränen in die Augen, ich mußte mich vor diesen fremden Menschen gewaltsam zusammennehmen.

Dieses große Vertrauen in den paar Worten! Es rückte mir auf einmal unser Zusammenleben so deutlich vor Augen, und das, was ich an ihm verloren habe. Aber es machte mich doch auch glücklich, stolz. Ich weiß, daß ich es rechtfertigen kann, Vater!

13. August.

Ich habe seine Stube wieder aufgeschlossen und an seinem Schreibtisch gestanden. Es liegt alles noch so, wie er es gelassen hat; Papiere, aufgeschlagene Bücher mit Randnotizen.

Ein wunderbares, starkes Gefühl seiner persönlichen Gegenwart kam auf einmal über mich. Fast als ob ich im nächsten Augenblick seine Stimme mit irgend einer lebhaften Frage hören müßte.

Ich strich mit der Hand über ein paar von den Papieren hin und nahm sie auf. Ich las eins über, verstand es nicht gleich und las es noch einmal.

Ein altes Tagebuchblatt augenscheinlich. Er mußte es aus einer von den Schreibtischladen genommen haben, die offen standen. Sie waren sonst verschlossen, ich habe es nie gesehen, was er darin hatte.

Marie sagt ja, daß er im Kamin allerlei verbrannt hätte an dem letzten Tag. Was nur? Er hob sonst so sorgfältig jeden Zettel auf.

Ich habe wohl von ihm dieses Bedürfnis, mich schriftlich auszudrücken, geerbt. Es war mir von jeher, als ob ich innerlich klarer würde, wenn ich meine Gedanken auf dem Papier festlegte. Vater hat das auch immer ermutigt. Er sagte, es wäre gute, geistige Disziplin; ein Gedanke, den man formulierte, um ihn niederzuschreiben, verlangte schon von selbst schärfere Logik und Begründung. Sogar wenn wir uns lebhaft über ein Thema unterhielten, sah er es gern, wenn ich ihm meine Ansicht nachträglich knapp und klar schriftlich geben konnte.

Es ist mir ganz zur Gewohnheit geworden. Es war mir eigentlich nur eine fortgesetzte Unterhaltung mit ihm, unwillkürlich verfiel ich dabei immer wieder in die Anrede.

Bei ihm hatte das alles ja tiefere Bedeutung. Seine Jugendtagebücher wuchsen sich später zu Dramen, Dichtungen aus. Zu Werken, die nicht nur für sein eigenes Leben Wert hatten.

14. August.

„Meiner Tochter Agnes zu alleiniger Verfügung.“

Ein großes, schönes Recht — aber auch eine große Pflicht. Ich stehe vor diesem Tisch voll Hefte, Papiere und Schriften und lasse schlaff die Hände hängen. Ich weiß nicht, wo es anfassen. Hie und da greife ich ein paar Blätter heraus und lese. Besonders diese Tagebuchblätter, die ich zuerst fand, halten mich fest.

Vaters Jugendbild sehe ich mir dabei an, das kleine, das ich so liebe. Diese offene, prachtvolle Stirn mit den breiten, dunklen Brauen über den hellen Augen. Etwas Faszinierendes liegt für mich in dem Blick. Ich möchte ihn so gekannt haben.

Ich entsinne mich seiner ja nur, wie er zuletzt war. Die Brauen und der spitzgeschnittene Bart schwarz, aber das Haar schlohweiß. Das gab ihm so etwas Auffallendes, weil sein Gesicht und seine Augen doch noch jung waren.

Ich erinnere mich noch, wie ich in Lugano im Hotel den Wirt nach ihm fragte und der mit einer Verbeugung sagte: „Der Herr Gemahl ist schon vorausgegangen.“ Wir haben damals so darüber gelacht. Es machte mir Spaß, wenn die Leute mich für seine Frau hielten. Ich neckte ihn und nannte ihn ostentativ ‚lieber Peter Florenz‘, um die Täuschung nicht zu zerstören.

Er hatte ja überhaupt immer so etwas Ritterliches gegen mich.

Ach, diese glücklichen Zeiten!

Das macht es ja eben so viel, viel schwerer. Wenn einer als alter Mann stirbt, reif und mit dem Leben fertig, dann nimmt man das hin als den Gang der Natur. Aber Vater war noch so jung, noch mitten im Schaffen. Eben fünfzig vorüber, auf der Höhe des Lebens.

Warum mußte es so kommen? Warum?

15. August.

Ich habe einen Plan, der mich ganz glücklich macht. Vaters Jugendbild und die Tagebücher haben ihn mir gegeben.

Wenn dieser ganze Reichtum da in seinem Schreibtisch mir gehört, so ist es doch das erste Erfordernis, daß ich ihn kenne, ganz genau kenne, bis in jedes flüchtige Wort und in jedes Blättchen hinein. Es wird eine ernsthafte, liebe Arbeit sein.

Aber ich will System hineinbringen. Ich will versuchen, seiner Entwicklung nachzugehen. Ich will damit anfangen, diese Tagebücher zu sichten, in denen die Schrift noch etwas so Unfertiges, Kühnes hat, das mich anzieht.

Ich kannte dich ja bis in jeden Gedanken hinein, Vater: aber ich kannte nur Professor Doktor Wedigen, den berühmten Mann mit dem weißen Kopf, der seine Jugend vergessen hatte. Ich will auch den jungen Studenten kennen, der mit der bunten Mütze auf schwarzem Haar durch Heidelberg lief und alles andere tat als medizinisches Kolleg hören. Ich will den werdenden Menschen kennen, nicht nur den gewordenen.

Und von meiner Mutter will ich wissen. Er hat mir kaum je von ihr erzählt. Wenn ich nach ihr fragte, wehrte er ab, es wären ihm zu schwere Er-

innerungen. Ich habe nichts von ihr als diese feine, blasse Silberstiftzeichnung von Vaters Freund Bernardi, dem Maler. Ein junges Gesichtchen mit scheuen, großen Augen, präraffaelitisch fast in der Zartheit von Ausdruck und Haltung. Ein noch unfertiges Gesicht, in das das Leben noch nichts hineinschrieb Es hat auch wohl später nicht viel hineingeschrieben. Sie starb ja so früh, fast noch ein Kind, trotzdem sie Mutter war.

16. August.

Deine Kinderzeit kenne ich, Vater. Sie war keine durchschnittlich glückliche, weil du auch kein Durchschnittskind warst. Solche frühreife, feine Seelchen haben es schlecht zwischen den andern gesunden Normalrangen, werden gehänselt und mißverstanden.

Was deine Kinderzeit trotzdem schön gemacht hat, das waren die Bäume, die Gräser, die Wolken und Felder, mit denen du lebtest. Dein Weddigenhof, das du mit einer fast schmerzhaften Liebe geliebt hast!

17. August.

Ich habe alle Schalen und Gläser voll Blumen gestellt, wie du es gern hattest. Scharlachrote Nelken, violette Astern und weiße Anemonen. Ein weißes Kleid habe ich mir angezogen; ich weiß, das schwarze Trauerkleid würde dich bedrücken, dein empfindliches Gefühl peinlich berühren.

Und so will ich deine Jugend suchen. Es ist mir, als ob ich in einen Tempel gehen sollte.

18. August.

Der Anfang war eigentlich eine Enttäuschung. Ich fand mich erst langsam zurecht in den Briefbündeln und Tagebuchblättern, trotzdem meist deutlich die

Jahreszahl darauf stand. Ich ordnete sie in einzelnen Paketen.

Aber gerade eigene Aufzeichnungen sind wenig da. Es sind viele einzelne Bruchstücke und jahrelange Lücken dazwischen. Ich suche Ordnung hineinzubringen.

20. August.

Nach und nach bekomme ich einen Überblick. Es ist wunderlich — alles, was mit seinem literarischen Schaffen, seiner Kunst zusammenhängt, ist vollzählig da. Bündel von Schriften und Notizen mit genauer Bezeichnung. Nie veröffentlichte Jugendarbeiten, spätere Entwürfe, Fachkorrespondenzen.

Aber was ich suche, das Persönliche, den Menschen in seiner Entwicklung, finde ich kaum. Wenigstens nur eben genug, um Fragen anzuregen, zu kombinieren, Schlüsse zu ziehen.

Es macht mich traurig. Es war mir, als ob er gerade in seiner Jugend uns Jungen von heute — mir besonders nahestehen müßte. Als könnte ich ihm dadurch noch näher kommen, trotzdem er nicht mehr bei mir ist.

21. August.

Ich saß heute früh am Schreibtisch, der warme Sommertag kam durch alle Fenster herein, aber so leise, daß man ihn nicht hörte. Plötzlich draußen laute Stimmen — Marie aufgeregt und ängstlich, eine fremde Männerstimme, dann eine andere, die mir bekannt schien.

„Ach was, ich darf sie schon sehen, Sie brauchen mich nicht zu melden. Wir sind nur für ein paar Stunden hier —“

Tilla! Gleich darauf war sie schon in der Tür, Marias Widerstand schien überwunden, ich sah die gute

„Ich muß Dir eine Standpauke halten, alter Kerl. Läßt wieder zwei Monate nichts von Dir hören. Womit vertust Du Deine Zeit? Die filia hospitalis sollte doch nun überwundener Standpunkt sein. Meine Aufsicht fehlt Dir, was?"

„Mensch, rappele Dich auf und komme hierher. Es ist unerhört schön, wie die weiße böse Wettersteinwand sich gegen den hartblauen Februarhimmel reckt und wie die Regimenter schwarzer Tannen um die toten eingefrorenen Gebirgsseen stumme Wache halten. So viel gesunde Härte in dem allen. Ich schüttele mich, wenn ich an Euer Göttingen, an Hörsäle und Ballsäle denke. Ein pereat aller Stubenhockerei!"

Bernhardi hatte es ähnlich wie Vater gemacht, er hatte das Corpus juris in die Ecke geworfen und war nach München unter die Maler gegangen. Dies befreite junge Künstlertum in den beiden führte sie wohl zusammen. Das jungenhaft Frische in den Briefen zieht mich an, ich will sie später weiterlesen.

Ein paar Zeichnungen von ihm lagen lose in dem Schreibtischfach. Flotte, spaßhafte Dinger, Kneipszenen mit ungeheuren Bierschoppen und von Schmissen zerhackten Gesichtern. Eine plump auf Füßen wandelnde Tonne mit einem lustigen, augenscheinlich porträtierten Kopf. Ein paar Bilder gehen wohl auf Vater, wenigsten steht ein winziges P. F. W. darunter gekritzelt. Und in der Karikatur mit der kühnen Stirnlocke ist Vater auch wirklich etwas zu erkennen. Das eine Mal verfolgt von einem ganzen Trupp dicker Folianten, die drohend mit langen Beinen ihm nachrennen. Auf dem andern Ding stolz in einem Kreis von winzigen Weibchen, die bettelnd dünne, spinnige Arme nach einem

großen Herzen ausstrecken, das er in der Hand hält und brockenweise verteilt. Eigentlich ein höchst alberner Sekundanerwitz. Ich habe das Blatt verbrannt. —

23. August.

Anatomie. P. F. W.

Ein dünnes Heft zwischen zwei schwarzen Pappdeckeln. Und noch eins, zwei, vier ebensolche, nur mit andern Aufschriften über dem Namen.

Auf den ersten Seiten der Kollegheften eine feine, linealgrade korrekte Schrift. Satz für Satz farbloses Professorendeutsch, etwas komprimiert durch Weglassung überflüssiger Worte. Aber auf der fünften, sechsten Seite schon bisweilen ein eigenmächtiges spöttisches Ausrufungszeichen oder ein ratloses Fragezeichen in Klammern.

Dann auf einmal ist es, als ob dieser junge, eigenlebendige Geist diese Schranken nicht mehr aushält. Mit einem Sprung hinüber!

Mitten in einem Satz über Muskelbänder ein paar ungeduldig gekritzelte Zeilen:

„Spitze Worte und spitze Seziermesser. Wenn sie glücklich die Seele herausgetrieben haben, was bleibt? Tote Materie. Für das Leben hat doch nur Leben Wert. Könnten sie das wegbeweisen, sie täten es."

Vater hat nie Verse veröffentlicht, auch nie viele geschrieben. Er war nicht leicht genug beanlagt, um sich in flüssiger, lyrischer Form auszugeben. Er ließ, was er zu sagen hatte, erst ausgären und verbrausen, und wenn es innerlich durchgearbeitet war, formte und bildete er aus seinem Material diese wuchtigen Dramen, mit denen er den Stoff bis in die Tiefen ausschöpfte.

es überhaupt das Böse? Wo alles Gottesoffenbarung, da ist eben alles Natürliche weder gut noch böse. Gott kann sich nicht selbst negieren."

* * *

„Gott=Natur=Kausalität. Wo bleibt Gott? Er ist ein Begriff geworden. Er ist tot. Der Glaube ist Aberglaube. Die Kirche ein Possenspiel."

* * *

„Meine Kinderheimat liegt so weit,
Liegt in einem andern fernen Leben,
Meiner Seele ruheloses Streben
Suchte neuer Ziele Glück und Leid.

Wo mein Knabenfuß im Spiel einst flog,
Lockt mich heute keines Vogels Rufen,
Längst vergaß ich des Altares Stufen,
Wo ich betend einst die Knie bog.

Fremd ist euch, was meine Seele spricht,
Die ihr einst mein Kinderwort gedeutet,
Hände, die den ersten Schritt geleitet,
Wissen meine neuen Wege nicht

Ach, ich weiß nicht, was den Sinn mir lenkt
Weit zurück von junger Zukunft Sehnen,
Und mir wird das Herz so schwer von Tränen,
Schwer, als ob es lieber Toter denkt."

Es waren aber nicht Tote, es waren Lebende, mit denen er zu rechnen hatte. Vater hat den alten Mann auf Weddigenhof in Ehrfurcht geliebt. Er hat gewußt, daß er die Heimat aufgab, wenn er sich zu seinem ‚Abfall' bekannte. Diese Ferienwochen zu Haus müssen

böse Zeiten gewesen sein. In dem einen Heft liegt ein alter Brief, auf dessen Rückseite ein paar Verse gekritzelt sind:

„Kein Wort spricht aus, wie weh mir das getan.
Ich sah dein graues Haar schon durch die Menge,
Und deine guten, alten Augen sahn
Froh nach mir aus im schiebenden Gedränge.

Dann stand ich vor dir, gab dir meine Hand
Und hörte dein Willkomm in meinen Ohren
Und wußte doch — wenn du mein Herz gekannt,
Ich hieße dir gestorben und verloren —"

Der Brief selbst ist in Großvater Weddigens steiler, ungeübter Schrift. Er hat besser mit Pflug und Egge umgehen können als mit der Feder.

„Lieber Sohn!

Da Du mir schreibst, daß Du Dein Studium aufgeben und etwas anderes werden willst, so kann ich Dich ja daran nicht hindern, da Du ein erwachsener Mensch bist. Mit meinem Willen geschieht es aber nicht. Und ich will Dir hiermit nur sagen, daß Du dann selbst sehen mußt, wie Du durchkommst, indem ich nicht Lust habe, mein sauer Erspartes aus dem Fenster zu werfen und an einen Menschen zu verschwenden, der mir bis jetzt nichts als Kummer gemacht hat.

Dein Vater F. W."

Weiter nichts, kein gutes Wort mehr. Die paar knappen, harten Sätze stehen wie Marksteine vor dem dunkelsten Stück seines Weges. Er sprach nie gern von dieser Zeit, und wenn er es mußte, standen auf seiner Stirn ein paar böse Falten.

25. August.

Ich verstehe nicht, warum man gegen einen geliebten Menschen ungerecht werden sollte, wenn man seine Entwicklung kennen lernt. Es setzt Vater doch nicht in meinen Augen herab, daß ich hier schwarz auf weiß sehe, wie er um seine Überzeugung gelitten und gekämpft hat. Es hebt ihn ja nur. Ich habe ihn nie so aus tiefstem Herzen verehrt, so schmerzhaft geliebt wie jetzt. Vater, daß ich dir nicht alles sagen kann, was ich fühle über diesen paar beschriebenen Blättern, die deine Jugend sind!

Ich habe heute das letzte davon gelesen. Es ist manchmal fast zusammenhanglos in seiner Knappheit. Aber ich verstehe die Qual, die in so ein Wort hineingepreßt ist:

„Eine Welt ohne persönliches göttliches Zentrum.

„Eine Existenz ohne persönliche Fortdauer.

„Was bleibt denn noch?

„Die Ethik, heißt es.

„Worin liegt die innere Notwendigkeit der Ethik? Wenn sie keine transzendente Begründung hat, sehe ich überhaupt keine. Die Natur fordert nur platte Nützlichkeitsmoral."

* * *

„Alle Wissenschaft nur Hypothese, ja.

„Nichts verbietet mir, trotz ihrer irgend was zu glauben, wenn ich Lust habe.

„Aber mein Glaube ist dann nur Hypothese.

„Eine Hypothese kann mir nie den inneren Halt geben, den eine als Wahrheit geglaubte Überzeugung gibt, selbst wenn sie Irrtum ist."

* * *

„Krasser Materialismus, Skeptizismus, seelischer Bankrott. Wozu überhaupt noch leben?

„Volksaufklärung? Fortschritt? Grausame Güte, dem Menschen sein Heiligstes als wertlos vor die Füße zu werfen!

„Was gebt ihr ihm dafür?

„Nichts. Steine für Brot.

„Lasciate ogni speranza —“

Es bricht da ab, ganz unvermittelt. Ich habe gesucht, aber ich habe nichts weiter gefunden.

Wie er sich herausgearbeitet hat, weiß ich nicht. Aber daß er es getan hat, kann ich bezeugen. Aus dem seelischen Bankrott des Skeptizismus heraus bis zu dem wundervollen Kredo tapferer Lebensbejahung in seinen Dramen.

Und das sollte ihn in meinen Augen herabsetzen?

26. August.

Vater, ich denke an einen Juliabend vor Jahren, wo ich an deiner Hand den breiten Mittelweg im Garten ging. Eine häßliche braune Raupe, die wie ein knorpliger Zweig aussah, fiel gerade vor mir vom Baum auf den Sand. Ich wollte sie tot treten, da zogest du mich rasch zurück.

„Laß, Kind. Aus der wird ein bunter Schmetterling.“

„Ja, aber von dem Schmetterling kommen doch wieder Raupen,“ sagte ich altklug.

„Kleiner Pessimist!“ du lachtest amüsiert, „aus denen werden ja auch Schmetterlinge. Wer klug ist und die Welt lieb hat, der denkt nur an die Schmetterlinge.“

Ich verstand dich damals nicht, Vater. Später wurde ich groß und begriff.

Du sahest immer nur den Schmetterling, der aus der Raupe wurde. Das Häßliche, das Schlechte war da, das leugnetest du nicht, aber es war nur Stufe, Durchgang zum Guten, zur Schönheit. Man mußte das Leben lieben, auch wo es schwer war und man es nicht verstand, weil es jeden, der sich nur tragen lassen wollte, vorwärts trug wie ein starker Strom, immer größeren Zielen entgegen. Eine große Güte und Freudigkeit lagen für dich über der ganzen Welt. Jedes Wort, das du sagtest, war von ihr durchtränkt.

In all diesen Jahren, die wir zusammen lebten, habe ich unbewußt daraus schöpfen dürfen. An diesen wundervollen Winterabenden, wo wir bei fest zugezogenen Vorhängen und hellen Lampen in deiner Stube lasen. An diesen sonnigen Tagen, wo wir mitsammen unter unsern Thüringer Tannen ohne Weg waldein gingen und sprachen wie zwei Freunde.

Ich habe die Welt sehen gelernt, wie du sie sahest. Ganz leise, Schritt für Schritt hast du mich den Weg geführt, den du dir einmal hattest Schritt für Schritt unter schwerer Seelenangst erobern müssen. Du hast mir deine Kämpfe erspart.

Was ich nun besitze, das habe ich von dir, Vater! Alles Höchste, Beste, was meinem Leben erst Wert und Berechtigung gibt.

Dein Gott ist mein Gott!

28. August.

Ich hatte mir vorgenommen, mich nicht mehr so abzuschließen. Ich weiß, daß das nicht in Vaters Sinne wäre. Und der Tag mit Bergs neulich hatte mir so gut getan.

Ich wollte endlich einmal die paar nächsten Bekannten besuchen, die ich, seit ich hier bin, noch nicht gesehen habe. Ich ging zuerst zu Darbieux'.

Frau Doktor Darbieux kam mir schon an der Tür entgegen und nahm mich in den Arm.

„Wie lieb, daß Sie sich einmal sehen lassen, Fräulein Agnes. Wir haben uns schon Sorgen um Sie gemacht, aber Sie haben uns ein paar Mal von der Tür geschickt, da mochten wir nicht wieder stören. Aber nun kommen Sie herein, die Kinder werden sich so freuen!"

Anna, Charlotte, Lisa, der schwarze Spitz, Baby, der Student — sie kamen alle. Lauter braune, lachende Augen, krause Haare, lebhafte Stimmen, Gebell und Lachen. Mir schwirrte förmlich der Kopf. Das Haus Darbieux kribbelt fortwährend von Lebendigkeit und Lustigkeit wie die Sektflasche von Kohlensäure, die nur auf den Pfropfenknall wartet.

Sie nahmen sich anfangs zusammen, nicht zu ausgelassen zu sein, ich war ja noch in tiefer Trauer. Aber die ernsthafte Ruhe dauerte nicht lange. Die Mädchen, die lebhaften Dinger mit den hübschen Zigeunergesichtern, schleppten mich in den Salon, ich mußte den neuen Flügel sehen, Lotte setzte sich gleich daran und probierte einen Wiener Walzer. Max faßte eine von den Schwestern um und walzte pfeifend mit ihr über das Parkett. Eine wundervolle Grazie in jeder Bewegung, der man das französische Blut anmerkt.

Ich saß und sah wie durch einen Schleier in eine ganz fremde Welt hinein. Ich ging bald wieder, trotzdem sie mich kaum weglassen wollten; aber ich war unruhig und bedrückt geworden zwischen ihrer lauten Lustigkeit.

Bei Teichmanns war es anders. Die zufriedene Ruhe auf der stillen schattigen Veranda, an der die dunkelpurpurnen Klematis blühten, legte sich wie eine weiche Decke über meine Nerven. Sie saßen noch am

Kaffeetisch, Mutter und Töchter bei der Handarbeit, der Major las seine Kreuzzeitung.

Sie waren alle gut zu mir, die prosaischen blonden, ältlichen Fräulein von Teichmann, der alte Herr mit seinen wundervoll jungen, hellblauen Augen über dem weißen Schnauzbart und die alte Dame. Die hat so was Mütterliches, Liebes, bei dem mir warm und traurig zugleich wird. Ich sollte neben ihr sitzen, eine Tasse Kaffee trinken, ihr erzählen.

Ach, was denn erzählen? Aus meinem Leben ist nichts zu erzählen jetzt.

Der Major fragte mit einer altmodisch höflichen Verbeugung, ob ich gestatte, daß er rauche? Eine von den alten Töchtern stand leise auf und holte ihm Zigarrenkasten und Aschenbecher. Er klopfte sie auf die Hand: „Danke schön, mein gutes Kindchen!"

Das „Kindchen' nickte ihm mit sanfter Freundlichkeit zu. Es würgte mich plötzlich etwas in der Kehle. Ein bitteres, neidisches Gefühl.

Ich hatte ganz überhört, daß Frau von Teichmann zu mir sprach, sie mußte noch einmal fragen.

„Pläne? Ich habe gar keine, gnädige Frau. Wozu sollte ich denn Pläne machen. Ich lebe so einen Tag wie den andern."

Die alte Dame schüttelte den Kopf.

„Auch der schwerste Verlust muß einmal überwunden werden. Sie müssen sich doch Ihre Zukunft etwas einrichten. Ein junges Kind wie Sie kann da doch nicht in dem leeren Haus so allein hinleben, ohne irgend einen Lebenszweck."

Ich zuckte die Schultern.

„Augenblicklich habe ich meines Vaters Nachlaß zu ordnen. Die Arbeit reicht wohl noch für ein paar Monate."

Frau von Teichmann legte ihre gute, rundliche Hand warm über meine.

„Kind, das ist doch nur totes Papier. Was Sie brauchen, sind lebendige Menschen, irgend jemand, der für Sie sorgt und mit Ihnen lebt! Mich friert ja, wenn ich denke, wie allein Sie da sitzen! So ein junges Ding! Das hielte ich nicht aus!"

Sie sah mit einem raschen Blick unwillkürlich zu den Töchtern und zu ihrem Mann hin. Mit einem Blick, der sagte: ‚Gottlob, ich brauch's ja auch nicht.' Ich weiß nicht, warum meine Augen heute so scharf für diesen Familienegoismus waren.

„Haben Sie denn nicht irgend eine Freundin oder Verwandte, die zu Ihnen ziehen kann? Oder — Sie sind ja doch jetzt wohl in den Verhältnissen danach — nehmen Sie sich einfach eine Hausdame."

Ich stand auf. „Nein, ich habe niemand. Und bezahlte liebevolle Fürsorge will ich nicht. Ich bin wirklich lieber allein."

Die liebe alte Frau hielt meine Hand ganz bekümmert in ihrer fest.

„Kind, dann müssen Sie wenigstens von jetzt an öfter zu uns kommen. Sie sollen hier auch ganz wie zu Hause sein. Versprechen Sie mir, daß Sie kommen wollen. Das kann nicht gut für Sie sein, immer nur in den leeren Stuben sitzen."

Ich versprach: ja — aber ich dachte: nein. Ich lief fast die Straße entlang aus der Stadt. Ich ertrug das alles einfach nicht mehr. Erst als ich draußen zwischen den stillen, grünen Gärten war, ging ich langsamer und atmete auf.

Nein, nein, das ist noch nichts für mich! Mir tut das Leben noch zu weh. Es ist, als ob sie alle mit plumpen Händen an eine offene Wunde rühren.

Sie wissen es ja selbst nicht. Aber aufschreien hätte ich können!

Ein Verlust muß überwunden werden; man sucht sich eben einfach einen andern Lebenszweck!

Was wissen die denn von meinem Verlust? Von meinem Alleinsein?

An den Schreibtisch habe ich mich geflüchtet. Mit meinen ‚toten Papieren' vor mir bin ich nicht allein. Das bin ich nur zwischen Menschen, die sich liebhaben und gut miteinander sind!

29. August.

Ich habe wieder in Bernardis Briefen gesucht, um irgend welche Anhaltepunkte für diese nächsten Jahre in Vaters Leben zu finden. Nachher fiel mir ein, daß das ja von vornherein vergebliches Suchen sein mußte. Vater war ja damals eben zu Bernardi nach München gegangen, die zwei hausten, hungerten und hofften zusammen. Vater schlug sich durch mit elend bezahlten Zeitungsartikeln. Er erzählte mir, wie er bisweilen morgens den andern geweckt hat: „Du, wieviel hast du noch? Ich bin ganz blank. Wovon werden wir heute satt?" Bernardi hat sich gähnend im Bett umgedreht: „Geh wieder schlafen, Junge. Wer schläft, spart das Essen. Wir wollen uns heute abend besinnen."

Bis dann plötzlich der Tag des großen, ersten Erfolges kam, den die Kameraden aus der Bohème mit Sekt begossen! Und der Morgen darauf, an dem der erste Kritiker den Mann des Tags in dem ungeheizten Atelier suchte, wo er eben für Bernardi und sich den dünnen Tee zum Frühstück braute!

Das ist das einzige, was ich durch Vater selbst davon weiß. Irgend etwas Schriftliches aus der Zeit

habe ich nicht gefunden. Bernardis Briefe setzen erst später wieder ein, als Vater in Göttingen und später in Berlin war.

Aber etwas anderes fand ich, was ich nicht gesucht hatte: eine liebe, traurige, kleine Geschichte in ganz wenig Worten, durch die mir vieles klar geworden ist. Zwei Briefe, bald nach Vaters Fortgang von München, etwa ein halbes Jahr auseinander.

Den ersten verstehe ich nicht ganz, er hat mich zum Teil peinlich berührt. Bernardi hat oft einen sonderbaren Ton in seinen Briefen, den sich Vater wohl nur um der alten Freundschaft willen gefallen ließ. Er fängt immer abrupt an, ohne Einleitung und Vorrede:

„Die L. M. war heute bei mir. Mensch, was hast Du mit der denn wieder vorgehabt? Das arme Mädel dauert mich. Wann wirst Du endlich vernünftig werden? Bist sonst so ein netter Kerl, wenn die verd— Schürzen nicht wären.

„Der Goethe? Laßt's mi aus! Wann Du leistest, was der Goethe geleistet hat, kannst Du's auch machen wie er. Aber erst beweisen.

„Du wirst Dich noch mal verrennen, das seh ich schon. Und ich hab nicht Lust, immer Deine Dummheiten in Ordnung zu bringen!

„Eigentlich sollte ich froh sein über diese neue. Da brauche ich Deine Konkurrenz auf einem gewissen Punkt nicht zu fürchten!

„Wenn Du zu Dibelius' gehst, erzähl der kleinen Anna von mir. Und paß auf, was für ein Gesicht sie dazu macht. Hörst Du?"

Die kleine Anna Dibelius war meine Mutter. Dieses feine, kinderjunge Köpfchen, das der Bernardi,

dieser derbe Mensch, mit so ehrfürchtig zarten Silberstiftstrichen auf das weiße Blatt gestellt hat.

Der zweite Brief ist nur ganz kurz. Im Frühjahr 1874 geschrieben:

„Daß ich Dir und ihr alles Gute wünsche, weißt Du. Daß ich zur Hochzeit komme, wirst Du nicht verlangen. Ich packe diese Woche auf und fahre nach Paris. Ein alter Plan. Mensch — Dr. Peter Florenz Weddigen — Dir gönne ich sie am ersten. Aber der Teufel soll Dich lebendig holen, wenn Du es ihr nicht so gut machst, wie solch ein feines, gläsernes Seelchen es nötig hat!"

Ich weiß jetzt, was zwischen den beiden stand!

Vater hatte damals seinen Doktor gemacht und war als Professor nach Bonn berufen. Er stand fest auf eigenen Füßen. Er konnte seiner Frau eine Existenz und ein Heim bieten.

Aber ich weiß, ohne daß er es mir gesagt hat, daß es ihm weh genug getan, so über den Kameraden wegschreiten zu müssen. Ich liebe diese Feinfühligkeit an ihm, die ihm verboten hat, mir je davon zu sprechen.

Aber auch dem andern muß ich gut sein mit seinem tapferen, wortkargen Verzichten. Er tut mir leid.

Ob er wohl noch lebt? Und wo? Ich möchte ihn kennen. Vielleicht würde er jetzt gern von ihnen sprechen und erzählen, da sie beide mit uns hier unten und unsern unruhigen Wünschen nichts mehr zu schaffen haben!

31. August.

Mutters Brautbriefe!

Ich habe fast ängstlich vor dem dünnen Paketchen

mit der feinen Schulmädchenschrift gestanden und mich nicht getraut, sie anzufassen.

Durfte ich sie lesen? Profanierte ich da nicht etwas, das nur diesen beiden Menschen allein gehörte und keinem dritten?

Fremde, unberufene Neugier wäre Profanation. ja. Aber ich bin ja ihr Kind! Ich habe ein Recht darauf, ihnen so nahe zu kommen, wie es nur möglich ist ohne ihre lebendige, persönliche Gegenwart. Etwas anderes können sie mir ja nicht mehr geben als dieses!

1. September.

Kleine, steife, schüchterne Mädchenbriefe auf ordentlich in der Mitte geknickten feinen Bogen. Zuerst ‚geehrter Herr Doktor' und natürlich ‚Sie'. Dann fortschreitend zu der Anrede ‚lieber Herr Doktor'. Und endlich:

„Lieber Peter Florenz, weil Du willst, daß ich den Vornamen und Du sagen soll, muß ich es wohl tun, wenn es mir auch noch sehr sonderbar vorkommt."

Es war mir beim Lesen der Briefe, als ob ich einer Knospe zusah, die sich ganz leise, fast unmerklich öffnet.

„Wenn ich Deine Briefe lese, schäme ich mich oft, daß ich Dir keine besseren schreiben kann. Aber ich weiß nichts. Ich wundere mich überhaupt jeden Tag mehr, daß Du mich so gern haben kannst. Besonders wenn ich in Deinen Büchern lese . . ."

* *
*

„Es macht mir oft angst, wenn Du so schön von mir sprichst. Ich bin gewiß nicht so. Und manchmal

fürchte ich mich vor der Zukunft, wenn ich erst Deine Frau bin. Wenn Du nur nicht enttäuscht bist."

* * *

„Es kommt mir oft fast unrecht vor, daß ich jetzt so viel an Dich denke. Fast als ob ich Vater und Mutter und alles zu Haus nicht mehr so lieb hätte wie früher . . ."

* * *

„. . . Du bist ja viel klüger als ich, das weiß ich wohl, und ich gebe mir ja auch immer Mühe, Dir zu folgen und so wie Du zu denken. Aber diesmal konnte ich es nicht, sei nicht böse. Es ist doch nicht recht, daß Du die Trauung und alles das überflüssig und Menschenwerk nennst. Mir ist es ein so schöner Gedanke, daß wir an dem gleichen Altar getraut werden, wo ich vor drei Jahren konfirmiert bin. Ich mußte weinen, als ich Deinen Brief las —"

Mir fiel Bernardis Ausdruck vom ‚gläsernen Seelchen' ein. Wie wahr der ist! Durchsichtig, lauter wie Glas, aber auch ebenso zart und zerbrechlich!

Vaters Briefe an sie hätte ich lesen mögen! Wie er ihr wohl geschrieben hat, daß es ihr fast angst machte?

2. September.

Es ist so sonderbar — ich habe die beiden in meinen Gedanken immer nur als meinen Vater, meine Mutter gesehen. Nie als Mann und Frau, ohne Beziehung auf mich.

Ich versuche, das Bild meiner Verlorenen von dieser egoistischen Auffassung loszulösen, über sie um-

zudenken. Aber es ist mir ein wunderlich peinliches Gefühl, fast wie Eifersucht.

Als Freund habe ich mir Vater immer gut vorstellen können. Er war mir ja selbst immer der beste, liebste Freund. Aber als Mann?

Daß es da irgend einen Menschen auf der Welt gegeben hat, der ihm noch näher stand als ich! So eng und nah ihm verbunden, wie überhaupt nur ein Mensch dem andern sein kann!

Ich sehe die junge Frau vor mir, im weißen Kleid, mit hängenden, grünen Bändern am Hut. Sie geht mit ihrem Mann durch den Garten, Arm in Arm, mit einer leisen, weichen Vogelstimme. Und dann spricht er auch. Seine Stimme höre ich deutlicher.

Nein, nein, ich kann es mir nicht vorstellen, wie sie zusammen waren. Meine Phantasie versagt einfach. Es ist da etwas Geheimnisvolles, eine verschlossene Tür für mich!

Mann und Frau!

Wird sich je eine Tochter ihren Vater rein als Mann, als Gatten einer geliebten jungen Frau denken können? Vielleicht, wenn sie ihn, wie die Teichmanns Töchter, noch jeden Tag einem lieben, weißhaarigen Mütterchen altmodisch ritterlich den Hof machen sähe. Oder sieht man auch das nur mit den Augen des Kindes?

3. September.

Ich möchte wissen, wie Tilla und ihr Mann zusammengekommen sind, wie sie miteinander fertig werden. Ich weiß nicht, wie mir das auf einmal in den Kopf kommt; vielleicht, weil ich Beispiele suche. Aber ich glaube, dieses Beispiel wäre nicht das rechte. Ich kann mir kaum zwei Leute vorstellen, die weniger zusammen paßten.

Aber ich kann mich ja irren. Mann und Weib sollen sich vollkommen ergänzen, sagte er ja damals selbst. Ergänzen heißt doch, daß der eine besitzt und gibt, was dem andern fehlt.

Ich kann es nicht beurteilen, weder bei meinen Eltern noch bei andern. Es bleibt mir eben ‚verschlossene Tür'.

4. September.

Ich habe heute meine Noten durchgesehen. Es sind ein paar Hefte von meiner Mutter noch dazwischen, sentimentale englische Liedchen für hohen Sopran. Ich erinnere mich, daß ich sie einmal, vor Jahren, zu singen anfing, als Vater dazukam. Es ist das einzige Mal, wo ich ihn die Selbstbeherrschung verlieren sah. Er schlug mir das Notenbuch heftig zu und verbot mir, daraus zu singen.

Heute störe ich ihn nicht damit. Die kunstlose, fast zu weiche Melodie mit dem müden Refrain ‚Do not forget me' hätte zu einem altmodischen dünnbeinigen Spinett gepaßt. Die schwermütige Stimmung legte sich, während ich sang, wie ein graues Spinnweb über mich und blieb auch, als ich nachher in den Garten ging.

Es hat den Tag über geregnet. Jetzt ist es wieder klar geworden. Die Sonne ist schon hinter einer taubengrauen Wolkenbank untergetaucht, aber darüber ist der ganze Himmel mit bernsteingoldenem Licht getränkt. Das Reseda in meinen Beeten füllt die Luft mit einer feinen unsichtbaren Süßigkeit.

Wieder ein Tag herum. Einer von meinen stillen Tagen, ‚so ohne einen Menschen,' wie Frau von Teichmann sagt.

Ich muß an meine Mutter denken. Sie ist nicht so alt geworden, wie ich jetzt bin. Schon Jahre vor-

her hatte sie ihr Leben fertig gelebt, war Braut und Frau und Mutter gewesen.

Eigentlich merkwürdig, daß ich mir noch nie so etwas gewünscht habe. Aber ich war so glücklich in unserm Stilleben, daß mir jeder fremde Mensch nur eine Störung war. Und wen ich kennen lernte, maß ich mit Vaters Maß. An das reichte keiner heran.

Ich habe nie darüber nachgedacht, weil Vater mir alles war. Und nun auf einmal habe ich nichts mehr.

Mein Dasein ist so ganz leer und überflüssig geworden. Ich sollte beide Hände voll Leben haben und habe statt dessen nichts als Vergangenheit!

7. September.

Drei Tage, seit ich die letzte Zeile hier hinschrieb. Nur drei Tage?

Tage, die mich um Jahre älter gemacht haben. Jede Minute voll Qual. Keine Viertelstunde Schlaf in den Nächten.

Was habe ich da zuletzt geschrieben? Ich muß lachen, wie ich es lese. Aber es ist kein Lachen, das gut tut.

„Ich habe nichts als Vergangenheit."

Nichts als Vergangenheit? Herrgott, wie reich war ich da noch!

Jetzt habe ich auch die nicht mehr. Ganz bettelarm bin ich geworden. Was mir das Höchste und Liebste und Heiligste war, ist Schmutz.

Ich weiß nicht mehr, woran ich mich halten soll. Den Boden unter den Füßen habe ich verloren!

Ich wollte erst kein Wort davon niederschreiben. Kaum auszudenken wagte ich es. Es konnte ja nicht wahr sein. Es war nur ein häßlicher Irrtum, von

dem ich keine Spur aufbewahren wollte, wenn ich mir ihn innerlich auch nie vergeben würde, eine schwere Schuld gegen sein Andenken!

Eingeschlossen habe ich mich und wie im Fieber zwischen den Papieren gesucht, Stunden und Stunden. Alles andere vergaß ich in dieser einen wahnsinnigen Hoffnung, diesem brennenden Wunsch, es möchte nicht wahr sein!

Es half nichts. Gestern abend, als es in dem totenstillen Haus dunkel wurde, kam die Gewißheit auf einmal über mich wie eine erstickende Last: es muß wahr sein. Es ist unnütz, daß ich mich wehre. Die Dokumente da sprechen deutlich genug.

Eine kleine verschlossene Mappe hatte ich in dem Schreibtisch gefunden. Ich suchte den Schlüssel, aber ich fand ihn lange nicht. Eigentlich suchte ich mehr aus Pflichtgefühl, das kleine Ding sah mir nicht besonders interessant aus. Ich wußte ja nicht, was ich damit in der Hand hielt!

Wenn ich sie nun nicht gefunden, nicht aufgemacht hätte? Vielleicht wäre das besser —

Nein, nein! Lieber die Wahrheit, und wenn sie hart ist wie der Tod, — als die Lüge! Lieber mit eigener Hand die letzten Altäre umwerfen, als zu wertlosen Götzen beten!

8. September.

Ich will es mir selbst noch einmal deutlich vor die Augen stellen, was ich da gefunden habe.

Ein Päckchen Papier, weiter nichts. Ein Menschenschicksal.

Zuerst wieder ein Dutzend Briefe in meiner Mutter Handschrift. Ach, was für Briefe!

Zwei Jahre liegen zwischen den Brautbriefen und diesen. Die verhaltene Mädchenschüchternheit, mit der

sie zu ihm — ihm! — aufsah, ist plötzlich verschwunden, ist zu vollster Hingabe, zur Leidenschaft des Weibes geworden. Aber eine heimliche, schmerzhafte Angst liegt darin.

Wie das alles aus ein paar Worten sprechen kann! Es war mir bisweilen beim Lesen, als ob ich vor etwas Heiligem die Hände falten müßte.

Anfangs nichts als sehnsüchtige Zärtlichkeit. Und dann einmal die schüchterne Klage dazwischen: „Die Tage sind so lang, du läßt mich so viel allein, früher war das doch nicht so.“

Die nächsten Briefe. Die Klage wird deutlicher, sie wird zur Bitte.

„Komm wieder, sei gut mit mir. Was hab ich Dir denn getan, daß Du so zu mir bist?“

Und dann — der Druck ist dem jungen einsamen Ding zu schwer geworden. Aber statt sich zu empören, kommt sie zu ihm in einem rührenden gläubigen Vertrauen:

„Komm, hilf mir! Sie haben mir da so Häßliches von Dir gesagt. Sie haben mir erzählt, Du hättest eine andere lieb, irgend eine leichtsinnige Person vom Theater. Sogar den Namen wußten sie.

„Sei nicht böse, daß ich Dir das schreibe, Lieber. Ich glaube ja natürlich kein Wort davon. Ich habe denen, die Dich so verleumdet haben, mein — Dein Haus verboten.

„Aber alles das hat mich doch aufgeregt und unglücklich gemacht. Komm, komm zu mir! Zeig ihnen allen, daß es eine Lüge war. Hilf mir . . .“

Es ist mir, als sähe ich das junge weiße Gesicht

beim Schreiben über das Blatt gebeugt. Ein Gesicht, in das das Leben noch nichts hineingeschrieben hat, meinte ich früher. Ja, damals, als die Zeichnung gemacht wurde, war es wohl noch so. Aber später nicht mehr.

„Du sagst mir kein Wort, Du kümmerst Dich nicht um mich," schreibt sie dann noch einmal, „ist es denn wirklich wahr? Muß ich es glauben? Sag nein, Liebster, komm! Denk an unser Kind. Ich kann ja nicht leben ohne Dich. Ich bete jeden Tag, daß Du kommst."

Das Herz tut mir weh, wie ich die Worte lese. Und eine siedeheiße Empörung steigt in mir auf gegen diesen Menschen, der sie so leiden machte.

Und dann auf einmal besinne ich mich. Der Mann ist mein Vater.

Was muß in der Seele dieses hilflosen, verzweifelten jungen Weibes vorgegangen sein, bis sie ein paar Monate darauf ihrem Mann mitteilt, daß sie von ihm gegangen sei. „Du weißt warum." Nur ein kurzer Zettel, in harten, trockenen Sätzen abgefaßt, als ob sie fürchtete, die Selbstbeherrschung zu verlieren, wenn sie ein Wort zuviel sagte.

Ein letzter Brief ist dann noch da.

„Ich kann nicht wieder zu Dir kommen. Verzeihen kann ich Dir, gewiß, denn Du hast wohl nicht recht bedacht, was Du tatest. Aber ich kann Dir nicht wieder vertrauen.

„Und auch wegen meines kleinen Mädchens kann ich nicht wieder zu Dir kommen. Das soll lieber seinen Vater nicht kennen, als Schlechtes von ihm hören und sehen —"

Der Brief ist mit ihrem Mädchennamen Anna Dibelius unterzeichnet.

Ein paar andere Schriftstücke sind dann noch da. Das Scheidungsdokument. Und Briefe von Bernardi. Briefe voll leidenschaftlicher Empörung, die das Ding schonungslos derb beim rechten Namen nennt. Theaterliebschaft. Treubruch. Schmutz.

Das Blut stieg mir beim Lesen glühend in die Stirn, die Buchstaben flimmerten mir vor den Augen.

Wenn ich noch einen Zweifel gehabt hatte, mußten diese Briefe mich aufklären. Eine große brennende Scham lief mir über den Körper. Das war mein Vater, von dem er so sprach!

Ich habe keine Träne geweint. Ich bin aufgestanden und durch die offene Tür in den Garten gegangen. Ich war wie betäubt.

Nach und nach besann ich mich. Ich ging wieder herein. Ich wollte nun alles, alles wissen. Es war nicht mehr viel.

Ein Jahr später datiert, die schwarzgeränderte Todesanzeige meiner Mutter, ‚nach kurzer, schwerer Krankheit'. Und ein Brief, Pastor Eichdorf unterzeichnet, in dem Herr Professor Weddigen gebeten wird, das Kind der Verstorbenen zu holen, da keine näheren Verwandten vorhanden seien und ihm daher die Sorge für dasselbe zufalle.

Ja, das ist alles. Schön geordnet, daß auch nicht ein Beleg und Dokument fehlt.

Ich kann es noch gar nicht fassen. Ich habe ein förmliches Grauen vor der schmalen, schwarzen Mappe, die da Jahre und Jahre stumm und verschlossen im Schreibtisch gelegen hat. Ein paar Handbreit von mir, Tag für Tag! Und ich habe nichts von dem

Stück Schicksal darin gewußt und geahnt und habe so hingelebt in dieser Lüge!"

Und er — er!

Ich begreife das nicht! Er hat neben mir gelebt und hat mir ruhig in die Augen gesehen — und hat dies alles gewußt! Hat es ertragen, daß ich ihn liebte, ihn verehrte — einen Menschen verehrte, der ein Lügner und Ehebrecher war!

Wie ein toller, entsetzlicher Traum kommt es mir vor!

Er war mir ja alles. Das Höchste, was es auf der Welt gab, die einzige Autorität. Was er sagte, nahm ich blind hin wie ein Evangelium!

Mutter! Dein kleines Mädchen hast du schützen wollen. Du hast nicht geahnt, daß es einmal die gleiche bittere Erfahrung machen sollte wie du!

Aber du hattest doch noch etwas, das dich hielt — deinen Glauben, deinen Gott!

Ich habe den nicht mehr. Er hat ihn mir weggenommen, ganz sicher und systematisch, und sich selbst an seine Stelle gesetzt. Und nun —

Nun bin ich ganz bankrott. Was habe ich denn noch?

Meine Philosophie? Die hat er mir gegeben. Ich will sie nicht mehr.

Sein ganzes Leben mir gegenüber ist eine bewußte Lüge gewesen. Jedes Wort, das er sagte, war eine Lüge. Soll ich da noch Vertrauen auf eine Weltanschauung haben, die mir daher kommt?

Vater! Vater! Und wie habe ich dich lieb gehabt!

10. September.

Es ist da ein Mann gestorben, dem Tausende und Tausende dankbar sind für das, was er ihnen

gab. Sein Tod ist ein Ereignis, überall wo seine Sprache gesprochen wird. Sie türmen Kränze auf sein Grab, die alle von Lorbeer sind. Nachrufe über Nachrufe feiern den Toten. Er steht hoch über dem durchschnittlichen Menschentum.

Und in dem Haus, aus dem er hinausging, da muß sein Kind, der einzige Mensch, der ihm nah stand, Totengericht über diesen Mann halten. Muß ihn fragen, eine harte Frage nach der andern:

Was hast du aus meiner Mutter gemacht? Aus der Frau, die dich liebte?

Was hast du mit mir, deinem Kind, gemacht, mit meinem blinden, grenzenlosen Vertrauen?

Was bist du selbst? Was ist dein eigenes Leben, das denen da draußen so makellos, so groß, so verehrungswürdig aussieht?

Die Taten richten das Leben eines Menschen.

Lege in die eine Wagschale das, was du den Tausenden gabest.

Und auf die andere das, was du deinen nächsten Menschen tatest.

Und diese letzte Schale wird ganz tief sinken; denn was auf der andern liegt, ist ja nichts als Worte, Worte!

Was sind aber Worte, denen die Tat widerspricht?

Lügen!

11. September.

Ich erschrecke vor meinen eigenen Gedanken.

Habe ich denn das Recht, so über ihn zu richten? Das Kind über den Vater? Muß ich nicht verzeihen?

Ich kann nicht, ich kann nicht.

Daß er so handeln konnte! Daß er so hinleben konnte in Lüge und Feigheit und sich dabei sonnen in

meiner blinden Verehrung! Daß ihn die Scham nicht innerlich verbrannt hat!

Nein, ich kann ihm nicht nur als Kind dem Vater gegenüberstehen! Ich bin eben kein Kind mehr. Ich sehe als Mensch den Menschen in ihm. Und ich fordere von ihm meine Seele. Wenn das unrecht ist —

Aber ich weiß ja nicht mehr, was recht und unrecht ist. Was ich davon weiß, ist von ihm. Und sein Recht war Unrecht!

12. September.

Ich zermartere mein Gedächtnis. Ich suche nach jedem Wort, jeder leisesten Andeutung, die er über meine Mutter gemacht hat. Aber alles, was ich finde, ist, daß er ängstlich vermied, sie zu erwähnen.

Er fürchtete wohl, daß ich nach ihr fragen könnte. Er hatte Angst, vor meinen Augen wie ein ertappter Verbrecher dazustehen!

13. September.

Alles, was ich von ihm weiß und mit ihm erlebte, hat mir auf einmal einen andern Sinn.

Ich höre Onkel Franz noch von ihm reden „Alle machten sie wunder was aus ihm. Besonders die Weiber —"

Damals habe ich arglos darüber gelacht.

Ich denke an die Bekanntschaften, die wir bisweilen auf Reisen machten. Meistens Damen. Sie hörten andächtig auf jedes Wort von ihm, streuten ihm Weihrauch. Ich erinnere mich einer österreichischen Gräfin in Ragatz, die ihm kaum von der Seite wich und so süß mit mir war. Er hatte so eine liebenswürdig nachlässige Art, all die Anbetung hinzunehmen. Er genoß es förmlich.

Ich war dann so stolz auf ihn. Ich glaubte, daß sie in ihm nur den großen Dichter verehrten. Statt dessen —

Der Ekel würgt mich plötzlich. Was mag da noch alles gespielt haben, vielleicht dicht neben mir, von dem ich nichts wußte und ahnte?

Um Himmels willen, still. Nicht weiter denken!

14. September.

Warum bin ich denn damals so außer mir gewesen, als er starb? Da hatte ich ihn ja noch. Er war noch mein Vater.

Jetzt!

Jetzt ist er für mich erst wirklich gestorben. Er ist tot, hat aufgehört. Nein, schlimmer als das. Er hat nie existiert. So wie ich ihn liebte wenigstens nicht.

Dieses Gesicht, das mir der Inbegriff von Güte, von Kraft, von allem Schönen war! Diese Augen, die mich so tausendmal angesehen haben!

Ich möchte aufschreien, wenn er so vor mir steht. Alles, alles, nur nicht ihn verlieren! Ich kann ja nicht los. Es ist wie ein physischer Schmerz, nur daran zu denken!

Aber ich beiße die Zähne zusammen. Sein Leben war eine Lüge. Meine Liebe zu ihm ein Irrtum.

Ich hasse ihn — weil ich ihn so geliebt habe!

16. September.

Ich werde krank darüber werden. Tag und Nacht grübele ich. Ich wende und drehe alles in meinen Gedanken, bis ich meinen Kopf mit beiden Händen halten muß.

Ich will nicht denken, ich will nicht, sage ich mir. Aber was hilft das. Es geht wie ein unsichtbares Mühlrad, ein Mühlstein, der mich zermalmt und zerreibt.

Ich will die Erinnerung an ihn ausstreichen. Ich habe die Stube verschlossen und auch die Läden vorgeschoben, daß kein Sonnenlicht hereinkommt. Ich rühre die Papiere nicht mehr an.

Aber meine Seele tastet und wandert um die verschlossene Tür. Wenn ich nachts überhaupt schlafe, bin ich im Traum in der dunklen Stube und suche zwischen den Papieren, ruhelos.

Was sollte mich auch davon abziehen? Ich lebe hier in dem leeren Haus. Und meine Hände sind so leer von Arbeit wie mein Kopf von andern Gedanken außer dem einen, bösen, der immer wiederkommt.

Es ist ja nicht mehr wie zu Anfang. Diese heiße, leidenschaftliche Empörung ist wie ausgelöscht. Wenn ich an ihn denke, ist es mit einer kalten Feindseligkeit.

Aber ich weiß nicht mehr aus und ein. Ich lebe nur mechanisch. Denn ich sehe kein Weiter mehr für dieses zerfahrene Leben, das keinen festen Grund mehr unter den Füßen hat.

17. September.

Wenn ich es gewußt hätte, als er noch lebte! Wenn ich hätte vor ihm stehen und ihm alles Auge in Auge sagen können: „Ist das wahr? Kannst du dich rechtfertigen?"

Vielleicht hätte er es doch gekonnt. Ich hätte ihn nicht so ganz verloren.

Bisweilen kommt mir selbst die Frage: gibt es denn keine Rechtfertigung, keine Entschuldigung?

Ich zergrübele mein Gehirn. An jede leiseste Hoffnung, jeden Einfall klammere ich mich, der ihn weniger schuldig erscheinen läßt.

Aber es hilft immer nur auf Viertelstunden. Ich phantasiere mich dann in den Glauben hinein, es wäre

alles wie früher, ich könnte zu ihm aufsehen, ihn lieb haben, brauchte mich nicht darum vor mir selbst zu schämen.

Und dann plötzlich drücke ich das Tuch vor den Mund, um nicht laut zu schreien. Es ist alles wieder da. Die unleugbaren häßlichen Tatsachen, die gegen ihn aufstehen und sprechen: schuldig!

18. September.

Keinen Menschen, keine Seele, die einem nah steht, an die man sich klammern kann.

Ganz allein durch alle diese Bitterkeit hindurch. Ich kann nicht mehr. Ich versinke darin . . .

19. September.

Nein, ich ertrage es so nicht länger. Dieses Chaos von Gedanken, unaufhörlich verklagend, verteidigend, richtend, sich überschreiend, macht mich wahnsinnig. Ich muß eine andere Stimme dazwischen hören. Ich will einen Menschen haben, der von der Sache weiß und mir Klarheit geben kann. Es könnten da doch noch Einzelheiten sein, die ich nicht kenne, die alles in anderes Licht setzen. Ich will mir nicht Härte oder Voreiligkeit vorwerfen müssen.

Ich habe lange nachgedacht. Wenn ich wüßte, wo Bernhardi lebt!

Aber nein, dessen Urteil kenne ich ja. Es kann nicht objektiv ruhig sein, da er selbst beteiligt ist.

Onkel Franz Weddigen! Der mit seinem gesunden Menschenverstand und seiner ehrlichen Gutmütigkeit. Der muß doch alles genau wissen.

Ja, der ist der Rechte!

Der Gedanke schon beruhigt mich. Ich will ihm schreiben, gleich heute!

22. September.

Es ist vorüber. Auch diese letzte Hoffnung, daß alles noch gut werden könnte, daß ich nur unter einem furchtbaren Irrtum gelitten hätte. Jetzt ist eine Art dumpfe Ruhe in mir.

Ich habe Onkel Franz gesprochen. Ich hatte ihm geschrieben, ich müßte ihn durchaus sehen, wünschte aber nicht, daß Tante Weddigen und die Cousinen es erführen, und möchte deshalb nicht nach Weddigenhof kommen. Ob er mich am Dienstag in Hannover im Hotel aufsuchen könne?

Es war mir einerlei, ob er sich wunderte. Vielleicht war es eine Torheit, zehn Stunden zu fahren, nur um eine Stunde lang einen Menschen zu sprechen. Aber ich habe ja jetzt niemand über die Torheit oder Vernunft meiner Handlungsweise Rechenschaft zu geben.

Und brieflich konnte ich es nicht abmachen. Ich habe mich in diesen letzten Wochen vor den stummen, geschriebenen Buchstaben fürchten gelernt Sie stehen schwarz auf weiß fest, unverrückbar. Und wenn man auch tausend Widersprüche, Zweifel, Fragen hat — sie haben keine Antwort. Immer nur das eine.

Onkel Franz telegraphierte gleich, er wolle kommen. Er erwartete mich schon im Hotel, als ich ankam, fahrtmüde und aufgeregt.

„Na, kleine Nichte, was gibt's? Das ist brav, daß du zu mir kommst, wenn du Rat nötig hast, arme Deern du. Was soll's sein?"

Ich konnte ihm natürlich nicht gleich im Treppenhaus auseinandersetzen, was ich wollte. Aber seine kräftige Stimme und sein gutmütiges Gesicht waren schon erfrischend. Ich hatte ein Gefühl von Halt und Ruhe, als er einfach meinen Arm in seinen nahm.

„Erst futtern und ausruhn und dann an die

Geschäfte, was? So auf den leeren Magen bekommt das nicht. Was trinkst du? Einen guten Schluck Wein, he? Das mußt du von deinem Vater doch gelernt haben!"

Mein Vater! Ich fuhr zusammen, als er die gleichgültige kleine Bemerkung machte. Er in seiner guten Laune achtete nicht darauf. Er war aufgeräumt und behaglich, als wir zusammen in dem großen, kahlen Gastzimmer vor den Schüsseln saßen. Ich saß wirklich nur davor, essen mochte ich nicht. Ich konnte kaum abwarten, bis ich ihn oben in meinem Zimmer hatte.

Er stutzte doch etwas, als ich ihm erklärte, warum ich gekommen war. Er hatte das wohl nicht erwartet. Zuerst fuhr er auf.

„Du willst mich wohl zum besten haben? Deswegen bist du doch nicht den ganzen Weg hergefahren?"

Ich nickte nur. Er war einen Augenblick still, schüttelte den Kopf, stand auf.

„Deern, du bist just so ein Querkopf, wie er auch war. Welchem vernünftigen Menschen fällt nun so was ein?"

Ich nahm mich zusammen. Ich mußte eben Geduld haben, bis er sich von seinem Erstaunen erholt hatte. Er lief ein paar Mal durch die Stube und blieb dann vor mir stehen.

„Kind, was soll denn das aber, diese alten Geschichten aufzurühren? Sei froh, wenn Gras drüber gewachsen ist."

„Ich möchte es aber wissen, Onkel."

Er sah wohl, daß ich ganz fest entschlossen war. Er fuhr sich ungeduldig mit den fünf Fingern durch den großen, graublonden Bart.

„Zum Kuckuck nochmal, warum suchst du dir denn mich dazu aus? Man soll den Toten nichts Schlechtes nachsagen. Das ist alles längst vergeben und vergessen."

„Von euch, das mag sein. Für mich ist das alles ganz neu. Ich habe jetzt die alten Briefe erst gefunden. Ich will Bescheid wissen. Vater war ja so — so klug, mir nie etwas davon zu sagen."

Ich konnte die Bitterkeit nicht herunterschlucken. Er sah mich auf einmal scharf an.

„Deern, was soll das? Dein Vater wird wohl gewußt haben, warum er die Geschichte einem Kücken wie dir nicht erzählte."

„Ich bin kein Kind mehr, Onkel Franz. Wenn Vater sonst alles mit mir besprach, konnte ich dies auch wissen."

„Papperlapapp! Kein Kind mehr! Was weißt du denn, wie es in der Welt zugeht! Hör mal zu, kleine Nichte. Deine Mutter ist sehr jung gestorben, du weißt nichts von ihr. Von deinem Vater hast du dein Lebtag nur Gutes erfahren und hast allen Grund, ihn hochzuhalten. Was —"

Mir stieg die Aufregung bis zum Hals herauf.

„Ihn hochhalten? Ich kann Vater nicht mehr achten, seit ich dies weiß, Onkel!"

„Kind! Kind!"

Er wußte einen Augenblick nichts zu antworten. Er fühlte wohl, daß ich recht hatte. Aber dann setzte er sich mir gegenüber und langte nach meiner Hand.

„Agnes, ich bin jetzt ein alter Mann und habe mein Lebtag Sünde Sünde genannt. Aber daß einer mal Unrecht tut, auch schweres Unrecht, das macht ihn mir noch nicht gleich zum Hundsfott, wenn er sich nur wieder hochrappelt. Wir sind ja alle Menschen. Und

sieh du nur zu, daß du dich nicht heute schwerer an ihm versündigst, als er es an dir getan hat."

Ich hatte meine Hand weggezogen.

„Das ist meine eigene Sache, Onkel. Willst du meine Frage beantworten oder nicht? Sonst habe ich dir nichts mehr zu sagen."

Er stieß heftig seinen Stuhl zurück.

„Dickkopf! Meinetwegen, du sollst deinen Willen haben. Aber schön ist die Geschichte nicht. Gar nichts für so ein junges Ding wie du."

Ich antwortete nicht darauf.

„Hast du meine Mutter selbst gekannt, Onkel Franz?" fragte ich statt dessen.

„Deine Mutter? Natürlich, wir waren ja alle auf der Hochzeit. So ein kleines, zartes Ding war sie, zum Wegpusten. Ich hatte immer Angst, wenn ich ihre winzige Hand in meine Pranke nahm. Aber nett war sie. Und wir alle waren froh, daß der Peter Florenz endlich seßhaft wurde; diese Jahre, wo er sich so durchbeißen mußte, bekamen ihm nicht besonders. Wir Brüder hatten Vater immer gebeten, ihm wieder etwas Zuschuß zu geben, als er anfing, wirklich was zu werden. Aber der Alte hatte ja einen Eisenkopf. Na, nun war es ja nicht mehr nötig."

Onkel Franz war ins Erzählen gekommen, ohne es selbst zu wollen. Er hatte sich die Zigarre angesteckt und tat ein paar starke Züge.

„Na, zuerst war das ja alles eine Herrlichkeit. Aber dann, nach anderthalb Jahren, kam das Kind. Die Schwägerin war immer zart gewesen, und da hatte ihre Gesundheit wohl einen Puff gekriegt, sie mußte sich sehr schonen, viel liegen. Das war dem Peter Florenz wohl langweilig."

Er wandte sich scharf zu mir um und räusperte sich.

„Es ist deine eigene Schuld, wenn du nichts Schönes zu hören kriegst. Hast es ja selbst gewollt."

Ich sah ihm gerade ins Gesicht.

„Bitte weiter, Onkel."

„Na, also. Der Peter Florenz war so einer, dem die Weiber nachliefen, und er konnte auch nicht ohne das fertig werden. Dabei renommierte er noch mit seinen Liebschaften und hing alles am liebsten ganz sorglos an die große Glocke. Wie nun seine Stücke mehr aufgeführt wurden, mußte er natürlich überall dabei sein, bald hier, bald dahin reisen. Na, und das Theatervolk, das kennt man ja. Da war denn so eine Französin, eine schöne Person soll es gewesen sein und kokett. Man kann sich das ja denken. Die Frau zu Hause krank und das alte, lustige Leben ihm so bequem gemacht."

Er war ein paar Augenblicke still und sah mit gefurchter Stirn vor sich hin, die Zigarre war ihm ausgegangen. Ich störte ihn nicht, bis er von selbst wieder anfing.

„Na, das wäre alles vielleicht gut gegangen, wenn er den Mund gehalten hätte. Aber weder er noch die Person dachte daran. Da kam denn natürlich die Klatscherei der jungen Frau zu Ohren. Der Peter Florenz war wie blind in die andere verschossen und kümmerte sich nicht um die Anna. Er hat es wohl anfangs gar nicht ernst genommen, als sie ihm schrieb, daß sie zu ihrer Mutter gegangen wäre. Sie war ja immer so weich und ohne Willen gegen ihn gewesen. Vielleicht war das gerade ihr Fehler. Na, nachher merkte er denn ja, wie er dran war. Die Herrlichkeit mit der Französin dauerte nicht lange, er wurde ihr langweilig, und sie brannte ihm einfach mit einem andern durch. Als er dann endlich zur Besinnung kam

und nach Haus fuhr, war das Haus leer. Er hat Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, aber die Anna kam nicht wieder. Es war auch zu schlimm und auch zu öffentlich geworden, was er ihr angetan hatte. Ein Jahr nach der Scheidung ist sie dann ja auch gestorben."

Wir sprachen beide nichts, als er fertig war, eine ganze Weile. Es lag wie ein lähmender Druck über mir. Ich empfand jetzt erst, wie ich mich an den Gedanken geklammert hatte, etwas anderes, Besseres zu hören.

Aber er sollte nichts davon merken. Ich stand langsam auf.

„Danke, Onkel Franz. Weiter wollte ich nichts wissen."

Er sah mich ernsthaft an.

„Mag sein, daß es gut ist, daß du es weißt. Aber, Kind, Toten soll man nichts nachtragen —"

„Laß das, Onkel; bitte, nicht mehr davon sprechen!" sagte ich nur hastig, „wie geht es in Weddigenhof? Verzeih, daß ich noch gar nicht danach fragte."

Wir waren noch eine steife, unbehagliche halbe Stunde zusammen. Onkel Franz war plötzlich anders, nicht so herzlich und gemütlich. Ich konnte es schließlich nicht mehr aushalten, Konversation zu machen. Ich sagte ihm, daß ich mich etwas hinlegen müßte. Er wollte von keinem Dank für sein Kommen hören.

„Dummes Zeug! Einen guten Dienst habe ich dir damit nicht geleistet, das weiß ich. Aber du hast es ja gewollt."

Ich sah ihm vom Fenster aus nach. Der breite, große Mann ging rasch die Straße hinunter, ohne sich einmal umzusehen. Eine drückende Verlassenheit kam auf einmal über mich.

In der Nacht bin ich dann nach Haus gefahren. Ich habe kaum klar gedacht die ganzen Stunden, aber auch kein Auge zugetan. Ich starrte nach dem grellen Lichtspalt in dem grünen Gazeschirm der Deckenlampe, die fortwährend leise schütterte, und horchte auf das stoßende Dröhnen der Räder. Ich glaube, ich zählte die einzelnen Stöße.

Früh morgens kam ich an. Der Weg vom Bahnhof war ganz menschenleer, eine graue, naßkühle Dämmerung in der Luft. Die alte Marie war noch nicht auf, Haustür und Läden verschlossen.

Ich saß wohl eine Stunde frierend und allein auf der Bank vor meinem eigenen Haus. Und in der Stunde kam so bitter wie noch nie das Bewußtsein über mich, daß ich keine Heimat mehr habe. Heimat ist da, wo man sich zu Hause fühlt. Und ich?

30. September.

Ich habe die überhetzte Fahrt und die Gemütsaufregung büßen müssen. Eine Woche lang habe ich gelegen, ganz ohne Kräfte. Es war mir fast, als ob ich gefiebert hätte. Marie war außer sich, daß ich unsern alten Medizinalrat nicht haben wollte.

Aber was soll mir ein Doktor denn helfen? Ich fühle ja, daß meine Nerven zerrüttet sind, aber was ich brauche, kann ich mir selbst verschreiben: seelisches Gleichgewicht, Ruhe. Wer gibt mir das?

Marie hat mich gepflegt wie eine alte Kinderfrau ihr Baby. Die treue alte Seele — der einzige Mensch, den ich noch habe!

2. Oktober.

Nein, ich muß mich zusammennehmen. Ich muß mich nun mit der Tatsache abfinden.

Wenn nur nicht diese große eiskalte Leere in mir wäre. Was soll die ausfüllen?

Arbeit? Ich habe keine. Ich versuche zu lesen. Aber meine Gedanken sind zu wenig gesammelt, um etwas Ernstes zu fassen. Also leichtere Lektüre. Aber nur meine Augen fahren die Zeilen entlang, die Seiten herunter, während ich innerlich ganz andere Wege gehe.

Ich weiß nicht, was werden soll. Mein Leben steht an einem toten Punkt. Kein Ausweg, vorwärts oder rückwärts.

Aufhören, Schluß machen? Ich habe nicht den Mut dazu.

Einen Strich unter die Vergangenheit machen, neu anfangen, das wäre das Rechte. Ich weiß nur nicht wie.

Wenn mir nur nicht alles hier diese Vergangenheit ewig wach hielte. Das ist das Schwerste. Vielleicht könnte ich einmal darüber wegkommen in ganz anderer Umgebung, zwischen fremden Menschen.

Aber ich habe nicht die Kraft zu irgend einem Entschluß. Ich bin müde, müde . . .

3. Oktober.

Da kam ein Brief heute mittag. Wie eine Antwort auf meine hilflose hoffnungslose Stimmung war er. Eine dringende Einladung von Tilla, jetzt zu ihr zu kommen. Meine gute alte Marie hat ihr heimlich geschrieben.

Ich besinne mich keinen Augenblick. Ich habe schon geschrieben: ja, ich komme.

Einerlei, was es ist, wohin! Nur weg, weg! Nur ein Ende machen mit dieser Gedankenqual, die mich aufzehrt!

5. Oktober.

Ich habe mein Haus bestellt. Marie fährt in ihre Heimat, sie hat vorher alles verpackt, geordnet. Ich habe keine Hand dabei gerührt.

Nur eins. Ich mußte selbst in das verschlossene Zimmer, wo der Schreibtisch stand, auf dem die Papiere noch ungeordnet herumlagen. Das wollte ich keinen fremden Händen überlassen.

Ich habe mit hastigen Händen aufgeräumt, alles Unwichtige ließ ich, wie es lag und stand. Und auf einmal, als ich die blanke, halbleere Schreibtischplatte ansah, auf die durch die Spalte des Fensterladens die Sonne in einer breiten Säule von flimmerndem Staub herunterstieg, packte mich ganz unerwartet eine furchtbare, gewaltsame Sehnsucht. Ich habe mich in den Stuhl geworfen, in dem er gestorben ist, und hab das Gesicht an das harte Holz gedrückt und geschluchzt: „Vater, Vater!"

Es war nur ein Augenblick. Meine eigene Stimme störte mich auf, die so sonderbar in dem großen unbewohnten Raum schallte. Ich hatte einen gerufen, mit dem ich nichts mehr gemeinsam habe.

Nun bin ich fertig. Sogar dieses Heft bleibt hier. Ich will den Strich unter die Vergangenheit machen. Ich will nichts mitnehmen, was mich an sie erinnert.

Zweites Buch



D . . . . stadt, 10. November.

Sie mußten mich heute allein lassen, weil sie zu irgend einem Diner eingeladen sind. Das ist mir ganz lieb. Die ungewohnte Aufregung und Unruhe der Übersiedlung vorhin haben meinen armen Kopf doch gleich wieder müde und wirr gemacht.

Fast fünf Wochen, seit ich zuletzt hier war, in Tillas elegantem Gastzimmer. Ich erinnere mich der Tage damals nur undeutlich wie eines verworrenen Traums, die Wirklichkeit verzerrt sich und wird tolle Phantasie. Nur den Transport ins Krankenhaus weiß ich noch, diesen schwarzen Wagenkasten, gegen den ich mich wehrte, weil ich ihn für einen Sarg hielt.

Dann nichts mehr. Vollständige Dunkelheit. Hin und wieder nur tauchen Gesichter unbegreiflich daraus auf und wieder unter. Ein altes mit einer Brille, vor dem ich Angst habe. Ein paar unbewegliche glatte unter blanken Scheiteln. Der Doktor, die Krankenschwestern. Besonders Schwester Anna mit ihrer gleichmäßigen Gelassenheit. Sie ist der erste feste Punkt in meinem aufwachenden Gedächtnis.

Ich kann nur absatzweise schreiben, ich bin noch zu schwach. Immer ein paar Zeilen und dann Feder und Gedanken ausruhen lassen.

Ruhe. Stille. Das war die Quintessenz dieser

Krankenhauswochen. Ich war Kranke erster Klasse und hatte ein eigenes Zimmer. Die Wände weiß getüncht, nur ein Kruzifix daran. Schneeweiße Fenstervorhänge. Schneeweiß die Haubenflügel um diese ruhigen, leidenschaftslosen Gesichter der Diakonissen, die auf Filzsohlen schlürften, mit bedeckten Stimmen redeten, mit vorsichtigen Händen mich anfaßten. Jeder Laut von draußen gedämpft und verhalten.

Ich liebte das alles. So hindämmern im Halbschlaf, ohne zu denken. Was früher war, wußte ich wohl noch, aber es lag irgendwo weit, weit weg, wie hinter einem großen, schwarzen Wasser.

Morgens und abends eine ferne, getragene Harmoniumstimme in meine Stille herein. Die Andacht im Betsaal unten. Das waren die Ereignisse des Tags. Und die halbe Stunde, die Schwester Anna an meinem Bett saß. Sie erzählte mir allerlei aus ihrer Arbeit und von den Kranken, die mit mir unter einem Dach waren, besonders von den Kindern.

Mir schien das alles so trostlos und häßlich. So ein ganzes Leben zwischen Leiden und schmerzverzogenen Gesichtern. Ich sagte ihr das einmal, da lachte sie nur behaglich.

„Häßlich? Man muß es nur von der rechten Seite ansehen, Fräulein Weddigen! Das Schöne daran ist eben das Helfenkönnen, das Gutsein mit all diesen armen Seelen. Das macht glücklich."

Glücklich! Ich beneidete sie fast, wie sie nachher mit ihren geschwinden, lautlosen Schritten aus der Tür wischte.

Aber ich könnte nicht auf ihre Art glücklich sein. Ich brauche Schönheit, lebendige, sichtbare Schönheit, nicht nur diese innerliche.

Die letzten acht Tage saß ich im Korbsessel am

Fenster, wenn Schwester Anna kam. Stundenlang habe ich von da aus auf den leeren Krankenhausgarten gestarrt, dessen alte, knorplige Birnbäume jeden Tag mehr gelbe Blätter verloren.

Meine Kräfte wollen nur ganz langsam wiederkommen, ich muß wieder gehen lernen wie ein kleines Kind. Tilla sagt mir, daß ich sehr krank gewesen bin. Und die Typhusrekonvaleszenz soll ja immer sehr langwierig sein.

Sie hat darauf bestanden, daß ich jetzt zu ihr kommen sollte, da keine Ansteckungs- oder sonstige Gefahr mehr vorhanden ist. Ich bin viel zu müde und apathisch, um einen eigenen Willen zu haben. Ich lasse alles mit mir machen.

Ich habe Tilla nur erst einen Augenblick gesehen, ehe sie zum Diner ging, unwahrscheinlich schön in hellblauem Samt und echten Spitzen. Sie küßte mich und war gut zu mir, aber sehr eilig und high spirits. Das regte mich unbehaglich auf.

Sie fragte, ob ihr Mann mich auch begrüßen dürfte. Als er hereinkam, kannte ich ihn im ersten Augenblick nicht, die Uniform verändert so. Er merkte es und lachte. „Lassen Sie sich die äußere Hülle nicht anfechten, der Mensch, der drin steckt, ist nicht so — uniform, wie er aussieht."

Gott sei Dank nicht. Er hat mir etwas sehr Sympathisches; ich weiß nicht, woran es liegt, an den Augen oder an der Stimme.

Müde, müde. Muß gleich aufhören zu schreiben. Der Regen prickelt an mein Fenster, das Holzfeuer knattert und zischt. Der grüne Schirm über der Lampe gibt ein mildes, unbestimmtes Licht, das den Augen wohltut.

Etwas Lebendiges ist auch noch in der Stube:

ein feiner, wundervoller Duft, in dem doch schon etwas Welkes liegt. Er kommt von den paar langstieligen, blaßgelben Rosen, die vor mir im opalisierenden Henkelglas stehen, und die Herr von Berg mir vorhin gab: „Zum Willkommen!"

Müde, müde. Ich will schlafen.

12. November.

Ich habe mir diese ersten Tage noch das Essen heraufbringen lassen. Aber heute war Schwester Anna hier, um nach mir zu sehen, und hat mir eine resolute kleine Standrede gehalten.

„Sie sind jetzt kein kranker Mensch mehr. Und wenn Sie nun nicht Energie haben und sich weiter verweichlichen, werden Sie das Ihr Lebtag nicht wieder los!"

Ich seufze etwas, aber ich bin wehrlos gegen Schwester Annas freundliche Tyrannei. Also bin ich heute zu Tisch heruntergegangen. Es war eine ungeheure Unternehmung, auf der Treppe wurde mir schwindlig und schwarz vor den Augen. Aber es ging doch.

Baby aß auch mit. Es saß eingepfercht in seinem hohen Kinderstühlchen und starrte mit runden, himmelblauen Augen auf die fremde ‚Dada'. Dann schlug es aufkreischend mit dem Löffel in die Suppe, daß sie aufspritzte. Das war mein Empfang.

Das Bengelchen ist übrigens wundervoll. Den Kopf voll krauser, heller Härchen, Lachgrübchen in den derben, roten Bäckchen und bis in die Fingerspitzen zappelnd von Leben. Ein Rubensscher Putto.

Seine Erziehung ist ein Experiment wie so oft bei ersten Kindern. Wenn er etwas nicht mag und ein ‚Schüppchen' zieht, fließt Tilla über vor Mitleid. „Mein Armes, nein, du brauchst das Garstige da nicht essen, nein, nein!"

Aber merkwürdigerweise hört der Junge kaum darauf. Er sieht seinen Vater an, und wenn der ein ernstes Gesicht macht, sitzt das Kerlchen stramm und löffelt tapfer den Spinat herunter, wenn auch eine kleine Träne salzen hilft.

Tilla sagte nichts, aber sie schien etwas geärgert. Fünf Minuten später, als der servierende Bursche draußen war: „Georg, was ist das für eine Geschichte mit Hauptmann Elze. Frau Bredemann hat mir so sonderbare Andeutungen gemacht."

Er zuckt die Achseln. „Dienstsachen, liebes Kind."

Sie hebt eigensinnig das Kinn in die Luft.

„Wenn Frau Bredemann davon weiß, kann ich es auch wissen. Ich blamiere mich einfach, wenn ich mir das alles erst von andern erzählen lassen muß. Gar nicht als ob ich eine Regimentsdame wäre. Die andern Damen wissen es doch auch von ihren Männern."

Er hat eine Falte zwischen den breiten, dunklen Augenbrauen.

„Was die andern tun, ist ihre Sache, ich kolportiere keinen Regimentsklatsch. Und außerdem, wenn ich nach Hause komme, möchte ich von andern Dingen hören als ewig von Dienstgeschichten."

„Ich, ich, immer ich. Natürlich, meine Wünsche kommen daneben nicht in Betracht."

Er nimmt ihre etwas widerspenstige Hand in seine und sieht halblächelnd zu mir hin.

„Da sehen Sie es, gnädiges Fräulein. Wir Männer sind eben alle tyrannische Egoisten. Arme Tilla."

Sie zieht ihre Hand ungnädig weg und schiebt ihren Stuhl zurück.

„Gesegnete Mahlzeit!"

Ich kroch nachdenklich wieder meine Treppe hinauf. Familienglück in Gewitterstimmung.

Jetzt bin ich sehr stolz auf diese erste Unternehmung. Nur etwas erschöpft. Ich habe meinen Schlaf verdient.

14. November.

Tilla und ich haben ein paar Tage allein gegessen, Baby der einzige Mann am Tisch. Herr von Berg hatte scharfen Dienst, ich hörte nur immer in aller Herrgottsfrühe seinen Säbel die Treppenstufen hinunterrasseln und sein Pferd vor der Haustür das Pflaster mit den Hufen bearbeiten.

Heute früh, als ich noch in meinem weißflockigen losen Morgenkleid auf dem Diwan lag und Kakao trank, klopfte es.

„Verzeihen Sie, daß ich so früh komme. Wenn ich störe, schicken Sie mich einfach fort."

Herr von Berg! Und mein Haar noch in zwei Zöpfen mit weißen Schleifen! Einen Augenblick wollte ich verlegen werden, aber dann lachte ich doch.

„Nein, bitte, ich freue mich über den Besuch. Es darf Sie nur nicht abschrecken, daß ich aussehe wie ein Schulmädel."

Er stand und sah auf mich herunter

„Das paßt ja gerade sehr gut, da ich komme, um Sie etwas zu bilden. Ich wollte Ihnen gern ein paar Bücher bringen, ich denke, Sie haben jetzt viel Zeit zum Lesen."

Ich streckte ganz gierig die Hände aus.

„Ach, bitte, geben Sie her! Ich habe nichts Vernünftiges mehr! Was ist es?"

Er legte ein paar Bände auf den Tisch.

„Keine schwere Lektüre, das ist jetzt nichts für Sie. Aber alles Lieblinge von mir. Kennen Sie Kellers ‚Grünen Heinrich'?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Vor dreibändigen Romanen habe ich immer zu viel Respekt gehabt."

„Man muß auch Ruhe dazu haben. Immer ein paar Seiten lesen und dann das Buch hinlegen und nachklingen lassen. So wie man guten, alten Wein trinkt."

Wir waren gleich im Plauschen wie alte Bekannte, als er da neben meinem Diwan saß.

Ich habe ein paar sehr heftige Sympathieen unter Büchern, die ich ebensowenig begründen kann wie bei Menschen. Ich liebe sie eben, und damit gut. Gösta Berling — Jens Peter Jakobsen — Ricarda Huch. In denen fanden wir uns. Dann erzählte er von seinen Arbeiten — den außerdienstlichen, die eigentlich Konterbande sind. Keine selbstschöpferischen; nur historische, literarische, zu denen er Material sammelt. Er kam ordentlich ins Feuer dabei.

Ich fuhr ihm auf einmal unartig mitten in den Satz.

„Warum sind Sie Soldat geworden, Herr von Berg? Warum haben Sie nicht studiert?"

„Studiert?" Er zuckte die Schultern, „mein Vater hat mich sehr früh ins Korps gesteckt. Als der eigentliche Mensch in mir aufwachte, war ich für einen andern Beruf verdorben."

Er sah mit gerunzelter Stirn vor sich hin.

„Früher war es mein Plan, nur bis zum Major zu warten, dann den Abschied zu nehmen und noch zu studieren."

„Ja, aber Tilla? Was sagt die dazu?"

Es war mir nur so herausgefahren, ich bereute es sofort, als ich den Ausdruck in seinem Gesicht sah. Er nickte.

„Das ist es eben. Ich kann es meiner Frau

nicht antun. Leider ist das aber der einzige Gefallen, den ich ihr tun kann. Mehr als ein durchschnittlicher Frontsoldat werde ich nie sein. Das gleiche, was jeder andere auch fertig bringt. Vielleicht nicht einmal das!"

Er warf mit einem Ruck den Kopf zurück, als ob der hohe rote Kragen ihn drückte.

„Verstehen Sie nicht, daß es für einen Mann das Bitterste ist, wenn er sich sagen muß, daß seine besten Fähigkeiten einfach für nichts da sind und verkommen? Nichts Ganzes, alles nur halb. Und dabei gilt man in der Familie für einen verschrobenen Kopf und langweiligen Pedanten. Das war früher schon so bei meinen Eltern. Und jetzt —"

Er hatte eifrig gesprochen, nun brach er plötzlich ab.

„Verzeihen Sie meine Rücksichtslosigkeit. Ich vergesse ganz, daß Sie angegriffen sind," sagte er hastig und förmlich, „es ist auch sonst nicht meine Art, über meine persönlichen Angelegenheiten zu reden."

Ich konnte nicht anders, ich streckte ihm rasch die Hand hin.

„Bitte, bereuen Sie das nicht! Denken Sie, wir wären seit langem gute Freunde."

Er zögerte einen Augenblick, dann stand er auf und küßte mir die Hand.

„Wenigstens wollen wir es von jetzt an sein, nicht wahr?"

15. November.

Ich lese also den ‚Grünen Heinrich' und schlage vorschriftsmäßig alle paar Seiten das Buch erst wieder zu. Dann gehen meine Gedanken spazieren.

Ich mag solche Abseitsmenschen. Ich meine nicht den ‚Grünen Heinrich' — obgleich der mir auch ge-

fällt — sondern Tillas Mann. Ich mag sie, gerade weil der Durchschnitt sie verschrobene Köpfe nennt.

Der brave Durchschnitt — lieber Himmel, er ist ja so nötig wie das tägliche Brot. Aber wenn es nur Durchschnitt gäbe, wollte ich nicht leben. Das Leben lohnt sich nur um die paar Elitemenschen, die einem über den Weg laufen.

Und er ist mir eben sympathisch. Ich habe ihn seit dem Morgen neulich nur bei den Mahlzeiten gesehen, und auch da war er eilig. So ein armer Fronthauptmann hat's sauer genug. Aber es ist so ein schweigendes Verständnis zwischen uns seit diesem feierlichen Rütlibund neulich.

Tilla — Tilla ist keine Elite, aber wir vertragen uns. Sie hat mir ihre sämtlichen Toiletten und ihren Schmuck gezeigt und genoß sichtlich meine ehrliche Bewunderung. Sie kommt mit allem, was sie interessiert, zu mir — nicht nur mit den Toiletten. Eigentlich rührt mich dieses Vertrauen; sie merkt augenscheinlich nichts von der unsichtbaren Mauer zwischen ihr und mir. Sogar jeden kleinen Ärger über ihren Mann bekomme ich haarklein zu hören; eine unfreiwillige Indiskretion, die mir ihm gegenüber peinlich ist. Einmal versuchte ich, ihr das klar zu machen. Sie sah mich naiv erstaunt an.

„Warum soll ich dir das nicht sagen?"

„Weil kein Dritter zwischen Mann und Frau gehört, Tilla."

Sie verzog etwas den Mund.

„Wenn er nett wäre, würde ich auch schon nichts sagen. Aber so! Ich muß mir das von der Seele reden. Das wirst du erst verstehen, wenn du selbst verheiratet bist."

Es gibt eben Menschen, die Prometheus in seiner

Werkstatt nicht fertig bekommen hat. Die Mischung ist nicht recht durchgeschüttelt. Drei Gran kühle Weltklugheit, zwei natürliche Gutmütigkeit — unreifes Denken und der naive Egoismus der schönen Frau — das ist Tilla. Solche Naturen machen mich ungeduldig — vielleicht auch ungerecht, weil ich sie weder ganz mißbilligen noch rückhaltlos gern haben kann.

Es gibt aber Stunden, wo ich ihr sehr gut bin. Das ist, wenn sie mir Baby mit heraufbringt. Die ganze selbstbewußte Junohaftigkeit wie weggeblasen, wenn der Junge ihr mit den derben Händchen ins Gesicht patscht und an der kunstvollen Frisur zerrt. Weltkind wird Madonna. Eine Metamorphose, die ich anstaune.

Ich hab nie gewußt, daß ich Kinder so lieb haben konnte. Ich hatte ja nie näher mit ihnen zu tun. Baby tyrannisiert mich. Ich bin nie angegriffen, wenn er befiehlt, daß Dada ihm vorsingen soll. Es macht mich schon gesund, dieses lachende, blonde Stückchen Leben nur anzusehen. Ich fange an, mich hier wohl zu fühlen, glaube ich.

17. November.

Es war da ein tiefer, schwarzer Brunnen, in den hatte ich alles hineingeworfen, was Erinnerung und Vergangenheit heißt; und ich drückte den Deckel fest zu, wenn er sich einmal heben wollte.

Nun ist er doch aufgesprungen. Es hat alles nichts genutzt.

Ich hatte das schon lange heimlich gefürchtet. Es war ja so selbstverständlich nach dem Gespräch damals bei unserer ersten Bekanntschaft. Aber als die Frage gestern nun wirklich kam, fuhr ich doch förmlich zusammen.

Herr von Berg hatte schon zehn Minuten neben meinem behaglichen Krankenlehnstuhl gesessen, als er in

ganz ruhigem Gesprächston sagte: „Was macht denn die Arbeit, von der Sie mir damals erzählten?“

Ich sah aus dem Fenster an ihm vorbei und zwang mich, gleichgültig zu antworten.

„Sie ist nicht weit gekommen.“

„Hätten Sie nicht Lust, sie hier wieder aufzunehmen? Vielleicht könnte ich Ihnen dabei Rat geben, es würde mich interessieren, wie Sie ja wissen.“

Ich schüttelte den Kopf. ‚Wenn er nur aufhörte,‘ dachte ich.

„Haben Sie denn Aufzeichnungen gefunden? Sie meinten damals, Ihr Herr Vater hätte vielleicht Tagebücher hinterlassen?“

Es hat wohl die Krankheit noch schuld, daß meine Nerven so widerstandslos sind. Mir liefen plötzlich die Tränen über das Gesicht. Er sah es.

„Ich verstehe, daß Ihnen das traurige Erinnerungen sind —“

Die ernsthafte Teilnahme in seinen Augen brachte mich auf einmal außer mir, ich weiß nicht warum.

„Nichts verstehen Sie, gar nichts! Ich will nichts davon wissen, ich hasse die Erinnerung, hören Sie? Warum haben Sie überhaupt davon angefangen? Es ist indiskret von Ihnen —“

Ich weiß nicht, was ich ihm sonst noch gesagt habe, oder was er antwortete. Als er einen Augenblick darauf die Tür hinter sich zumachte, kam es wie eine Sturzwelle von Zorn und Jammer über mich.

Und nun?

Das alte Chaos! Soll mich das denn nie loslassen?

19. November.

Ich habe wenig geschlafen in den letzten Nächten und fühle mich matt und schwer. Aber ich bin wieder ruhig.

Vergessen hatte ich es ja doch nicht. Ich hatte nur absichtlich nie ein Wort davon aufgeschrieben. Aber meine Gedanken waren tausendmal unwillkürlich und gegen meinen Willen den alten Weg gelaufen. Schon die letzten Wochen im Krankenhaus und auch hier.

Die fremde Stimme, die so unbefangen davon redete, hat nun alles wieder aufgestört, daß es mir schmerzhaft frisch und wirklich wurde.

Aber ich muß mich zusammennehmen lernen, mich stumpf dagegen machen. Es wird mir noch öfter begegnen, auf meinen berühmten Vater angeredet zu werden. Der Name Peter Florenz Weddigen ist Gemeingut. Das, was ich allein, vor den andern voraus, daran besitze, ist nicht beneidenswert!

Für die andern ist der Name eben noch ein Gott und kein Götze. Auch für ihn, Herrn von Berg.

Ich schäme mich, wenn ich an neulich denke. Was er nur von mir gedacht hat? Er ist seitdem nicht wieder bei mir gewesen. Wenn wir uns treffen, ist er sehr förmlich.

Wenn ich es ihm erklären könnte? — Nein, er würde mich nicht verstehen. Ich muß es eben mit mir allein abmachen. Vielleicht hilft mir die Zeit. Vielleicht gewöhne ich mich einmal daran, daß in meinem Leben eine Dissonanz ist, die nie aufgelöst wird.

20 November.

Als ich heute zu Tisch herunterkam, war Tilla mit Baby noch nicht da. Herr von Berg stand am Fenster, den Rücken zum Zimmer gekehrt.

Einen Augenblick wäre ich am liebsten wieder aus der Tür gelaufen. Dann nahm ich meinen Mut zusammen und ging zu ihm hin.

„Sind Sie mir noch böse?“

Er drehte sich sofort um, plötzliche Freude in den Augen.

„Sie haben mich allerdings nicht sehr gut behandelt, aber ich hatte Sie ja auch verletzt, wenn auch nur unbewußt. Haben Sie mir das denn verziehen?"

Ich nickte. „Ich habe die halbe Stunde sehr vermißt, die Sie sonst bei mir saßen."

Wir sagten beide kein Wort über den Grund der Szene neulich. Tilla kam auch gleich herein.

Also alles wieder eitel Harmonie. Er selbst bei Tisch so heiter gestimmt, wie ich es an dem ernsten Menschen gar nicht kenne. Er neckte mich mit meiner jüngsten Eroberung, Baby, der bei Tisch für niemand als Dada mehr Augen hat, köstliche blanke Blauaugen, in die ich mich ganz verliebt habe — und neckte Tilla, die heute wieder ein paar seitenlange Briefe von irgendwoher hatte, mit ihrer Leidenschaft, Reisebekanntschaften zu kultivieren. Die beiden kamen auf gemeinsame Reiseerinnerungen, Tilla bekam rote Backen bei dem Thema Rhein, Wiesbaden, Hochzeitsreise und fing an, unter den blonden Wimpern her zu ihrem Mann hinüberzukokettieren. Sie war strahlender Laune geworden.

„Georg, kommt es dir auch nicht viel netter bei uns vor, seit Aga hier ist? Man redet doch mal etwas Vernünftiges. Ich finde es übrigens höchst albern, daß ihr euch noch immer gnädiges Fräulein und so weiter tituliert, wo sie so als Familienglied bei uns lebt."

Wir waren beide eine Sekunde still, er und ich. Dann hob er sein Glas und sah mich an.

„Also gut! Auf höheren Befehl!"

„Aber Georg, wie unhöflich! Es muß dir doch selbst eine besondere Freude sein!"

Tillas komische Entrüstung half uns beiden über die Verlegenheit weg, er lachte jetzt auch.

„Natürlich ist es das! Ich wollte mich nur durch die

Redensart decken, falls deine Freundin es sehr impertinent fände."

Wie klug und geschroben er die Anrede vermied!

Ich wollte ihm zeigen, daß ich vernünftiger war; ich stieß mein Glas hell an seins.

„Prosit, Georg!"

Im selben Augenblick fühlte ich, daß es mir heiß in die Stirne schoß. Ich ließ meine Serviette fallen und bückte mich danach, um es zu verstecken. Dieser rasche Farbenwechsel bei jeder kleinsten Gelegenheit ist eine Eigenschaft an mir, die ich schon oft verwünscht habe.

Tilla stand nach Tisch auf und ging ans Fenster.

„Aga, es ist heute so warm. Du bist noch gar nicht draußen gewesen. Komm, wir gehn einmal durch den Garten. Nein, Widerspruch hilft nichts. Hier ist mein Pelzkragen."

Hinter dem Haus liegt ein kleiner Garten mit einem Grasfleck, ein paar Blumenbeeten und einer Weinlaube, ziemlich lieblos gehalten, in Offiziersburschengeschmack. Aber heute war er doch schön in dieser verspäteten Novemberwärme. Der Rasen hatte in der Sonne einen gelbbraunen Ton wie verschossener Samt, ein paar blasse zerflatterte Monatsrosen blühten noch. Es war eine müde Weichheit in der Luft, fast wie im März.

Zuerst benahm mir die freie helle Luft beinah den Atem, es wurde mir dunkel vor den Augen, eine wunderliche Lahmheit fuhr mir in die Kniee. Ich wäre hingeschlagen, wenn Tillas Mann nicht rasch meinen Arm genommen hätte.

„Kommen Sie, Agnes. Sie sind noch Patientin und dürfen sich nicht zu viel zumuten."

So ging es gut. Er führte mich ganz langsam, ich machte die Augen zu in diesem wundervollen Gefühl von Sicherheit und Ausruhen. Tilla war an

meiner andern Seite geblieben, die beiden sprachen über mich weg, ich weiß nicht was. Ich hörte nur irgendwo in der Hecke die schrillen, lebendigen Zwitschertöne einer Meise und fühlte Sonne und Wärme wie ein laues Bad um Stirn und Gesicht. Durch die geschlossenen Lider sah ich in lauter Purpurrot.

Novemberfrühling!

24. November.

Vorgestern kam Tilla ungewohnt früh und lebhaft zu mir herein, als ich noch im Bett unter dem hellblauen Himmel von Libertyseide lag.

„Aga, ich muß etwas mit dir besprechen. Sieh, wir geben ja selbstverständlich wegen deiner Trauer jetzt keine größeren Gesellschaften, aber wir haben ein paar dringende Verpflichtungen, die wir nicht mehr aufschieben können. Du bist ja über die erste Trauerzeit hinaus, es ist ja überhaupt jetzt schick, sehr tief, aber dafür nicht so lange zu trauern."

Schick! Was geht mich das an? Wenn ich ganz ehrlich wäre, dürfte ich überhaupt nicht in schwarzen Kleidern gehn. Das ist für mich nur Komödie.

Aber die Menschen! Fremde Gesichter! Konversationmachen, Kleinstadthorizont! Ich habe noch eine nervöse Angst davor.

Das alles dachte ich aber nur. Offiziell versteckte ich mich hinter dem Mangel einer passenden Toilette.

Aber Tilla war vorbereitet.

„Ich habe schwarzen Tafft liegen, meine Schneiderin macht dir bis morgen alles. Du mußt mir den Gefallen tun, es sieht so wunderlich aus, wenn du nicht dabei bist. Du sollst auch den anspruchslosesten Tischherrn haben, damit du dich nicht überanstrengst."

Ich fügte mich seufzend und habe mir richtig aus Tafft und Spitzen etwas bauen lassen.

Ich habe Tilla sogar geholfen, den Tisch zu decken. In der Freude an schönem Glas, altem Silber und vornehmem Lebensschmuck finden wir beide uns. Wir hatten auf dem weißen Wappendamast der Tafel ein wahres Wunder aus Tuffs großblütiger Herbstveilchen und breiten blaß-veilchenfarbigen Bändern zustande gebracht.

Georg blieb mit erstauntem Gesicht vor mir stehn, als er in die erleuchteten Räume kam, kurz vor Ankunft der Gäste.

„Aber ich kenne ja heute das ‚Schulmädel' gar nicht wieder! Tilla, weißt du, wie sie aussieht? Wie ein Burne Jones! Verzeihen Sie die Kritik!"

Tilla sah mich auch befriedigt von oben bis unten an.

„Ja, die Sache ist gelungen. Schwarz ist auch gerade zu diesem matten Blond kleidsam.

Georg machte ein ernsthaftes Gesicht.

„Wenn Sie es nur aushalten, Agnes."

„Ach Unsinn, Georg. Wenn es ihr zu viel wird, kann sie sich ja einfach französisch drücken. Und ich habe ihr Haiden als Tischherrn gegeben, der strengt seine Dame nicht an, wenn er zu essen hat. Er ist froh, wenn sie ihn nicht stört. Ich will dir die Leute lieber vorher beschreiben, Aga!"

Ich wehrte mich aber dagegen, ich mag mir lieber mein eigenes Urteil bilden. Also wußte ich nur: der Kommandeur mit Frau, Frau von Gelsa mit zwei Töchtern, einer schönen und einer häßlichen — und drei, vier Leutnants.

Mir schwamm zuerst der Kopf von Stimmen, Namen, Gesichtern. Dank meinem Tischherrn, einem kurzen, dicken Oberleutnant, der wirklich anspruchslos war und sich mit wortloser Hingabe in Schinken und Trüffeln vertiefte, kam ich bald wieder zu mir und sondierte das

Terrain. Der Kommandeur, ein scharfer, schnauzbärtiger Herr mit rotem Gesicht — seine Frau mit Schlittenpferdkopfputz über einem säuerlichen Lächeln. Noch eine alte Dame ohne besondere Kennzeichen. Ein paar typische Leutnantsköpfe. Du lieber Himmel, warum war ich nicht oben geblieben?

Aber das Gähnen blieb mir im Hals stecken, mir schräg gegenüber entdeckte ich plötzlich etwas. Tiefe, schwarze Scheitel, Augenbrauen wie Kohlestriche — und ein dunkler, gar nicht allzuzarter Bärtchenschatten über einem sehr roten, großen, gutgeformten Mund.

Die häßliche Gelsasche Tochter mußte es sein. Die schöne ist ein Wachspuppenkopf aus dem Friseurladen.

Unsere Augen begegneten sich, sie sah mich ein paar Sekunden ganz ruhig an. Drahtlose Telegraphie: ich mag dich. Als sie wegsah, war ein humoristisches Zwinkern um die schwarzen Augen.

Ich langweilte mich plötzlich nicht mehr, das Gesicht mir gegenüber hypnotisierte mich, ich studierte es Zug für Zug. Humor und Energie steckten darin. Sie sagte nicht viel, aber sie schwieg intelligent. Sie wurde nicht sehr beachtet, auch von den Herren nicht. Augenscheinlich quittierte sie dafür innerlich mit kleinen lustigen Bosheiten und amüsierte sich gut dabei. Sie konnte höchstens zwanzig Jahre sein.

Die drahtlose Telegraphie hatte tadellos funktioniert. Sie kam sofort nach Tisch gerade auf mich losgesteuert.

„Frau von Berg erzählt mir, daß Sie sehr krank gewesen sind, da dürfen Sie nicht so lange stehn; setzen Sie sich hier auf das kleine Sofa,“ sagte sie ganz ohne Umstände, als ob sie mich längst kannte, „Sie taten mir bei Tisch so leid, Sie sahen so blaß aus und sagten nichts.“

Ich lachte. „Sie ja auch nicht.“

Sie zog ausdrucksvoll die Augenbrauen hoch.

„Ja, Bauer, das ist ganz was anderes! Wenn ich den Mund auftue, werfen sich Mama und Klothilde gleich Blicke zu: ach Gott, das enfant terrible!"

Sie schob mir ein Kissen hinter den Rücken, eine Fußbank unter die Füße und sah mich dann befriedigt an wie eine Beute.

„So, jetzt hab ich Sie da, und nun werde ich auch gleich wieder eine Dummheit sagen. Ich mag Sie nämlich sehr gern leiden, Sie kleine, blonde Prinzessin!"

Ich mußte laut lachen: „Ist das denn eine Dummheit? Wie höflich!"

„Sie sollen mich nicht absichtlich mißverstehen! Die Dummheit ist, daß ich es Ihnen sage. Aber Gott sei Dank ist eine Liebeserklärung unter Frauenzimmern kein Verbrechen."

„Wenn ich ein Herr wäre, hätte ich Sie bei Tisch auch nicht so anschauen und mich an Ihrem Gesicht freuen dürfen."

Sie strich sich mit einer fast ärgerlichen Bewegung das schwarze, dicke Haar aus der Stirn.

„Ach, mein Gesicht! Wie durch den Rauchfang gezogen. Vielleicht mag ich gerade deswegen diese hellen, feinen Menschen so gern. Sie möchte ich malen!"

„Sind Sie denn Malerin?"

Eine kleine Grimasse mit dem roten Mund wie ein Kind, das weinen will.

„Leider nein. Nur Dilettantin vom reinsten Wasser. Die Leute, die ich male, protestieren meist nachher gegen ihre Nasen und nennen es Karikatur. Aber was kann ich dafür, wenn meine Modelle nicht anders sind? Geben Sie mal Ihre Tischkarte her."

Sie zog hastig einen kleinen silbernen Stift aus der Tasche und strichelte heimlich hinter ihrem Fächer.

Ich mußte lachen, als sie mir das Blatt gab. Der Kommandeur, sprechend ähnlich mit seinem Schnauzbart, in plumper Turnierrüstung und renommistisch herausfordernder Stellung.

„Finden Sie mich sehr schlimm? Ich mag aber die Leutchen wirklich alle ganz gern, nur sehe ich immer gleich ihre komische Seite."

„Wissen Sie, daß dies eine geistvolle Karikatur ist, Fräulein von Gelsa? Daß Sie Talent haben? Sogar großes, soviel ich beurteilen kann!"

Sie nickte ruhig.

„Das weiß ich. Was hilft mir das? Hier sitze ich wie festgebunden. Wie soll ich da weiterkommen? Ach Gott, wie ich mich heraussehne! Wie ich das Nest manchmal hasse!" —

„Wird es Ihnen auch nicht zu viel, Agnes? Ich mache mir Sorge um Sie!"

Georg stand plötzlich vor uns, er sah wirklich so ernstlich besorgt auf mich herunter wie ein alter weiser Doktor auf eine leichtsinnige Patientin. Ich lachte ihn aus.

„Sehen Sie denn nicht, wie gut ich mich unterhalte? Setzen Sie sich zu uns und erholen Sie sich eine Minute von Ihren Hausherrnsorgen."

Er zog sich einen Stuhl her. „Wenn ich nicht störe."

„Im Gegenteil, Sie können mir helfen, Herr von Berg. Bereden Sie Fräulein Weddigen, daß sie sich von mir malen läßt. Sehen Sie, gerade so, wie sie da sitzt."

Die kleine Gelsa war förmlich ins Feuer gekommen, sie zeichnete mit dem Fächer hastige Konturen in die Luft.

„So! Den Kopf etwas zur Seite, daß man die

Profillinie sieht. Die zarten Farben und die schwarzen Spitzen! Wie sich das hebt! Ist es nicht wundervoll?"

„Enfant terrible!" Ich schlug sie auf die Hand, „wollen Sie wohl still sein! Sie brauchen nicht aus Höflichkeit einzustimmen, Georg!"

„Wenn er es nur aus Höflichkeit tut, hat er einfach keinen Geschmack!"

Georg hatte nur mit einem raschen Blick zu mir hingesehen.

„Fräulein Weddigen wird Ihnen sicher den Gefallen tun, wenn es sie nicht zu sehr angreift," sagte er ruhig, „wenn Sie übrigens nach Modellen fahnden, will ich Ihnen gern meine Soldaten kommandieren, jeden Tag einen neuen: stillgestanden!"

Sie lachte lustig.

„Danke, solche Art Modelle hab ich genug. Gestern habe ich mir ein altes Bauernweib von der Straße geholt, ich mußte sie erst lange bereden, bis sie selbst meinte: ‚En Schimp is dat jau nich.' Sie saß mir eine Stunde, und nachher konnte sie nicht mehr recht die Treppe hinunter und sang dazu, weil ihr mein Glas Wein in den Kopf gestiegen war."

Georg sah unwillkürlich zu der steifen alten Dame im Sofa hin.

„Und was sagt Ihre Frau Mama dazu?"

Sie zog die Schultern hoch.

„Die arme Mama. Diese Tochter ist ihr eine Prüfung, in die sie sich nur schwer christlich findet. Am schlimmsten auf Reisen. Lieber Himmel, wenn ich an Italien denke! Sie warf den verwegenen braunen Kerls, den vetturini, immer gleich vor Angst ein paar Lire hin, wenn sie unverschämt forderten. Aber ich hatte den Schwindel bald heraus. „Conosco tutti! Dieci, non piu!" Sie schimpften mich zuletzt alle

Signorina Conoscotutti. Und ich brauchte doch nur freundliche Augen zu machen, dann glänzten sie und taten alles, was ich wollte."

„Also Italien kennen Sie schon? Da sind Sie doch ziemlich weit in der Welt gewesen."

Sie schob etwas verächtlich die Lippen vor.

„Wie man's nimmt. So die Modetouren hab ich gemacht, Italien, Norwegen, immer mit Regenschirm, Mama und rotgebundenem Baedeker. Nichts gelernt, nur grad gesehen, was man lernen könnte."

Wir waren alle drei ins Plaudern gekommen, es ging fast unerlaubt lustig zu in unserer Ecke. Wir machten ganz schuldbewußte Gesichter, als Tilla plötzlich quer durch die Stube auf uns zukam. Ich kenne dieses feine Zucken um ihre Nasenflügel, wenn ihr etwas nicht recht ist. Sie legte ihrem Mann lose die Hand auf die Schulter.

„Georg, du denkst wohl, du bist bei dir selbst zu Gast? Sind die Herren im Rauchzimmer versorgt?"

Er stand gleich auf.

„Sie sehen, Hausherrnpflichten! Bewahren Sie mir den Platz auf, Agnes, ich komme nachher wieder."

Tilla setzte sich auf den leeren Stuhl.

„Ich komme nämlich, um dich zu holen, Aga. Ich kann das nicht verantworten, wenn du dich gleich das erste Mal überanstrengst. Ganz heiße, fieberige Backen hast du. Komm, ich mache mir sonst morgen Vorwürfe."

Ich war das fromme Kind und ließ mich zu Bett schicken. Es ist ja auch lieb und gut von Tilla, daß sie so für mich sorgt.

26. November.

Wie die beiden nur zusammengekommen sind?

An solchen Tagen wie heute werde ich die Frage nicht los. Ich verstehe Tilla wirklich manchmal nicht.

Ich habe das nun schon so und so oft erlebt, daß sie ihre Launen ausläßt wie ein ungezogenes Kind. Und immer an ihrem Mann. Ob er abgespannt und erschöpft vom Dienst kommt, das kümmert sie nicht.

Meistens ist Baby die unschuldige Ursache, irgend eine Meinungsverschiedenheit über seine Erziehung oder sonst eine Lappalie, ein Vorwand.

Ich sitze wie auf Nadeln bei diesen unbehaglichen Mahlzeiten. Ich empöre mich innerlich und sage doch kein Wort.

Georg bleibt meist ziemlich ruhig, nur seine Finger spielen nervös auf dem Tischtuch. Und ich fühle ganz genau im voraus in seiner Seele die Wirkung jeder dieser stachligen kleinen Reden. Es quält mich förmlich.

Sie vergißt sich nie dabei. Solange der Bursche serviert, fällt kein böses Wort. Erst wenn man wieder unter sich ist.

Sogar Baby versteht die Stimmung, sitzt gedrückt da und sieht mit großen, ernsthaft fragenden Augen auf seinen Vater. Ich bin siedeheiß vor Ärger und begreife Georgs Geduld nicht.

Es geht mich ja schließlich nichts an, aber ich nehme doch innerlich Partei. Ich kann nicht anders.

Man hat als stumme dritte Person so viel Muße zu Beobachtungen. Diese ganzen Wochen geht mir das oft im Kopf herum.

Dissonanzen und Alltäglichkeit, zwischendurch einmal ein paar gewohnheitsmäßige Zärtlichkeiten: das ist diese Ehe. So leben zwei Menschen zusammen, die sich ‚aus Liebe‘ heirateten.

Georg leidet unter dem allen, das sehe ich. Aber er kann es nicht ändern, er hat zu wenig Einfluß auf Tillas Natur. Tilla ist ja nicht schlecht, gewiß nicht. Aber sie ist unfertig, egoistisch, unbedacht.

Zusammengehören und sich doch so weit auseinanderleben — wie ist das möglich?

Aber ich weiß ja, daß noch mehr und Schlimmeres möglich ist . . .

Halt, nicht weiter denken! Den Stein zudrücken, wenn der Brunnen steigen will!

28. November.

Es mag noch von meiner Krankheit zurückgeblieben sein, daß ich überhaupt alles Denkens so müde bin. Oder es ist Selbsterhaltungstrieb. Für mich endigt ja alles Denken doch immer nur in der einen fruchtlosen Qual.

Ich wundere mich selbst, wie sehr ich gelernt habe, für den Tag zu leben. Eigentlich sogar für den Augenblick. Und wenn der ereignislos ist, dann fülle ich ihn mit irgend etwas ganz Naheliegendem, Greifbarem. —

Der Abend gestern liegt mir heute noch den ganzen Tag im Sinn. Er war ganz voll Musik; Musik von Klängen, Worten, selischen Akkorden.

Der erste Vorstoß der Gesellschaftssaison läßt jetzt vor Weihnachten nach, Tilla und ihr Mann sind meist zu Haus. Wir sitzen abends in Tillas grünem Kabinett, wo ich als verzogene Kranke in den Schaukelstuhl vor dem Feuer gepackt werde.

Wir waren gestern nicht gleich hinübergegangen, Tilla hatte plötzlich den Einfall, sich im Eßzimmer an den Flügel zu setzen. Erst nur ein paar launenhafte Läufe und Akkorde, spielerisch hingestreut. Aber aus denen wurde mehr, es stieg und wuchs förmlich aus ihnen herauf. Ein Chopinsches Notturno.

Tilla ist nicht nur musikalisch im Sinn der höheren Tochter. Ihr Spiel ist mir jedesmal ein neues Er-

staunen. Sie ist Weltkind auch darin, keine Sankta Cäcilia, dazu fehlt das Heiliggeklärte. Es springt etwas leidenschaftlich Klagendes unter ihren Händen aus den Tasten, das man in ihrem Wesen nie vermuten würde. Aber auch so eine arme, verwahrloste Seele hat eben Stunden, wo sie sich den Putz herunterreißt und friert und sich auf ihre ursprüngliche Schönheit besinnt.

Die plötzliche Stille nach dem letzten Ton guter Musik wirkt immer nüchtern und erkältend. Tilla verschärfte das noch durch das brutale Bums! mit dem sie den Flügel zuschlug. Sie war ganz blaß; wir sprachen alle drei nicht, als wir in das grüne Kabinett gingen.

Ich hatte mich in meinen Stuhl zurückgelegt, wiegte mich ganz leise und sah in das Feuer; in mir war alles noch Musik und wortloses Wohlsein.

Ich hatte nicht darauf geachtet, daß Georg bei der Lampe in einem Buch blätterte. Ganz unvermittelt fing er an zu lesen.

Ich bleibe oft auf der Treppe stehen, um zuzuhören, wenn Georg nur dem Burschen einschärft, seine Stiefel besser zu wichsen. Sein gottgesegnet schönes Organ macht solche Banalität genußreich wie die Bußtagsansprache eines Hofpredigers. Wenn er liest, höre ich oft gar nicht auf die Worte, nur auf die Stimme. Etwas so Warmes liegt darin und ein Unterton von ruhiger Kraft.

Aber diesmal hielten mich nach einer Minute die Worte doch auch fest. Worte, die ich im Schlaf sagen könnte, und die mir doch jedesmal neu und stark und jung klingen.

Georg las den Faust.

Wenn ich ihn höre oder lese, ist er mir immer wieder eine Offenbarung. Auf den Knieen danken

möchte ich, daß es so etwas gibt wie den Faust! Daß ein Mensch so etwas Göttliches geschaffen und der Menschheit geschenkt hat!

Und wie Georg ihn las! Ich machte die Augen zu und ließ mich hintragen wie auf großen Wellen.

Nur zu Anfang eine kleine Störung. Tilla machte schon ein gelangweiltes Gesicht, als Georg den Band aufschlug. Sie stand plötzlich auf.

„Du weißt wohl, daß literarische Weisheit an mir verloren ist. Aga wird dir ja auch Publikum genug sein. Ich bin müde."

Ihr Mann legte das Buch auf den Tisch.

„Wir wollen lieber aufhören."

Aber sie war schon an der Tür. „Bitte, laßt euch nicht stören", sagte sie frostig über die Schulter.

Im Kabinett steht eine Bouleuhr, die einen wunderbaren Klang hat, dunkel und weich wie unter einer samtenen Decke. Die hatte schon ein paar Mal mit einem oder mehr Schlägen diskret hereingesprochen, ohne daß wir auf sie geachtet hatten. Als sie jetzt wieder aushob, sah Georg erschrocken auf.

„Zwölf Uhr, Agnes! Zwei Stunden über Ihre gewohnte Zeit! Nun muß ich mir Vorwürfe machen, es wird Ihnen sicher zu viel!"

Ich sah ganz glücklich in sein Gesicht.

„Gute Stunden werden einem nie zuviel."

Wir hatten nicht die ganze Zeit gelesen. Mitten in den Blocksbergsabbat war ich ihm mit einer Frage hineingefahren. Eigentlich dachte ich nur laut.

„Faust sündigt, und Gretchen leidet die Strafe. Das ist eigentlich doch die Quintessenz der Geschichte."

Er sah mich mißbilligend an.

„Strafe? Das ist ein Kinderstubenbegriff. Alles Schicksal ist Läuterung. Gretchen hat auch gesündigt,

aber passiv, deshalb muß sie eben sich leidend läutern. Die Läuterung des Faust, der aktiv sündigt, geschieht durch Tat, Aufgaben. Faust und Gretchen sind typisch für Mann und Weib."

„Das ist aber ungerecht. Läuterung durch Taten ist doch tausendmal leichter als durch Leiden."

„Für die weibliche Anlage nicht. Die Natur ist nie ungerecht."

Sünde und Sühne, Schuld und Schicksal. Wir stritten uns plötzlich hitzig, es ging Schlag auf Schlag. Die Einzelheiten weiß ich nicht mehr. Ein aufgeschriebenes Gespräch ist wie etwas Lebendiges, das man in Spiritus setzt. Das Ding ist noch da, aber das Leben ist weg.

Es war eins von den Gesprächen, wo man heiße Backen und klopfende Schläfen bekommt, wo man kaum die Pausen des anderen abwarten kann. Wo man sich fast feindlich in die Augen sieht, dann auf einmal eine Brücke findet, zwei, drei — und schließlich Hand in Hand auf einem hohen Berg steht, alles Erdreich tief unter sich.

Mein Schaukelstuhl war in der Erregung wie ein Boot auf hoher See gegangen. Ich hielt ihn zuletzt mit einem Ruck an und atmete ganz tief.

„Wie wunderbar, Georg, Sie haben ja alles ebenso gedacht wie ich. Nur daß Sie es zu Ende denken. Ich sehe immer nur den Konflikt, nie die Lösung."

Er sah mich mit guten Augen an.

„Sie sind noch zu jung, Agnes. Lösungen kann man nur erleben, nicht finden."

Hatte er denn seine Lösungen erlebt? Ich studierte ihn ein paar Sekunden lang. Dieser dunkle Kopf mit der weißgebliebenen, ausgearbeiteten Stirn, den feinen, müden Linien am Mund unter dem Schnurrbart. Gar kein Soldatengesicht.

Wenn das Leben ihm Lösungen gegeben hatte, so hatte er sie wohl bezahlen müssen. Aber er hatte sie doch nun wenigstens. Ein heimlicher Neid kam plötzlich über mich, wie ich ihn ansah.

„Glauben Sie an Metempsychose, Georg? In meiner nächsten Existenz will ich ein Mann sein. Ein großer Forschungsreisender oder ein Bauer, der seinen Kohl baut, einerlei was, wenn es nur etwas Ganzes, Tüchtiges ist."

„Glauben Sie denn, daß Sie das in dieser Existenz nicht erreichen könnten? Ich denke doch, Sie könnten zufrieden sein, Agnes."

„Zufrieden?" Ich lachte, aber aus Bitterkeit heraus, „was bin und tue ich denn? Was ist mein Leben? Für wen hat es irgend welchen Wert?"

Da beugte er sich plötzlich vor und nahm meine Hand.

„Für uns, Agnes. Für mein Haus!" sagte er einfach, „ich habe Ihnen schon immer danken wollen für den Einfluß, den Sie auf meine Frau haben!"

Ich konnte nichts sagen. Mir schoß das Blut heiß ins Gesicht vor Freude. Er hat es mir wohl angesehen, was er mir mit den paar Worten gab!

30. November.

„Ich müßte ja dümmer sein, als ich bin, wenn ich nicht wüßte, daß ich den Mädeln hier dreimal über bin. Ach Gott, und es tut doch so gut, sich mal wieder so ganz klein und unbedeutend zu fühlen wie Ihnen gegenüber!"

„Dazu ist aber doch kein Grund. Ich weiß gar nicht, was Sie alles in mich hineinphantasieren."

Ich sah lachend in das temperamentvolle Zigeunergesicht mir gegenüber. Lotte Gelsa hatte es richtig

durchgesetzt und mich beinah zwangsweise auf ihre Stube geschleppt. Sie hockte vor mir auf den Knieen und zeigte mir ihre Mappen. Überraschend geniale Blätter neben ungezogenen Karikaturen auf abgerissenen Papierfetzen und tolle Phantastereien à la Th. A. Hoffmann.

Es muß kraus und bunt aussehen unter dieser schwarzen Holle, die sie manchmal mit einer fahrigen Bewegung aus der Stirn wirft.

Um sie herum ist es ebenso kraus und bunt. Die Wände der Stube von einem ruhigen, fahlen Violett, ein paar Thomablätter uud schreiende Plakate daran. In einer Ecke eine Riesenvase aus Ton, darin ein paar graugrüne, sperrige Kiefernäste, das Ganze mannshoch. Auf einem polierten Biedermeiertischchen ein jüdischer Sabbatleuchter aus Bronze. Auf Sesseln und Tischchen allerlei Decken und Fetzen von schweren, alten Kirchenbrokaten in ihren tiefen, satten Farben, die der Zeit widerstehen.

Lotte sah meine erstaunten Augen bei der ersten Umschau. Sie nahm mich am Arm.

„Kommen Sie, nun sollen Sie mein Sanktuarium sehen. Wenn Klothilde und Mama mich mit ihrem Entsetzen über meine Verrücktheiten ganz zerknirscht gemacht haben, dann laufe ich dahin. Da weiß ich dann wieder, daß ich ein Recht habe, anders als die andern zu sein, und woher ich's habe."

Einen goldenen Rahmen in Florentiner Arbeit, der wie ein Altarschrein gemacht war, schlug sie auseinander. Darin war ein Bild auf Email, ein wunderschöner brünetter junger Mensch in breitem, weißem Hemdkragen über einer Art von verschnürtem Husarenrock aus Samt. Die Ähnlichkeit mit ihr war unverkennbar.

Sie hockte auf dem kleinen Sofa daneben.

„Nicht wahr, er ist schön? Aber diese Idolatrie

ist ungefährlich, er ist nämlich mein Großvater. Ich habe ihn selbst nicht mehr gekannt, die Gelsas sind eine kurzlebige Familie. Aber ich weiß seine Geschichte. Hören Sie zu, Prinzeß."

So nennt mich der Unband immer. Ihre Geschichte lohnte das Zuhören; oder wenigstens die Art wie sie erzählte, die großen, schwarzen Augen weit offen und in irgend eine visionäre Ferne gerichtet.

„Irgendwo hier in Thüringen haben die Gelsas auf ihrem Gut gesessen. Alles große, starke, blonde Menschen mit groben Gesichtern und plumpen Bewegungen. Auch der Ältervater war so einer, und seine Tochter und sein Sohn waren damals auch schon häßliche, lärmende Kinder mit blondem Haarpelz auf dem dicken Schädel, trotzdem ihre Mutter eine kleine, feingliedrige Frau war, die ein sanftes Gesicht und große, ängstliche Augen hatte. Eigentlich war der Alte etwas übereilt mit dieser Heirat gewesen, er sah auch bald ein, daß so ein zerbrechliches Wesen nichts für ihn war, und fragte nicht viel nach der Frau. Er trank und ritt Jagden, fluchte und bekam ein dickes, rotes Gesicht.

„Um die Zeit war Napoleons Hand über der Welt. Das Gelsasche Gut war wie die ganze Gegend ausgesogen von Kontributionen und heruntergewirtschaftet dazu. Auf den Bauernhöfen ringsherum wurde besser gegessen als auf dem Herrenhof, aber es war nun einmal der Herrenhof, und deshalb bekam er immer die größte Last von Zahlungen und Einquartierungen.

„Am schlimmsten war das, als die große Armee nach Rußland ging. Wie Ameisenzüge ging das schwarze Gewimmel auf allen Landstraßen nach Osten und immer nach Osten, Kanonen und Reiter und Fußregimenter, Deutsche, Holländer und braune Kerls mit fremden Sprachen, die noch hinter Frankreich zu Haus waren.

Eine Nacht Rast in einer Stadt, auf dem Dorf, Biwaksfeuer auf dem Gutshof, Lärm und Geschrei und dann weiter.

„Die junge Frau tat, was sie konnte, aber sie lief ganz verängstigt herum. Ihr dicker Mann warf ihr grobe Reden an den Kopf, und nie hatte sie ihm genug getan, wenn er selbst auch nur im Lehnstuhl saß.

„Da war ein Regiment einen Tag im Dorf gewesen und die Offiziere auf dem Herrenhof. Ein junger Kornett war dabei, der sich beim Abspringen vom Pferd den Fuß vertreten hatte. Der lag nun ein paar Tage krank auf dem Hof, ehe er seinem Regiment nachging, und die junge Frau mußte ihn pflegen. Er war ein bildschöner Mensch mit Prachtaugen, der aber kein Wort Deutsch verstand; ein Spanier von Geburt, von vornehmstem Stamm, in dem noch ein Tropfen maurisch Blut war.

„Die junge Frau ist in den Tagen tätig wie immer gewesen. Aber sie ist mit heißen Backen durchs Haus gelaufen, und bisweilen hat sie sogar gesungen, gleich nachdem ihr Mann sie angefahren hat. Kurz darauf ist der spanische Kornett auch weggewesen, und alles wie immer.

„Aber im nächsten Jahr ist ein Sohn auf dem Herrenhof' geboren. Das war ein feines, braunes Kerlchen mit schwarzen großen Augen, wunderlich fremd zwischen den plumpen blondhaarigen Geschwistern.

„Der Alte hat von diesem Jüngsten nie viel wissen wollen. Er hat das Kind angefahren, daß es scheu geworden ist wie ein verprügelter Hund. Seine Mutter hat es schließlich in der Küche essen und spielen lassen, nur daß es dem Vater nicht vor die Augen kam. Da hat der schlanke, schwarzhaarige Junge fremd und vornehm zwischen den Knechten gesessen, während sein

großer, häßlicher Bruder mit dem Alten schon auf Jagden ritt.

„Der alte Gelsa hat dann schließlich einen Schlaganfall bekommen, der dicke, blonde Sohn hat den Besitz geerbt. Der andere hat allerlei wunderliche Schicksale gehabt, tolle Liebesaffären und verwegene Abenteuer. Als junger Ehemann ist er in einem Ehrenhandel gefallen.

„Die jüngere Linie Gelsa ist durch Vetternheiraten wieder blond geworden, wenn auch nicht ganz so plump wie die andere. Nur in mir ist der Urahn wieder durchgeschlagen. Deshalb komme ich den andern auch immer so spanisch vor!"

Und plötzlich nimmt sie mich ausgelassen lachend in den Arm.

„Machen Sie nur nicht so ein vorwurfsvolles Gesicht, Prinzeß! Die Geschichte ist sehr unmoralisch, aber hübsch ist sie doch. Und nun setzen Sie sich in meinen bequemsten Sessel, und seien Sie ein geduldiges Opfer für meine gierigen Pastellstifte!"

3. Dezember.

„Ja, es gibt doch noch Dinge, die das Leben lebenswert machen. Feine, wundervolle Dinge, die ungreifbar sind wie Sonnenstäubchen und nicht mit Worten zu sagen und zu beschreiben, und die doch das Glück sind oder wenigstens nah daran streifen.

Seit neulich ist es bei uns Gewohnheit geworden, daß wir jeden Abend etwas zusammen lesen. Aber nicht pedantisch Seite um Seite herunter, sondern ganz zwanglos, mit langen Pausen, in denen das Buch auf dem Tisch liegt und wir reden. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß uns der Stoff nie ausgeht.

Ich habe ordentlich einen Durst, Georg um tausend

Dinge zu fragen; seine Art, zu sehen und zu erklären, ist wundervoll.

Schade, daß Tilla nie dabei ist. Aber sie behauptet, Vorlesen sei ihr langweilig, und was wir redeten, wäre ihr zu hoch. So geht sie meist schon um neun hinauf, während wir noch bis elf im grünen Kabinett bleiben.

Es ist nicht nur Egoismus von mir, daß mich diese Abende so froh machen. Ich fühle, daß es Georg auch gut tut, aus Kommiß und Alltäglichkeit herauszukommen und andere Luft zu atmen. Und gerade wenn die Falte zwischen seinen Brauen besonders starr festsitzt, wenn er vielleicht Ärger im Dienst oder eine von Tillas unbegründeten Launen herunterschlucken mußte, möchte ich doppelt gut gegen ihn sein. Aber ich muß das immer nur raten, er spricht nie ein Wort darüber. Auch über Tilla nicht. Gerade das achte ich so hoch an ihm.

Ich lerne ihn kennen wie einen Bruder. Bisweilen kommt mir sogar der Wunsch, meinen großen heimlichen Kummer vor ihm auszuschütten und zu sagen: hilf du mir. Aber ich habe doch noch eine heimliche Scheu davor, die mich zurückhält.

Zu Lotte Gelsa gehe ich auch fast täglich. Sie ist ein Mensch, mit dem sich's lohnt, zu verkehren, und ich lasse mir ihr Verziehen und ihre stürmische Freundschaft so wohlig gefallen, wie man sich im Februar von der Sonne anscheinen läßt. Sie ist ja noch ein halbes Kind gegen mich. Eigentlich zwar nur fünf Jahre jünger, aber der Unterschied zählt nicht nach Jahren. Ich kenne den Tod und Dinge, die schlimmer sind als der Tod. Und sie kennt nur die Sehnsucht.

Frau von Gelsa scheint meinen Umgang für ihre Tochter sehr zu billigen. Sie kommt bisweilen herein

und ist von herablassender Freundlichkeit gegen mich. Für Lotte hat sie immer einen ganzen Sack voll Ermahnungen in einem grämlich nörgelnden Ton. Die alte Henne hat ein Entchen ausgebrütet und gackert ängstlich und empört, wenn sie merkt, daß das Küken schwimmen will.

6. Dezember.

Irgend etwas in mir richtet sich langsam wieder auf, das bis auf den Erdboden gebeugt war. Ich fange wieder an zu glauben, daß man mit einem Verlust noch nicht alles verloren hat — daß das Leben doch vielleicht noch reich und gut sein kann.

Lotte Gelsa hat mein Pastellporträt fertig. Ich kann mich weder über Nase noch Mund beklagen, aber ich habe sie doch ausgescholten. Bin ich wirklich so ein Geschöpf aus Mondschein und Spinnweb, wie sie da hingepustet hat?

„Ja, als ich Sie kennen lernte, waren Sie wirklich so, Prinzeß. Sie waren ja doch auch schon beinah drüben gewesen. Aber jetzt haben Sie auch schon ein bissel mehr Boden unter die Füße und Farbe auf die Backen bekommen. Gelt, ich darf's noch einmal versuchen? Ganz recht ist mir dies Bild auch noch nicht. Und Sie haben ja Zeit, mehr als Sie unterbringen können."

Ich hab's ihr versprochen, und ich komme auch gern. Ich mag diese Stunden auf ihrer kuriosen Bude, wo sie mir alle Tore und Türchen zu ihrer wunderlichen jungen Seele auftut mit rührendem Kindervertrauen.

Heute fragte sie mich plötzlich, was ich für Zukunftspläne hätte. Ich sah sie groß an.

„Zukunftspläne? Wozu denn? Ich bin ganz zufrieden so."

Sie nickte. „Das freut mich. Aber auch der netteste Besuch hat sein Ende. Sie können Ihre Tage doch nicht hier beschließen, Ihr Heim haben Sie doch anderswo."

Mein Heim! Ich sah plötzlich das leere Haus, wo die bösen Erinnerungen in den dunklen Stuben hinter geschlossenen Fensterläden hocken. Ein Schatten fiel auf den hellen Tag.

Ich fühlte, daß Lotte mein Gesicht beobachtete. Sie streichelte meine Hand mit ihren braunen, runden Fingern.

„Sehen Sie, ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Ihnen ist's gleich, wo Sie sind, nicht wahr? Und ich sehne mich seit Jahren heraus, um zu lernen. Allein läßt mich Mama nicht nach München, aber wenn Sie mitgingen, vor Ihnen hat sie einen gewissen Respekt. Ach, und Sie Goldiges, wie gut Sie's bei mir haben sollten! Wie ich Sie verziehen wollte!"

Sie ließ mich gar nicht zu Worte kommen in ihrem Feuereifer.

„Wir gehn zusammen in eine Pension, Sie fangen auch irgend was an, hören Kollegs oder nehmen Musikstunden. Und ich arbeite. Lieber Himmel, wird das sein! Denken Sie doch, Aktzeichnen, richtige Modelle, Lehrer, die einen ausschimpfen! Sie wissen ja gar nicht, wie ich mich nach einem Menschen sehne, der mich ausschilt, aber verständig, nicht so wie Mama! Nach einer Autorität, vor der ich mich platt auf den Boden werfen kann!"

Sie schwatzte und plante lebhaft weiter, ihr schwarzes Haar hatte sie vor Aufregung ganz zerwühlt. Ich ließ sie reden, versprochen habe ich ihr nichts.

„Sollen Sie auch nicht, heute nicht und morgen auch noch nicht. Nur überlegen! Ach, Prinzeß, Sie wissen ja gar nicht, wie gut ich Ihnen bin, weil ich weiß, daß Sie ‚ja' sagen werden!"

Ich lachte sie aus und ging. Sie wird wohl selbst einsehen, daß es ein toller Einfall ist.

8. Dezember.

Man sollte eigentlich nur gute und schöne Eindrücke schriftlich fixieren. Aber ich muß es mir von der Seele reden, ich bin empört über Tilla, einfach empört.

Bei Tisch wieder schlecht Wetter wegen irgend einer Kleinigkeit. Georg sollte bei der Kommandeuse ‚schustern', er wäre zu gleichgültig in gesellschaftlichen Dingen und so weiter. Georg selbst immer die personifizierte Ruhe und Gelassenheit gegen all ihre kleinen Spitzen.

Nachher, als sie mit mir allein war, fing sie wieder davon an. Ich antwortete nur kurz.

Darauf sie: „Lappalie nennst du das? Mir ist das eben keine Lappalie. Was habe ich denn in dem Nest hier, wenn nicht das bißchen gesellschaftliche Stellung? Auf die kann ich doch wenigstens wohl Anspruch machen als Entschädigung für diese Mesalliance."

Ich sah sie ganz starr an.

„Mesalliance! Und das sagst du, Tilla? Du, Georgs Frau?"

Sie lachte etwas.

„Ich habe es nicht zuerst gesagt. Von den Verwandten in Hamburg habe ich es damals vom Morgen bis zum Abend zu hören bekommen. Ja, und was hatte Georg denn schließlich zu bieten? Sein alter Name? Wir haben in Hamburg Firmen, die reichlich so alt sind. Und die Vergoldung war ja doch längst vom Wappen abgebröckelt, die mußte ich selbst dranwenden."

Mir wurde ganz kalt bei dieser seelenruhigen Abrechnung, die sie da hielt. Aber kalt vor Zorn.

„Und er selbst, Tilla? Sein Charakter, sein Ver-

stand, sein — ja, eben der ganze Mensch? Gilt das gar nichts? Schämen solltest du dich und auf den Knieen danken, daß du solch einen Mann hast!"

Sie hob plötzlich den Kopf.

„Du gehst ja sehr warm für ihn ins Zeug!"

„Weil es mich empört, daß du so sprichst! Weil ich ihn achte und gern habe! Daß du, seine Frau, dir erst von andern sagen lassen mußt, was dein Mann wert ist, das ist einfach eine Schande!"

Tilla zuckte die Schultern und sah mich mit einem spöttischen Blick an. Mein Zorn lief von ihr ab wie Regen von einem Waterproof. Ich war still, jedes weitere Wort war ja Verschwendung.

Aber es siedet noch in mir, wenn ich daran denke.

Mesalliance!

Still, Agnes Weddigen. Was geht dich das an?

Ich möchte wissen, auf wessen Seite hier die Mesalliance liegt!

Doch, es geht mich an! Weil Georg mein Freund ist!

Aber helfen kann ich nicht. Was ich tun kann, ist nur: die Hände herauslassen. Zwischen Mann und Frau gehört kein Dritter. Ich weiß, er denkt auch so.

Mann und Frau. Sind die einander denn wirklich das Nächste auf der Welt?

10. Dezember.

Ich habe ja nie gewußt, was es heißt, Freunde zu finden. Menschen, die einem nicht blutsverwandt sind und doch nah und eng verbunden. Seelen, bei denen man bei jedem Wort Neuland entdeckt, und doch dieses Neuland so vertraut wie die eigene Heimat!

Leben, ich danke dir! Wie eine gute Mutter bist du. Wenn du mit der einen Hand nimmst, so schenkst

du mit der andern etwas Neues, unerwartet Schönes. Unsere Augen werden groß und glücklich erstaunt, wenn sie es anschauen, und vergessen die Tränen.

Gestern, als ich von Gelsas nach Haus ging, kam er geritten.

Es war so ein silberner Tag, ein feiner, weißlicher Dunst über dem Himmel und zwischen den laublosen Bäumen; die Teiche im Park wie weiße, spiegelnde Tafeln.

Ich hatte erst gar nicht auf den Reiter und den Grauschimmel geachtet und sah ihn erst, als er dicht vor mir war. Ein plötzliches, frohes Erkennen war in seinem Gesicht. Er rief mir vom Sattel im Vorbeireiten ein frisches, herzliches ‚Guten Morgen!' zu.

Ich sah mich noch einmal um, ehe der graue Mantel und das silberig blanke Pferd in dem Weiß und Grau des Dezembertags untertauchten.

Ich habe ja immer ziemlich nah am Wasser gebaut. Aber warum nach dieser kleinen Begegnung plötzlich die Tränen da waren, weiß ich nicht. Ich war doch nicht traurig . . .

11. Dezember.

Ich kroch mit Baby auf meinem Teppich herum, mit ganz zerzaustem Haar und heißem Kopf. Über seinem Krähen und Jauchzen mußte ich das Klopfen überhört haben. Georg blieb laut lachend an der Tür stehen, mit dem Buch in der Hand, das er mir bringen wollte.

„Du hast's gut, Junge! Das soll dir wohl gefallen! Quälst du denn die Dada nicht tot? Dir allein gehört sie nicht."

Ich war aufgestanden und strich mein Haar zurecht, während er lachend nach dem Jungen sah.

„Mein Herr Sohn scheint sich hier ja ganz zu

Hause zu fühlen. Das ist aber auch nicht schwer. Wie fangen Sie es nur an, daß es bei Ihnen immer so ganz eigen behaglich ist?"

Ich lachte. „Bei Ihnen, Georg! Ich habe hier kein Eigentumsrecht. Ich bin hier doch nur eine Fremde."

Er sah mich an, mit einem raschen, warmen Blick.

„Eine Fremde? Für uns nicht, Agnes. Und ich hoffte, Ihnen wäre es hier auch etwas Heimat geworden."

Da hab ich ihm beide Hände hingestreckt: „Ja, Georg, ja!"

12. Dezember.

Es tut mir leid, weil Georg Wert darauf legt, aber mein Einfluß auf Tilla, der mir immer problematisch schien, ist jetzt gleich Null.

Sie hat es mir doch wohl übelgenommen, daß ich ihr neulich so offen die Wahrheit sagte. Das ist sie nicht gewohnt. Sie war immer enfant gâté, zu Haus und in der Gesellschaft.

Nicht daß sie mir jetzt unliebenswürdig begegnete. Aber es ist eine Scheidewand zwischen uns. Frostige Freundlichkeit.

Ich habe ein paar Mal versucht, eine Aussprache herbeizuführen, aber sie versteht mich nicht. Vielleicht will sie auch nicht verstehen.

Baby ist diese Tage kaum bei mir oben gewesen. Wenn ich um ihn bitte, bekomme ich eine höflich ausweichende Antwort. Der kleine Kerl fehlt mir; die Sonne von hellen Härchen und das Lachen machten meine Stube hell, wenn er hereinkam.

14. Dezember.

Ich bin ernstlich böse auf Lotte Gelsa. Solch eine Taktlosigkeit hatte ich nicht von ihr erwartet.

Wir haben uns in den paar Wochen sehr angefreundet. Gestern fragte sie mich in ihrer abrupten Art: „Wie ist es eigentlich möglich, daß Sie mit Frau von Berg befreundet sind? Feuer und Wasser!"

Ich zuckte die Schultern.

„Es ist mehr Gewohnheitsfreundschaft. Ich begreife es selbst nicht, besonders in letzter Zeit —"

Lotte hockte in ihrer Malschürze vor der Staffelei und hörte zu, wie ich von Tillas Wesen in den letzten Tagen sprach. Ich hätte es ja für mich behalten können, aber Lotte Gelsa ist ein Mensch, bei dem man sonst nicht immer vorsichtig zu sein braucht.

Diesmal sah sie mich aber plötzlich mit pfiffigen Augen an.

„Vielleicht ein bißchen Eifersucht!"

„Eifersucht? Auf was?"

Sie sagte nichts, sie pfiff nur mit gespitzten roten Lippen vor sich hin. Und auf einmal begriff ich, was sie meinte.

„Pfui, Lotte! Ich verbitte mir solche Scherze!"

Weinen hätte ich mögen vor Zorn. Ich wollte keinen Augenblick länger bleiben. Lotte versuchte erst, mir zum guten zu reden, aber dann half sie mir den Mantel anziehen. Ganz seelenruhig war sie dabei, gar nicht, als ob sie mich schwer verletzt hätte. Drehte mich sogar mit einem Ruck zum Fenster und sah mich wunderlich forschend an.

„Merkwürdig weltfremde Augen haben Sie, Prinzeß! Auf Wiedersehen."

Ich antwortete nicht, ich war zu empört. Im Sturmschritt bin ich durch den Park nach Haus gelaufen.

Eifersucht! Wie mich das anwidert!

Natürlich ist es nicht wahr. Tilla kann gar nicht

auf so etwas kommen. Sie sieht ja jeden Tag sonnenklar vor Augen, daß wir miteinander verkehren wie Bruder und Schwester.

Aber daß überhaupt solch ein Gedanke in eines Menschen Sinn kommen kann!

Es ist mir, als ob schmutzige Hände das Zarteste, Kostbarste, was ich besitze, angetastet hätten!

Ich gehe fürs erste nicht wieder zu Lotte Gelsa. Wenn sie kein Gefühl dafür hat, wie tief sie mich verletzt hat, so mag sie's merken.

Ich will nicht mehr daran denken, es ist zu häßlich. Es darf mich nicht berühren — weder mich noch ihn!

Aber ich kann es doch nicht hindern, daß der Gedanke mir wie eine widerwärtige graue Fledermaus um den Kopf flattert.

Ist die Welt denn wirklich so? Nimmt sie immer gleich das eine, das Niedrigste an in den Beziehungen zwischen Mann und Weib?

Was geht mich Georg als Mann an? Da gehört er seiner Frau. Ich will in ihm nur den Freund, weiter nichts. Und auf den habe ich ein Recht!

Nein, ich kann den Kopf hochtragen. Was kümmert mich eine taktlose Redensart, die ein Kind wie Lotte Gelsa gedankenlos heraussagt? Lachen kann ich darüber, weiter nichts; nicht einmal böse sein: es ist ja ihr eigener Schade, wenn sie nichts von dem Höchsten und Besten kennt, was die Menschen verbindet.

16. Dezember.

Beide Fenster habe ich weit aufgemacht, daß die Nachtluft mir kalt um den heißen Kopf geht. Die weißen Chrysanthemen bewegen sich wie lebendig in dem Luftzug. Georg hat sie mir gebracht, weil ich

gestern sagte, daß ich sie so liebte. Mir die weißen und seiner Frau eine Handvoll orangegelber. Tilla machte ein gleichgültiges Gesicht, als er sie ihr gab. „Bitte, gib sie lieber auch Aga, ich frage nicht viel danach."

Ich springe immer vom Schreiben auf und gehe auf dem Teppich ruhelos hin und her. Draußen kein Laut und kein Licht, wenigstens kein irdisches. Schwarzblauer Himmel und stille, weiße Sterne. Eine große, kalte Ruhe. Und in mir alles aufgestört.

Ein paar schöne, glückliche Wochen habe ich gelebt, in denen es anfing, wieder hell in mir zu werden. Nur erst zaghafte Dämmerung; aber ich glaubte doch wieder, daß der Tag kommen könnte.

Und nun plötzlich alles anders in ein paar Stunden.

Wie konnte ich mir nur einbilden, hier ein Zuhause, einen Hafen gefunden zu haben? Ich bin ihnen ja doch die Fremde. Wenn die einem lästig wird, setzt man ihr einfach den Stuhl vor die Tür.

Nein, Georg ist nicht so, ich will ihm nicht unrecht tun. Es ist Tilla allein.

Ich weiß jetzt, was sie gegen mich hat. Es ist nicht Eifersucht, wie Lotte meinte, sondern einfacher Egoismus, Vergnügungsgier.

Heute mittag kam die Geschichte.

Das gewohnte Thema: Regimentsklatsch, Gesellschaften. Und dann auf einmal: „Georg, nächstens müssen wir nun auch an unsere Verpflichtungen denken. Das Beste ist, wir lassen tanzen, es läßt sich in unsern Räumen sehr gut machen."

Georg dehnte sich unwillkürlich etwas in der Litewka, die ihm viel besser steht als der steiffeierliche Waffenrock.

„Wir haben uns gerade so behaglich eingewintert, Tilla. Es hat ja noch Zeit."

„Zeit? Natürlich, solange Aga hier ist in ihrer Trauer, können wir nicht daran denken. Aber schließlich hat man doch nicht nur gegen einen einzigen Menschen Verpflichtungen."

Ich sah sie ganz starr an, das Gesicht wurde mir heiß.

„Wenn ich dir unbequem bin, Tilla —"

Georg hatte im Augenblick heftig den Stuhl gerückt.

„Seit wann ist es bei uns Sitte, daß den Gästen derartige Unhöflichkeiten gesagt werden?" Tilla warf gereizt den Kopf hoch.

„Seit wann ist es Sitte, daß mein Mann mich im Beisein der Gäste anfährt wie einen Dienstboten?"

„Wer sich unerzogen benimmt, wird eben danach behandelt. Es ist einfach unerhört. Wenn du nicht sofort Agnes um Entschuldigung bittest —"

Ich legte ihm hastig die Hand auf den Arm, sein maßloses Aufbrausen machte mir angst.

„Georg, nicht meinetwegen Streit, bitte."

Tilla war aufgestanden, ihr sonst so passiv schönes Gesicht wetterleuchtete.

„Daß ich mir das bieten lassen soll, in meinem eigenen Haus —"

Ich will nicht weiterschreiben. Böse, scharfe, kurze Worte zwischen den beiden; Worte, die man vergessen soll und in den Wind werfen — Worte, die vor keines dritten Ohr gehören.

Ich habe den ganz verängstigten Jungen auf den Arm genommen und bin aus der Tür gelaufen. An Babys Gitterställchen habe ich auf der Erde gehockt und herzklopfend gehorcht, bis ich das Zukrachen der Tür und Georgs heftigen, sporenklirrenden Schritt auf

dem Gang hörte. Da bin ich die Treppen hinaufgelaufen und habe mich oben eingeschlossen, ehe Tilla kam.

Ich habe auch niemand wiedergesehen heute. Mein Abendessen brachte mir das Mädchen herauf: die gnädige Frau hätte Kopfweh und müßte Ruhe haben.

Sie brauchte nicht zu fürchten, daß ich sie störe. Sie braucht überhaupt nichts mehr von mir zu fürchten, ich werde ihr nicht zur Last fallen.

Keinen Tag länger hier im Haus, das ist das einzige, was ich klar sehe. Der Boden brennt mir unter den Füßen, seit ich weiß, daß sie mich los sein möchte. Ich bin zu hochmütig, um nur geduldet zu sein!

Fort, lieber heute als morgen!

Aber wohin? Nach Hause?

Nein, nein, nur das nicht! Ich kann das nicht ertragen! Wieder allein sein mit der ganzen Qual, Tage und Nächte? Ich würde wieder krank werden, ich weiß es!

Wochen und Wochen habe ich so gedankenlos hingelebt, mich treiben lassen auf der Oberfläche, wo Sonne war und Frische, und habe vergessen, daß da unten irgendwo in der Tiefe doch noch die alte Last lag und auf ihren Tag wartete. Jetzt hebt sie sich wieder, steigt, will sich mir auf die Seele werfen und mich hinunterziehen.

Wohin soll ich mich retten?

17. Dezember.

Es ist alles entschieden. Als mein Licht diese Nacht heruntergebrannt war und ich verfroren und übernächtig mein Fenster schloß, wußte ich, was ich wollte.

Ich bin heute morgen bei Frau von Gelsa gewesen, Lottes toller Einfall wird Wirklichkeit. Die alte Dame

war erst überrascht, unschlüssig, aber schließlich versprach sie mir doch, mir Lotte nach München mitzugeben.

Das ist mein Ausweg, um nicht nach Haus zu müssen. Auf die Weise nützt meine zwecklose Existenz doch wenigstens noch einem Menschen.

Wie das Kind glückselig war! Sie faßte mich um, halb lachend, halb weinend und walzte mit mir durch die Stube. Sie zündete alle sieben Kerzen ihres jüdischen Sabbatleuchters an, um zu illuminieren, und steckte uns beiden rote Rosen hinters Ohr. Sie merkte in ihrer Freude meine gedrückte Stimmung gar nicht.

Und heute nach Tisch habe ich es den beiden auch gesagt. Es war erst einen Augenblick still, Georg hob den Kopf und sah mich mit einem erschreckten Blick an, ohne zu sprechen.

Tilla war dunkelrot geworden.

„Ist Frau von Gelsa denn mit dem Plan einverstanden?" fragte sie zögernd.

Draußen klingelte es: die Ordonnanz mit dem Dienstbuch, Georg stand hastig auf: „Bitte um Entschuldigung."

Als wir allein waren, beugte Tilla sich plötzlich vor und nahm meine Hand.

„Aga, ich bin gestern heftig gewesen, du weißt, ich hatte Kopfweh. Ich hoffe, du hast das nicht ernst genommen, was ich sagte. Es täte mir leid, wenn du böse wärst, und wenn das die Ursache wäre."

Ich sah ihr ruhig ins Gesicht.

„Böse bin ich nicht, Tilla. Aber ich habe doch herausgefühlt, daß du — mich entbehren kannst. Und Lotte Gelsa erfülle ich einen Lebenswunsch damit. Ich muß in den nächsten Tagen fort und Vorbereitungen machen."

„So schnell schon?"

Das kam ehrlich erschrocken heraus. Ich sah es ihrem Gesicht an, wie leid es ihr tat.

„Aga, so ein paar Tage vor dem Fest darfst du mir das nicht antun. Was brauchst du denn für Vorbereitungen? Sieh, wenn du jetzt gleich gehst, muß ich mir doch Vorwürfe machen, es ist, als ob ich dich aus dem Haus triebe. Bleib doch wenigstens Weihnachten hier, da kannst du doch nicht so mutterseelenallein sitzen. Versprich mir das."

Ich wollte erst nicht, aber sie war plötzlich wie umgewandelt, herzlich und liebenswürdig hartnäckig.

„Nach dem Fest will ich dich ja auch nicht halten, Aga, so gern ich es täte — ja wirklich! So viel wie eine Großstadt können wir dir ja auch hier nicht bieten. Und einsam bist du dann ja auch nicht, wenn du Lotte Gelsa bei dir hast. Aber Weihnachten allein — nein, Kind, das erlaube ich einfach nicht. Ich würde mir das nie verzeihen, wenn ich dich jetzt gehen ließe, und mein Mann auch nicht!"

Ich habe es ihr also versprochen.

Die Sache bleibt ja an sich die gleiche. Ich gehe, weil ich fühle, daß ich überflüssig bin. Aber so wird wenigstens jede Bitterkeit und äußere Dissonanz vermieden. Ich will nicht so kleinlich sein, Tilla etwas nachzutragen, weder ihre unbedachten Worte noch die Gesinnung, die darin lag. Ich fühle ja auch nicht viel wärmer ihr gegenüber. Wie kann ich von ihr mehr fordern, als ich gebe?

Sie weiß ja auch gar nicht, was sie mir nimmt!

Und das Beste kann sie mir doch nicht nehmen, was diese Wochen mir gegeben haben: meinen Freund, meinen guten Kameraden!

18. Dezember.

Tilla ist seit gestern strahlend freundlich. Ist es, weil sie wieder gut machen möchte? Oder freut sie

sich, den unbequemen Hausgast bald los zu sein? Sie plant ein Wiedersehen in München, Georg soll im Frühling Urlaub nehmen. Sie blieb gestern abend sogar etwas länger, war lebhaft und angeregt. Das war ganz gut, denn auf mir lag es wie ein Druck. Georg sprach auch kaum.

Wir saßen auch nachher nicht mehr lange zusammen. Meine Augen waren noch schwer von der durchwachten Nacht, das Lampenlicht tat ihnen weh. Und wir hatten uns beide nichts Rechtes zu sagen. Es war, als ob wir uns vor dem Thema fürchteten, das uns heute doch am nächsten lag.

Ich stand müde auf.

„Lassen Sie uns nur schlafen gehen, Georg. Ich tauge doch heute zu nichts mehr."

„Sie haben Ihre Gedanken wohl schon halb unterwegs," sagte er plötzlich in bitterem Ton.

Das hatte ich nicht verdient. Aber ich antwortete nichts, ich sah ihn nur an. Er verstand mich sofort und kam rasch durchs Zimmer zu mir her.

„Verzeihen Sie, Agnes. Ich will Sie auch nicht zurückhalten, es ist vielleicht am besten so."

Er sah mich nicht an, während er sprach. Und auf einmal hielt er meine Hand in seiner, ganz fest.

„Sie wissen nicht, wie Sie mir fehlen werden, Agnes, und was Sie mir sind."

Wirklich, wirklich? Bin ich ihm etwas? Ebenso wie er mir? —

25. Dezember 1900.

Es ist doch gut, daß ich gehe.

Sie haben beide nichts davon gemerkt, wie schwer der Tag gestern mir war.

Weihnachtsabend mit allem Zubehör: Glocken

und Sterne draußen, und drinnen weiße Tische und der brennende Baum. Und der Junge! Dieses lachende, blonde, kleine Geschöpf, das mit Händen und Füßen und Augen jauchzend in all das Licht strebte!

Es liegt so viel wundervolle Symbolik in diesem Fest. Von Anbeginn ist es das Fest, die Apotheose der Mutter mit dem Kind gewesen.

Tilla hatte Baby auf dem Arm, sie war strahlend hübsch in ihrer Freude an ihm. Alles Egoistische, Unsympathische abgefallen und aufgelöst in ihrer Mütterlichkeit. Sie setzte sich mitsamt dem Jungen lachend auf ihres Mannes Kniee.

Über alles Mißverstehen, alle Dissonanzen weg waren sie eins in dem Kind. Ich sah das an wie eine Offenbarung, die ich doch nur halb verstand, weil ich nur von außen hineinschaue. An dem Abend war ich doch Fremde. Auch für ihn!

Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Was ich fühlte, war Neid, bitterer, brennender Neid. Am liebsten wäre ich aus der Tür gelaufen, hinauf in meine dunkle Stube.

Ich suchte nach irgend etwas, mich daran zu halten. Die früheren Weihnachtsfeste fielen mir ein. Der Saal zu Haus, die hohe, dunkelgrüne Tanne mit den Lichtern. Und ein Gesicht, immer nur ein Gesicht. Mein Vater!

Und auf einmal ging mir alles andere unter in der großen Qual der Sehnsucht, ihn wieder zu haben. Nicht äußerlich, die Stimme, die Augen — es wäre mir genug, wenn ich ihn in meiner Seele wieder hätte. Den Glauben an ihn! Auf den Knieen wollte ich dem danken, der ihn mir gäbe!

Du bist sehr arm, Agnes Weddigen. Der ärmste Mensch, den ich kenne!

D . . . stadt, 3. Januar 1901.

Der letzte Abend. Morgen sehe ich Georg nicht mehr, weil er sehr früh zum Dienst muß.

Und an diesem letzten Abend habe ich ihm das Letzte und Höchste gegeben, was ich zu geben hatte: mein volles Vertrauen.

Es war ein trauriges Geschenk, Geben und Nehmen zugleich. Ich mußte an dem Piedestal seines Heroenbildes rütteln.

Seit der Szene damals hat er den Namen Peter Florenz Weddigen nicht wieder genannt. Aber ich weiß ja, wie hoch er ihn stellt, was er ihm bedeutet.

Ich habe ihm alles erzählt. Ich beobachtete sein Gesicht, während ich sprach, aber ich konnte nichts darin lesen. Er sah vor sich hin mit zusammengezogenen Brauen.

Es hatte mich furchtbar erregt, davon zu reden. Meine Hände waren eiskalt, als ich sie an den schmerzenden Kopf legte.

Uns war beiden nicht nach viel Worten zumute. Er dankte mir für mein Vertrauen.

„Wenn mir die Sache nah geht, ist es um Ihretwillen, Agnes. Ich sehe sie von anderm Standpunkt aus. Aber zu dem kann ich Sie nicht hinführen, Sie müssen ihn aus sich selbst heraus finden."

Er fühlte wohl, daß er für eine verlorene Sache redete. Zwischen mir und der Vergangenheit kann mir niemand die Brücke bauen, weder ich noch ein anderer.

Aber es ist mir doch freier zu Sinn als seit lange. Es tat mir gut, ihm alles zu sagen. Es ist nun kein Tor in meiner Seele mehr, das meinem Freund nicht offen steht.

Wir wollen uns schreiben. Er sagte es mir, als wir uns vor meiner Tür die Hand gaben.

Wir konnten beide das letzte Wort nicht finden, standen und sahen uns an. Bis er sich plötzlich hastig beugte und meine Hand küßte, zwei-, dreimal.

So sind wir denn ohne letztes Wort auseinandergegangen.

Auf Wiedersehen! Wann? Wo?

* * *

Agnes Weddigens Briefe.

München, 11. Januar 1901.

Lieber Freund!

Schon eine Woche hier und noch kein Lebenszeichen als die paar flüchtigen Zeilen an Tilla! Seien Sie nicht böse, ich hatte nicht den Mut zum Schreiben. So eine große fremde Stadt hat etwas Feindliches, das mich lähmt. Und fremd ist mir München bis in die Seele herein, wenn ich es auch einmal einen Tag lang auf der Durchreise gesehen habe.

Ich habe nicht Lotte Gelsas lachende Keckheit, die überall nur köstliche Abenteuer sieht, wo ich verängstigt in mein Schneckenhaus krieche. Das Entchen schwimmt trotz aller Hennenmamas der Welt! Am ersten Abend war sie schon lieb Kind bei dem ganzen fremden Volk in der Pension und vor allem bei den Pensionsdamen selbst, zwei mittelalterlichen Fräuleins mit zerknitterten Gesichtern und unbegreiflich geschwindem Zungenschlag. Eine von denen hat sie sich auch sofort am andern Tag mitgenommen, als sie auf die Lehrersuche ging. Mich wollte sie nicht, sie fiel mir lachend um den Hals: „Nicht böse sein, Prinzeß! Aber Sie fassen mir das Leben und die Leute mit zu feinen, spitzen Fingern an. Ich will aber zupacken, ganz fest!"

Sie hat auch zugepackt. Vorerst jeden Morgen

Aktklasse. Und von nächster Woche an noch jeden Nachmittag Privatmalklasse bei einem Professor. Der Mann soll kritisch sein und nur in Ausnahmefällen Schülerinnen nehmen. Sie hatte den halben Tag Herzklopfen, als sie mit ihrer Studienmappe hinging, aber sie kam strahlend wieder: sie ist ein Ausnahmefall!

Nun fühlt sie sich schon ganz als Künstlerin, hat ihre schmale Stube bis an die Decke mit Ölstudien tapeziert und riecht auf zwanzig Schritt nach Terpentin.

Und ich?!

Auf meinem Tisch steht eine flache, grüne Tonschale mit Veilchen, und daneben liegen die paar guten Freunde, die Bücher, die wir noch zusammen lasen. Von meinem Fenster aus sehe ich in einen engen Hof. Eine Schmiedewerkstatt ist dort, das Klingklang der Hämmer ist gerade gedämpft genug, um als unaufdringlich rhythmische Musik ins Ohr zu fallen. Ein Marienbild ist über der Tür der Werkstatt, darunter wird abends ein rotes Lämpchen angezündet, das wunderlich dämmerige Lichtstreifen in die schwarzen Schatten des Hofes wirft.

Ob ich Ihnen nichts weiter zu erzählen habe? Ich erlebe und sehe ja weiter nichts. Ich habe eine nervöse Scheu vor den vielen fremden Straßen und Gesichtern. Kaum drei Worte rede ich den Tag über.

Nur abends kommt Leben in meine vier Wände. Lotte bringt Brot und andere gute Dinge mit — wir essen nur mittags im gemeinsamen Speisezimmer — ich hänge den orangeroten Seidenschirm über meine Lampe und zünde die Flamme unter der Teemaschine an. Und wenn das Wasser summt und Lotte Gelsa mir die Erlebnisse ihres Tags wie eine große Schachtel buntes Kinderspielzeug in den Schoß schüttet, dann lehne ich mich im Stuhl zurück und — ja, und hab

Heimweh, lieber Freund, heimliches, brennendes Heimweh nach dem Kaminfeuer im grünen Kabinett und nach einem Menschen, der mich bis in die Tiefen hinein versteht!

Wie schnell man sich an etwas so Gutes gewöhnt, wie es unser geistiger Austausch war!

Leben Sie wohl! Denken Sie an mich! Haben Sie Mitleid mit ‚Peter in der Fremde' — mit

Ihrer Agnes Weddigen.

München, 17. Januar 1901.

Lieber Georg!

Krankhaft nennen Sie meine Angst, aus meinem Schneckenhaus zu kriechen? Ich soll meine Stimmungen bezwingen? Soll Mut zum Leben haben?

O Sie weiser Mann! Ich habe Sie ja hineinschauen lassen in mein Leben, tiefer als je irgend einen Menschen. Und zu diesem Leben soll ich Mut haben? Das verlangen Sie von mir?

Nein, ich habe Ihnen Ihren sehr ernsthaften Brief nicht übelgenommen. Denn hinter den Worten sah ich Ihre Freundschaft wie einen goldenen Grund für die Schrift. Es war mir zumute wie damals, als ich nach meiner Krankheit zum ersten Mal in Luft und Sonne sollte und im Schwindel hingeschlagen wäre, wenn Sie mich nicht fest und stark gehalten und geführt hätten — Sie guter Freund und Kamerad!

Sie haben recht mit Ihrer Strafpredigt, und ich nehme sie mir zu Herzen. Ich habe meine Klausur aufgegeben.

Gestern bin ich die breiten Stufen der Basilika hinaufgestiegen. Zwischen den Säulen der Vorhalle kamen mir schwatzende Frauen entgegen, die den Duft des Weihrauchs noch in den Kleidern trugen, der mir

gleich darauf in der offenen Tür ins Gesicht schlug. Eine alte Straßenkehrerin kam zugleich mit mir herein, ein zerfurchtes Gesicht von derber Häßlichkeit unter dem verwetterten grünen Spitzhut. Sie hatte den Besen vor der Tür stehen lassen und knixte nun in einfältiger Andacht vor einem Seitenaltar. Ein paar Schulkinder, den Ranzen auf dem Rücken, trippelten mit eiligen Hackenschrittchen über die Steinfliesen und tippten im Vorübergehen die Fingerchen in das steinerne Weihwasserbecken.

Ich blieb am Eingang stehn und sah die Halle entlang mit ihren farbigen schweren Marmorsäulen und den heiligen Gestalten auf strahlendem Goldgrund über den Bögen.

Es liegt eine antike klare Ruhe in der feierlichen Linienstrenge dieser weiten Steinhalle. Ich mußte unwillkürlich tief, tief atmen und den Kopf heben. Etwas Langentbehrtes kam über mich, das mir die gotische Dämmerung der Frauenkirche nicht gegeben hatte: die Andacht zur Schönheit. Die betende Andacht zum Leben.

Als ich zur Tür wollte, kam mein Besenweibchen wieder an mir vorbei. Auf ihrem runzligen Altmännergesicht lag ein Ausdruck von kindlichem Frieden. Ich fühlte mich ihr auf einmal ganz nah. Was sie sich da auf den Knieen vor ihren Heiligen holte, war schließlich ja doch das gleiche, wie ich mir mitbrachte, nur daß wir es mit andern Namen nannten!

Das waren die ersten frohen Augenblicke, die ich in dieser fremden Stadt erlebt habe. Den ganzen Tag ging ich noch wie getragen von heimlicher, halb unbewußter Freude.

Heute habe ich den Unsterblichen in der Pinakothek meinen Besuch gemacht. Sie gaben Audienz, feierlich wie die Könige.

Meine Begeisterung hält sich nicht an offizielle Vorschriften. Ich blieb unehrerbietig kühl in diesem angestaunten Rubensprunksaal.

Aber ein paar Säle davor hängt eine Madonna, ein Francia. Blaßrote Rosen blühen um den Fleck, wo sie ihr Kind in das frühlingsjunge Gras gelegt hat. Sie selbst in ihrem blauen Kleid, mädchenschlank und blond, will eben die Kniee beugen und es anbeten.

Wir Modernen stellen andere Bilder auf unsere Altäre. Wenn wir fromm sind, den Uhdeschen Christus, den Mann der Armen mit dem blassen Gesicht: „Je mehr Mensch, je mehr Gott,' wie Bettina sagt, dieses vorzeitige Kind modernen Geistes. Oder, wenn wir Weltkinder sind, beten wir vor Klingers ‚An die Schönheit,' vor Böcklins ‚Heiligem Hain,' wo der Opferrauch in die grüne, lebendige Herrlichkeit des Frühlings steigt für den unbekannten Gott!

Aber vor dieser Madonna könnte ich heute auch noch knieen, vor diesem jungen Weib, das das größte Wunder aller Zeiten anbetet: die Menschwerdung, die sich in ihr selbst vollzog!

Wandern Ihnen meine Gedanken zu absonderliche Wege, Georg? Ich rede mit mir selbst, wenn ich mit Ihnen rede!

Als ich vorhin heimkam, fand ich Lotte mit brennenden Backen vor dem Tonkrug, in dem sie ihre Pinsel reinigte.

„Aga, mir ist zumute, als ob ich einen Orden gekriegt hätte! Er hat mich heruntergemacht wegen meiner Fahrigkeit! In Grund und Boden heruntergemacht, daß ich ganz klein war. Wer? Das fragen Sie noch? Mein Professor!"

Ich mußte lachen in all meine feierliche Stimmung herein.

„Und darüber freuen Sie sich so?"

Sie nickte. „Bis jetzt war er nur höflich. Wen man ausschilt, den nimmt man ernst. Jetzt weiß ich, daß etwas aus mir wird!"

Die Glückliche. Ganz neidisch hab ich in ihr braunes, strahlendes Bubengesicht gesehen.

Ihr Professor heißt übrigens Bernhardi. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen von einem Jugendfreund meines Vaters sprach, der so hieß? Natürlich ist es nicht der gleiche, solche Zufälle sind zu unwahrscheinlich. Aber der Name bringt mich wieder auf die alten Gedanken, die immer auf der Lauer liegen und auf den Anstoß warten, um sich mir breit und dunkel vor die Sonne zu stellen!

Leben Sie wohl, lieber Freund!

Ihre Agnes Weddigen.

München, 25. Januar 1901.

Lieber Georg!

Sie feiern hier dutzendweise katholische Festtage, die mir nur dadurch unliebsam auffallen, daß die hellblaue Uniform des Briefboten nur morgens ein einziges Mal auf den Treppen erscheint.

Meine Feste feiere ich an den Tagen, wo Ihre Briefe kommen! Die Resi, die mir das Frühstück bringt, lacht mich aus, wenn sie an den andern Tagen meine Enttäuschung sieht.

„Wenn das Fräuln auch noch so a grantigs Gesichtl macht, dös werd net anders, i hab heut halt nix!"

Ich muß Ihnen etwas gestehn, lieber Freund: ich bin schadenfroh, wirklich und buchstäblich! Ich freue mich, daß es Sie auch hart ankommt, unsere Abende zu entbehren. Dem verdanke ich's, daß mir so viele Brieffesttage werden!

Es ist gut von Ihnen, daß Sie mich so verziehen, auch aus der Ferne an meinem Leben Freundesanteil nehmen. Ich bin nicht allein, wenn ich das weiß!

Von mir soll ich also wieder erzählen?

Lotte packt mich an den Schultern und schüttelt mich: „Aga, Prinzeß, Sie grübeln viel zu viel! Dabei kann ja nichts Vernünftiges herauskommen! Es ist ja, als ob Sie das Leben immer nur im Spiegel anschauen und nie resolut Auge in Auge! Und Sie sehen doch um sich herum genug, wie's gemacht wird!"

Ja, ich sehe es, an dem Kind selbst und an andern. Man lebt hier ohne viel Reflexion oder Zweifel mit einer naiven Frische, die unerschöpflich scheint.

Lotte hat zweimal in der Woche zwischen ihren Atelierstunden zu wenig Zeit, um zu Tisch in die Pension zurückzukommen. Es ist da ein billiger Mittagstisch in der Schellingstraße, wo sie schnell ihre paar Bissen herunterschluckt, nah bei ihrem Atelier. Ich komme dann auch hin, weil ich Frau von Gelsa beinah eidlich versprochen habe, das Entchen zu hüten.

Eine schmale, steile Treppe in einem Hinterhaus; ein dunkler Gang, in dem die Luft stickig ist von übereinandergehängten Mänteln und Wetterkragen, wie die jungen Akademiker sie tragen.

Ein fortwährendes Kommen und Gehen und Stimmengewirr in den zwei niedrigen Stuben, wo man sich zwischen Stühlen und gedeckten Tischen zu seinem Platz durchwinden muß. Nur Wasserkrüge auf dem Tisch, aber gutgeformte; diese Tischgesellschaft ist anspruchsvoll, auch die einfachsten ‚Kalbsvögerln' dürfen nicht in unschöner Schüssel auf den Tisch, und der höchste Luxus, der dampfende Kaffee nach dem Apfelstrudl, kommt in hübschen blauen Täßchen, fein wie Eierschalen.

Lotte war schon ganz bekannt dort, als ich mich

noch höchst unbehaglich fühlte. Das ‚Grüß Gott, Gelsa‘, das sie mit einem raschen Kopfnicken nach rechts und links erwidert, klingt respektvoll; die Bernhardischüler haben immer ihre besondere Stellung, man weiß, die können was. Es sind noch zwei andere aus ihrem Atelier da, ein blonder Schüchterner, den ich nie anders als ‚Brüderchen‘ rufen höre, und ein junger, bildschöner Pole mit dunklen Prachtaugen. Lotte hat ihn van Dyk getauft, weil er dessen Selbstporträt so ähnlich sieht.

„Wer hat den neusten Simplizissimus gesehen? Einfach kolossal!“ —

„. . . Ja, Sie können aber doch nicht behaupten, daß der Nietzsche nicht ein großer Kerl ist. Der steckt noch das nächste Jahrhundert in die Tasche . . .“

„Hundsgemein, daß der Natzler die Meistersinger in den Münchner Neuesten so vermöbelt —“

„Rosl, was gibt's denn heut? Wieder Kalbsvögerl? Dös is fad —“

„Brüderchen, kommen Sie mit heute? Kaimsaal, die Neunte!“

„Hab keine Zeit, muß schaffen. Meine Platte muß morgen zur Druckerei —“

Alles junge, frische Stimmen, lebhafte Augen — alles in Eile, wieder hinauszukommen, um zu schaffen, vielleicht auch nur zu bummeln, jedenfalls um zu leben! Zum Teil Bohème, die blanke Papierkragen trägt und vielleicht nicht weiß, wovon morgen satt werden. Aber trotzdem in jeder Ader den klopfenden, unverkümmerten Lebensmut und den Kopf voll Pläne und großer Ziele, die ihre kleine Existenz in ihren Augen wichtig und wertvoll für sich und die Mitwelt machen!

Mir wird wunderlich zumute, wie ich zuhöre. Keiner spricht mich an, sie wissen nicht recht, was sie aus mir

machen sollen. Nur der junge Russe mit den Krücken und dem hageren gelbblassen Vogelgesicht versuchte es am ersten Tag: „Das Fräulein sind Malerin?“ Nein. „Da studieren Sie wohl Musik?“ Auch nicht. „Oder gar ein Fräulein Doktor, gelt?“

Nein, nein, nein! Nichts bin ich! Kein Talent, kein Ziel! Ein überflüssiger Mensch!

Brennend hab ich mich geschämt, Georg. Ich kam mir so unberechtigt vor zwischen diesen jungen Strebenden. Ich stehe abseits vom Leben.

Früher war das anders, mein Leben hatte seinen Zweck und Mittelpunkt. Man weiß ja nicht, während man besitzt, wie bitter das Entbehren ist!

Einen Menschen, einen Glauben haben, eine große Idee, wofür man sich mit tausend Freuden rädern ließe! Irgend etwas, das das Leben groß und tief macht, das diese schmerzhafte Leere füllt!

Aber ich will Ihnen nicht länger vorklagen! Leben Sie wohl, lieber Freund!

Ihre Agnes W.

München, 31. Januar 1901.

Lieber Georg!

Von meiner täglichen Umgebung wollen Sie hören? Gut.

Mir gegenüber bei Tisch sitzt eine Amerikanerin, eine junge Frau mit raffinierten Toiletten und kühl neugierigen Augen. Sie hat vor dreiviertel Jahren ihren Mann verloren.

„O, ich bin sehr froh, frei zu sein. Beruf und Familie sind nur Fesseln. Ich will mein Leben genießen, solange als ich bin jung. Wenn ich werde sein alt, ich werde go in for philantropy,“ erklärte sie neulich in kokett gebrochenem Deutsch.

Sie trägt die Zwecklosigkeit ihres Daseins mit Ruhe. Soll ich von ihr lernen?

Es sind allerlei Leute mit mir auf die gleiche kahle kleine Insel im Menschenmeer, alias Pension Damiani geworfen. Eine ältliche Sprachlehrerin, die bei Mrs. Willows Schnitzern ein Gesicht macht, als wenn sie Essig tränke. Ein sehr junger, ängstlich schüchterner Conte aus Palermo. Ein Doktor der Chemie mit intelligenten, ruhigen Augen hinter dem Kneifer. Eine junge Offiziersfrau, deren Mann nach China kommandiert ist, und mit der ein Musiker mit Beethovenmähne und breitem Verlobungsring eifrig kokettiert, bisher aber ohne Erfolg. Ferner —

Aber wozu die Aufzählung? Gott behüte uns vor den vielzuvielen.

Der Doktor redet nicht viel, aber was er sagt, hat Hand und Fuß. Ich habe mich bei Tisch öfter mit ihm unterhalten. Er fragte mich heute, ob ich den Münchner Eissport schon gesehen hätte? Ob ich nicht Lust hätte, hinzugehn? Wenn ich gestattete, würde er mich begleiten, er hätte den Nachmittag frei.

Ich gestattete. Er hat mich also heute zum Kleinhesseloher See hingehütet. Er trug mir die Schlittschuh, die ich mir unterwegs kaufte, und machte Konversation. Wir waren an dem großen englischen Geschäft vorbeigekommen, wo das Kopenhagener Porzellan mit dem wundervoll blaukühlen Glanz hinter den breiten Spiegelscheiben steht. Er erzählte mir von den Gröndahlschen Fabriken, die er kannte, und erklärte mir die Methode. Ich glaube, ich habe ihn noch nie von einem abstrakten Thema reden hören.

Himmel und Erde waren übrigens auch wie von Kopenhagener Porzellan heute. Alles bläulich weiße, blasse Töne. Die Bäume fein bereift und die Ferne

der richtige ‚blaue Dunst'. Zwischen dem Eisfiligran der Uferbäume lag der See wimmelnd von Leben. Eine Kapelle spielte am Ufer, um die Punschbude war lachendes Gedränge, und hie und da dampften die kleinen Glühpfannen ‚fliegender' Maronenhändler.

Der Doktor läuft gut, es war wirklich ein Genuß. Er sah mit humoristisch zwinkernden Augen in das Getümmel.

„Ist es Ihnen auch aufgefallen, daß München eine so junge Stadt ist? Man kommt sich ganz unberechtigt vor, wenn man nicht mehr zwanzig Jahre alt ist oder den Kopf voll Leichtsinn und Illusionen hat, was sich hier ja auch mit höheren Semestern verträgt."

Ich sah ihn ganz überrascht an. Es war, als ob er Gedanken las.

„Ich beneide jeden, der das noch kann."

„Um Himmels willen, beneiden? Um was denn? Was bleibt denn übrig von den ganzen schönen Illusionen? Bitte, fragen Sie nach zehn, zwanzig Jahren einmal nach, wer von diesen Hunderten von Lehrlingen Meister geworden ist! Nur ein ganz geringer Prozentsatz!"

„Das mag sein. Ich beneide sie trotzdem, sie haben doch wenigstens ein großes Streben gehabt!"

„Großes Streben! Pah! Schaumschlägerei!" Der Mann schüttelte heftig den Kopf. „Was einem Leben Wert gibt, ist doch nicht das bloße Wollen! Das kann ganz unfruchtbar bleiben. Das Können, das Fertigbringen machen es! Das greifbare praktische Resultat."

Ich war entsetzt. „Also haben künstlerische Bestrebungen in Ihrer Welt eigentlich überhaupt keine Existenzberechtigung?"

München, 6. Februar 1901.

Georg, liebster Freund!

Ihr guter, lieber Brief! Er war mir, was ein warmes Feuer dem Frierenden ist!

Wie gut Sie trösten!

Ob es mir nicht Lebenszweck genug ist, meinen Freunden — meinem Freund — etwas zu sein?

Ja, tausendmal ja! Wenn ich's nur könnte! Wenn nicht Meilen und Meilen zwischen uns lägen!

Was kann denn überhaupt ein Mensch dem andern sein? Was können wir einander denn selbst im Beisammensein von unsern Seelen geben, da wir doch keine Brücke haben als diese armselige Menschensprache, die das Feinste und Zarteste unterwegs fallen läßt?

Und nun gar Briefe! Geschriebene Sprache, ohne Tonfall, ohne Mienenspiel, in dem Mund und Augen sagen, was den Worten fehlt —

Aber nein, Sie haben doch recht! Es ist doch unendlich viel, es ist ein Reichtum! Ich sehe es ja an meiner eigenen Freude, wenn ich den Briefbogen mit Ihrer Schrift in der Hand halte! —

Aber nein, dem Doktor dürfen Sie nicht böse sein meinetwegen! Seine ‚verschrobenen Theorieen' tun mir gar nichts, und er nimmt sich rührend meiner an. Wahrscheinlich ist meine Bildung der praktische Zweck, wenigstens fördert er die auf alle Weise, macht den Bärenführer durch München und erklärt mir stundenlang im Nationalmuseum technische Dinge, die ich nie verstehen werde.

Nur Sonntags ist er spurlos verschwunden. Und neulich hat Fräulein Damianis Spürnase herausgebracht, daß er dann immer in Freysing bei seiner Mutter sitzt, einem alten Bauernweibchen, das der Sohn vollständig unterhält.

Mrs. Willow, die trotz des free America einen tiefen, heimlichen Respekt vor Kronen und Wappen hat, zog die schmale Nase kraus.

„Wie disgusting! Ein Bauer! Man kann nicht mit ihm verkehren."

Sie markierte das deutlich, ihre Koketterie war plötzlich verschwunden. Als er am nächsten Mittag — zufällig Montag — kam, brachte sie das Gespräch auf die deutschen Bauern.

„O ja, ich habe schon viele gesehen. Ich liebe sie aber nur at a distance. Sie waschen sich nicht, und sie riechen nach Stall und bad tobacco. Aber sie sind gut und nützlich wie die Kühe, und sie sind wirklich dekorativ in country scenes."

Dies alles halblaut, aber doch sehr verständlich zu ihrem Tischnachbar. Dann wandte sie sich auf ein=mal zu dem Doktor und sah ihn kühl neugierig an.

„Ist es wahr, Herr Doktor, daß Ihre Mutter eine Bäuerin ist? Eine wirkliche! How very interesting! Warum haben Sie uns nie davon gesagt?"

Um die gescheiten Augen hinter den Brillengläsern waren ein paar spöttische Fältchen. Er quittierte die kleine Bosheit mit einer Verbeugung, gar nicht wie ein Bauer.

„Ich dachte nicht, daß meine persönlichen Ange=legenheiten Sie interessierten, gnädige Frau."

Ich war rot geworden vor Empörung.

„Mich interessiert es aber auch," sagte ich ganz laut über den Tisch, „kommt Ihre Mutter nicht auch einmal nach München? Ich würde mich freuen, sie kennen zu lernen!"

Er sah mich ernsthaft freundlich an.

„Vielleicht nehme ich Sie einmal beim Wort!"

Damit war es abgetan. Mrs. Willow hielt den Mund.

Lotte steht mit dem Doktor auf einem schlagfertigen Neckfuß, der die ganze Pension amüsiert. Das Kind ist überhaupt wie umgewandelt, Sie würden sie kaum wiedererkennen. Nichts mehr von dem herben Zug, der das junge Gesicht früher fast abstoßend machen konnte. Sie ist ja nicht eigentlich hübsch; aber so ein Gsichtl mit dem pikanten dunklen Schatten über dem Mund und den warmen Prachtaugen läuft nicht durch die Theatinerstraß, ohne daß ihr alle zwei Schritt einer impertinent unter die breite, formlos weiche Hutkrempe schaut. Ihr schöner van Dyk schmachtet sie ganz unverhohlen an, er kommt sogar abends bisweilen in die Pension Damiani, bringt seine Gitarre mit und singt in weichem Bariton die kecken Wedekindlieder mit ihren sentimentalen Melodieen, die ich nicht liebe, und die mir doch aufdringlich im Ohr hängen bleiben.

Ich weiß nicht, ob die Lotte in ihrer Unbekümmertheit alles das merkt; bisweilen macht es mir Sorge. Als ich ihr neulich mal Andeutungen machte, lachte sie hell heraus.

„Aga, daheim hab ich lange genug Maulkorb und Scheuklappen getragen und bin an der Leine getrottet. Jetzt will ich frei sein!"

„Das sind Sie ja, Lotte. Aber die Verantwortung drückt mich doch etwas. Sie müssen bedenken, daß ich Ihrer Mutter versprochen habe, Sie zu hüten."

„Dann müssen Sie erst meine Gedanken hüten! Und die machen hier jeden Tag Entdeckungsreisen, ohne sich an die Tafeln ‚Verbotener Weg' zu kehren."

„Ich glaube, Lotte, man kann innerlich frei sein, auch wenn man durch äußerliche Schranken gebunden ist."

Sie faßt mich auf einmal stürmisch um.

„Prinzeß! Philisterseelchen! Gönnen Sie mir doch das bißchen Freiheit! Sehen Sie, wer als Mensch

was taugt, der hat schon die Schranke in seiner eigenen Natur. Und im übrigen ist's keine Sünde, wenn man Augen und Ohren aufsperrt und das liebe Leben hereinläßt. Das ist mein Recht als Künstlerin und als junger Mensch!"

Ich seufzte etwas. Ein bißchen heimlicher Neid lief wohl mit unter.

„Ich fasse nur nicht, wie Sie das so schnell können."

„Ich bin eben ein bißl Zigeuner. Das akklimatisiert sich schnell." —

* * *

Ich schreibe meinen Brief in Absätzen, ich habe so viel zu erzählen. Wahre Bücher werden es!

Fasching! Wissen Sie, was das heißt, Georg? Ich kann's nur ahnen. So wie man durch eine Türritze in ein helles Zimmer hineinspäht!

Jedes Schaufenster, vom eleganten Basar in der ‚Theatiner' bis zum Tändlerlädchen in den engsten Gassen glitzernd, schreiend von Farben. Halbverschlissene Dominos in schäbiger Eleganz, Pierrotkappen, tolle Federhüte mit zartem Spitzenüberhang, unter dem lachende Augen hervorkokettieren sollen — schwarze Samtmasken, die nach Heimlichkeiten und verbotenem Glück aussehen!

Im Dunkeln unter den Laternen vermummte Gestalten, die im Schneegestöber dicht an einem vorbeistreifen, Pierretten und wunderlich gehörnte Köpfe. Lotte kam einmal toll lachend auf meine Stube gestürzt, irgend ein bunter Kerl hatte sie umgefaßt: „Kommst mit, Schatzel?"

Unter allen Haustüren Geflüster, abgerissene schrille Musiktakte hinter halbverhängten Fenstern. Und ver-

liebte Pärchen im Dunkeln, im Dämmern, am hellen Mittag — nicht zu zählen!

„Faschingsliebe!“ sagt der Doktor gleichmütig. „Jugend will austoben.“

„Frivole Spielerei!“ sage ich. „Ich hasse das!“

Er zuckt nur die Schultern. Disputieren führt zu nichts, ist sein Grundsatz.

Am Mittagstisch im Stübl ist's lebhafter noch als sonst. Der junge Russe kommt an seinen Krücken mit fahl übernächtigtem Gesicht und unruhig flackernden Augen.

„Kerkow, Mensch,“ ruft er dem rothaarigen kleinen Musiker an seinem Tisch zu, „waren Sie gestern auf der Redout? Warum nicht? Großartig! Vive la vie!“

Der andere lacht in sich hinein. „Ja, ja. Ich hatte was anderes vor.“

Von Arbeit ist nicht die Rede. Die Malmädel kriegen heiße Köpfe über Kostümfragen; Rupfen, Glanzkattun und Theatersamt sind Lebensinteresse, Van Dyk renommiert vom letzten Akademikerball — renommiert in unmerklich feiner Weise mit seinen slawisch anmutigen Gesten und Wimpernaufschlag. Von Tisch zu Tisch lachende Anspielungen, Neckereien, Augenspiel. Es liegt eine heimliche Unruhe, ein Fieber von Lebenslust in der Luft, das mir angst macht. Eine verhaltene Ausgelassenheit, die auf den Augenblick des Losbrechens wartet: Vive la vie!

An meinem schwarzen Kleid geht das alles vorüber, mir über den Kopf weg, als ob ich nicht da wäre.

Es ist nicht gut, zwischen lachenden Gesichtern allein sein. Es brennt mich förmlich. Ich bin unruhig und weiß nicht warum.

Ich hasse diese Stadt, weil sie mich quält. Ich

hasse diese Narrentollheit! Weit weg möchte ich, mich irgendwo im Dunkeln verkriechen! — —

Lotte ist so anders. Ihre Augen werden blank, wenn van Dyk erzählt. Er merkt seinen Vorteil.

„Kommen Sie mit auf den Bauernball," bettelte er, „ich führe Sie hin! Ich besorge Ihnen ein Kostüm! Bitte, bitte!"

Lotte sieht mich fragend an, die vollen, roten Lippen etwas geöffnet. Sie sieht begehrlich aus wie ein Kind, das an reife Äpfel denkt.

Ich kann ihr nicht helfen.

„Es geht nicht, Lotte. Wir kennen keine einzige Dame hier, die dich mitnähme."

„Drachenfels gibt es im Fasching nicht," ruft spöttisch eine ältliche Malerin herüber, die zugehört hat, „übrigens, wenn sich ein Mädchen nicht selbst hütet, nützen alle Gardedamen nichts."

Van Dyk bettelt noch immer und Lottens Augen auch. Ich schüttle den Kopf.

Ich glaube, sie ist böse auf mich, zum ersten Mal, seit wir uns kennen.

Auf dem Rückweg begegneten wir einem Herrn, der sie grüßte.

„Sehen Sie, Bernhardi hat heute auch gesagt, der Bauernball wäre eine unschätzbare Gelegenheit zum Studium."

„War das Bernhardi?"

Ich sah mich hastig nach ihm um; er interessierte mich doch.

Ein sechs Fuß langer, breitschulteriger Mann, nicht mehr jung, mit starkem, blondrotem Vollbart und ebensolchem Haarschopf, der ihm beim Grüßen in die Stirn fiel.

Ich habe ihn ja nur sehr flüchtig gesehen, aber

ich finde keine Ähnlichkeit mit dem Studentenbild. Es kann der Bernhardi nicht sein. —

Lotte ist sehr einsilbig heute. Manche andere würde vielleicht heimlich hinlaufen. Faschingsfreiheit! Aber ich weiß, sie ist zu ehrlich dazu.

Es ist spät, meine Hand wird müde. Ich weiß nicht, was für wirres Zeug ich Ihnen wieder geschrieben habe, Georg. Es geht mir so Vieles und Neues durch den Kopf, und ich habe keine Ruhe, bis es alles ausgeschüttet ist vor meinem lieben Freund und Kameraden!

Tausend Grüße! Ihre Agnes W.

München, 12. Februar 1901.

Lieber Georg!

Ich muß es Ihnen gleich erzählen: denken Sie sich, er ist es doch!

Mein Sorgenkind war ein paar Tage vertrotzt herumgelaufen. Und heute früh kommt sie triumphierend bei Tisch damit heraus: Professor Bernhardi ist ins Komitee für den Bauernball der Künstlerschaft gewählt und muß hingehen, er hat sie gefragt, ob sie unter seinem Schutz hingehen will. Er will sogar selbst noch seinen Besuch machen.

Ich war ganz erschrocken. Ich kannte den Mann ja gar nicht, wie konnte ich ihm da Lotte anvertrauen.

Die Damianis mischten sich auf einmal ein, sie waren lokalpatriotisch gekränkt.

„Bitte, Fräulein Weddigen, den Mann kennt hier jeder. Eine unserer ersten Größen, und ein älterer, verheirateter Mann! Es ist einfach eine Beleidigung, wenn Sie das ablehnen!“

Ich versprach seufzend, den Besuch wenigstens anzunehmen. Am Nachmittag erschien er richtig.

Das Gesicht kam mir bekannt vor, als ich ihn

nun genauer sah. Derbe, große Züge, eine konzentrierte Energie in der massigen Brauenwölbung und im Mund, den der blondrote Bart nur wenig verdeckte. Man begriff, daß der Mann sich als Künstler durchgesetzt hatte.

Er war kurz und gerade zu, dabei vernünftig. Ich konnte nicht anders als ‚ja' sagen. Lotte saß dabei, der Nichtsnutz, und jubelte mit den Augen.

Ich dachte, der Professor ginge nun, als alles erledigt war. Da beugte er sich auf einmal vor.

„Erlauben Sie mir eine Frage. Ihr Name ist ungewöhnlich, und ich hatte einmal einen Freund, der so hieß, Peter Florenz mit Vornamen."

„Das war mein Vater."

„Also wirklich!" Er hatte plötzlich meine Hand in seiner breiten, großen.

„Wie mich das aber freut! Peter Florenz' Tochter! Lassen Sie sich einmal anschauen, hier am Licht! Nein, Sie sind anders als er!"

Peter Florenz Weddigen! Ich wußte, den suchte er nicht in meinem Gesicht. Die kleine Anna Dibelius suchte er!

„Wie heißen Sie?" fragte er dann. Ich sah deutlich, daß mein Name ihn enttäuschte.

Ich bin selten so ungewandt, wie ich in den zehn Minuten war. Die Aufregung dieser Begegnung hatte schuld und die Angst, er könnte merken, daß ich um seine Vergangenheit wußte.

Er schüttelte meine Hand kräftig.

„Jetzt muß ich fort. Aber nicht wahr, Sie machen mir die Freude und kommen einmal zu mir mit meinem kleinen Schützling?" Er nickte Lotte zu.

Mir fiel ein, daß die Damianis ihn einen älteren, verheirateten Mann genannt hatten.

„Wenn Ihre Frau Gemahlin gestattet?“ sagte ich nur, steifer als ich eigentlich wollte.

Ein Schatten lief über das große, kräftige Gesicht.

„Meine Frau? Die ist seit Jahren tot. Ich habe sehr spät geheiratet und verlor sie nach einem Jahr. Ich lebe allein mit meinem Jungen. Es kommen sehr wenig Menschen in mein Haus. Aber meines guten, alten Freundes Tochter —“

Sein guter, alter Freund! Mir schoß das Blut zu Kopf.

Wie kann er ihn so nennen? Und mit den ehrlichen Augen? Es ist ja Lüge!

Aber vielleicht will er mich schonen.

Oder er nennt meines Vaters Namen, um nicht einen andern nennen zu müssen!

Ich bin wirr und unruhig.

Was soll ich tun? Soll ich hingehen? Oder ihm ausweichen?

Es ist unmöglich, daß Peter Florenz Weddigens Name zwischen seinem Freund und seiner Tochter nie genannt würde.

Wenn er genannt wird, gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder wir lügen beide. Wir verleugnen ohne Worte eine Wahrheit, die wir beide genau kennen. Oder —

Vorhin packte mich einmal der brennende Wunsch, offen mit ihm zu sprechen, ihn um alles zu fragen.

Aber selbst wenn ich es könnte, ich dürfte es nicht, seiner selbst willen. Verjährte Bitterkeit soll man nicht aufstören.

Helfen Sie mir, Georg, raten Sie mir! Sie kennen mich und wissen die Vergangenheit!

Schreiben Sie bald, mein getreuer Eckart,

Ihrer Agnes W.

München 15. Februar 1901.

Lieber Georg!

Ihr Brief, auf den ich so brennend gewartet habe, ist schon von den Ereignissen überholt. Aber das soll kein Vorwurf sein, er konnte ja nicht eher kommen; und nun ich ihn in Händen halte, sehe ich, daß unsere Gedanken sich in schweigendem Verstehen begegnet sind, und daß ich instinktiv schon getan habe, was er mir rät: sich den Tatsachen beugen, nichts selbst herbeiführen, aber auch nicht ausweichen.

Hören Sie zu, Georg. Ach, Gott sei Dank, daß ich einen Menschen habe, bei dem ich alles ausschütten kann!

Im „Tal", diesem behaglichen Stück Altmünchen, liegt das Haus, nicht weit von einer kleinen, grauen Kirche; ein wunderlich schmaler, hoher Kasten mit Schnecken an den Giebelabsätzen und einem hölzernen St. Georg über der Haustür, der einen ganz unwahrscheinlich geringelten, grausamen Drachen durch und durch spießt. Die Haustür hat noch einen Messingklopfer, ein fratzenhaftes Männchen mit dickem Kopf.

Als Lotte ihn mit keckem Bumbum an die Tür fallen ließ, verwünschte ich innerlich, daß ich mitgegangen war. Aber sie hatte die bestimmte Einladung gleich vom Bauernball mitgebracht und wollte nichts von Absage hören.

Sie hat übrigens kaum ein Wort vom Ball erzählt, der kleine Querkopf. Wunderlich still ist sie und träumt in die Luft, den halben Morgen. —

Also, Bernhardi. Ein knurriges Altchen in schlohweißer Schürze machte uns auf.

„Der Herr is net z'spreche!"

Lotte schob sie resolut beiseite.

„Dös wär g'scheit! Wir sind herbestellt."

Sie führte uns also halblaut brummend an eine Tür: „Do ganget's nei!"

Ein großer Raum, der wohl die ganze Breite des Hauses einnahm. Die Fassade hat man wohl nur aus Pietät stehen lassen und innen alles umgebaut. Der heilige Georg würde wohl Augen machen, wenn sein Drache ihn so weit zu Atem kommen ließe, daß er einmal in dieses Haus hineinschauen könnte, das er wohl schon ein paar Jahrhunderte hütet.

Die ganze Einrichtung modern, aber von dieser eckigen ehrlichen Moderne, die mit jeder überflüssigen Zierlinie geizt und Zweck und Konstruktion scharf betont. Wahrheit bis zur Schroffheit. Was trotzdem die Schroffheit milderte und Wärme ausströmte, waren die Farben. Köstliche, vornehme Töne in Teppich, Wand und Vorhängen, ein dunkelgoldenes Grün, wie von innen durchsonnt — ein Blau, tief und doch matt wie ferne Berge.

Lachen Sie nicht, Georg, daß ich das alles sah! Das Haus, in dem er wohnt, erzählt sehr viel vom Menschen, wenn man die Sprache versteht. Ich bin gewohnt, darauf zu horchen.

Lotte lief in heller Begeisterung von einer der großen Landschaften zur andern, die da an den Wänden hingen. Heide, Kornfeld und vor allem Berge; leuchtende Dinger, die das Auge auf sich zwangen.

Ich ging ihr langsam nach, als ich auf einmal eine Stimme hörte: „Zenz!" Und noch einmal dünn und weinerlich: „Zenz! Mein Kissen!"

Ich sah mich um. Aus der halbverhängten Tür da kam es.

Ein angebauter Wintergarten, Teppiche, blühende goldgelbe Marechal Niel, hohe Palmen und Sonne, sehr viel kühle, helle Februarsonne durch grünliche Glaswände.

Mitten in der Sonne ein Kinderwagen, ein flacher Fahrstuhl.

War das möglich? Das war Professor Bernhardis Kind? Der derbe, vierschrötige Riese mit der Stimme voll Kraft und Gesundheit, und dieses Stückchen Armseligkeit?

Georg, Sie wissen, wie lieb ich Baby habe. Wenn ich Worte höre wie Freude, Sonnenschein, dann sehe ich ganz unwillkürlich dies leuchtende, lachende Gesichtchen vor mir in seinem Heiligenschein heller Härchen.

Von alledem war hier nichts. Ein mageres, farbloses Gesicht unter schlichten, dunkelblonden Haarsträhnen mit dem frühreifen Ausdruck, den vieles Leiden jungen Zügen gibt. Ich weiß nicht, was mich an dem Geschöpfchen so anzog. Mich, die sonst alle Schönheit anbetet! Aber ich fühlte plötzlich ein heißes, fast schmerzhaftes Erbarmen.

„Nein, du sollst net! Die Zenz!" wehrte der Kleine ängstlich-eigensinnig mit dem dünnen Ärmchen ab, als ich sein Kissen von der Erde aufhob. Ich schob es ihm trotzdem in den Rücken. Er war überrumpelt und sah mich einen Augenblick still und merkwürdig forschend an.

„Wo kommst du her? Wie heißt du?"

„Agnes. Und du?"

„Joseph Bernhardi!"

Joseph! Der feierliche Bibelname schlotterte um das schmale Persönchen wie ein allzuweiter Mantel.

„Der Vater sagt Seppl. Und die Zenz auch!" erklärte er jetzt.

Ich strich über die magere Hand, die auf der Stuhllehne lag.

„Hast du's aber schön hier, Seppl! Was tust du denn den ganzen Tag?"

„I lieg halt!"

„Immer? Hast du denn andere Kinder, die mit dir spielen?"

Er schüttelt den Kopf.

„Die Buben wollen immer laufen und schreien. Und das kann i net. I will mei Ruh hab'n."

Wunderlich altklug klingt das in der Kinderstimme. Und dies stille, geduldige Gesichtchen! Wie das Mitleid weh tut!

Ich muß dieses Gesichtchen lachen sehen, ich halt's sonst nicht aus. Ich besinne mich. Da fällt mir das Schattenspiel mit den Händen ein, über das Baby immer so jauchzte. Ich lasse schnell eine Ziege, einen Hasen auf der weißen Wand huschen und erzähle eine Schnurre dazu.

Seppl ist erst kühl, ungläubig: „Dös is ja net wahr!"

Aber auf einmal lacht er hell auf, ganz laut, echt kindlich!

„O, noch mal, das Kitzle! O dös is a Gaudi!"

Er ist unverfälscht Münchner Kindl in seinem Jubel. Das bißchen Hochdeutsch ist ganz verschwunden.

„Bub, Seppl, hast du's gut! Schon Freundschaft geschlossen? Wie haben Sie denn das angefangen, Fräulein Weddigen? Der Junge ist sonst so ein Kräutchen Rührmichnichtan!"

Der Professor stand groß und breit in der Tür, sein Gesicht strahlte förmlich.

Das war der Anfang, Georg. Und ein guter Anfang war's!

Es ist wunderbar, zu sehen, wie Bernhardi, der große, derbe Mensch, mit dem Kind umgeht. Seine breiten Hände werden leicht und vorsichtig wie Frauenhände, wenn er es anrührt.

Er verzog weinerlich das Gesicht, als wir zur Tür gingen.

„Nicht weinen, Seppl, wir kommen wieder und holen dich. Deine Tante Agnes soll nur erst unser Haus ansehen, gelt? Dann hast du sie wieder." —

„Ein zu kurzes Bein," erzählt er mir unterwegs. „Im zweiten Jahr hat das Leiden sich entwickelt. Nun liegt er seit vier Jahren im Stuhl oder stundenlang angeschnallt auf dem Streckbett. Der Arzt sagt, es könnte sich mit der Zeit heben. Gute Ernährung, viel frische Luft. Schlimm, daß ich nicht den ganzen Sommer mit ihm am Land sein kann. Aber ich habe hier mein Amt, meine Schüler. Und den Jungen allein wegschicken, unter bezahlter Pflege — nein!"

„Haben Sie nie einen Spezialarzt konsultiert?"

Er zuckt die Schultern.

„Mehr als einen. Der arme Bub hat sein halbes Leben in Doktorwartezimmern und Kliniken verbracht. Schließlich der letzte erklärte: eine schwere innere Zerstörung, das Bein muß amputiert werden. Ich hab ihn gefragt, was geschieht, wenn ich ‚nein' sage? Dann bleibt er, wie er ist, ein Krüppel, fürs Leben unbrauchbar. Sie Kamel, hab ich ihn angeschrieen, ist er denn mit einem Bein etwa kein Krüppel? Und bin heraus und die Tür zugeschlagen. Das war das letzte Mal. Seitdem haben wir den Buben ganz in Ruh gelassen, jetzt ein Jahr schon. Herrgott, aber wozu davon reden!"

Er brach kurz ab. Auf der breiten Stirn stand eine scharfe Gramfalte, die das ganze Gesicht veränderte.

Erst nach und nach, als Lotte ihn oben in dem hellen, luftigen Atelier auf Kunsttheorieen festnageln wollte, wurde er wieder lebhafter, ihr Feuereifer machte ihm sichtlich Spaß.

Ich hatte nicht viel Augen mehr für das Haus, muß ich gestehen. Ich mußte an das trübselige kleine Gesicht da unten denken. Und an den Professor auch.

Seppl sah uns mit sehnsüchtigen Augen entgegen und pachtete mich von da an. Zenz hatte den Tisch gedeckt und brachte eine silberne Kaffeekanne. Sie mißbilligte uns etwas weniger als zu Anfang, als sie sah, daß Seppl mit seinen mageren Fingerchen mein Handgelenk umklammert hielt.

Ich war ganz glücklich über seine Zutraulichkeit. Es war mir wie als Kind, wenn ich ein scheues, halbflügges Vögelchen gefangen hatte und in der Hand hielt, daß ich die weichen Federn und das kleine klopfende Herz fühlte. Die Unruhe von vorhin hatte ich vergessen.

Lotte hockte auf dem Teppich und wühlte glückselig in ein paar großen Studienmappen des Professors, als er sich auf einmal zu mir wandte.

„Nun wissen Sie so viel von mir und haben selbst noch kaum ein Wort gesagt. Sie müssen mir doch von Ihrem Vater erzählen. Ja, der Peter Florenz! Vier, fünf Jahre älter war er als ich. Und nun schon unter der Erde. Hätte ich's zur Zeit gehört, ich wäre gekommen und hätte ihm die letzte Ehre gegeben."

Er sah vor sich hin.

Also kam es doch noch! Was sollte ich nur sagen?

Diesmal war ich noch erlöst, der Professor wartete gar nicht auf Antwort.

„Ja ja, die Jugend. Wie wir uns damals durchgeschlagen haben, einer mit dem andern und für den andern! Wir sind ja später durch die Verhältnisse auseinandergekommen — wie das so geht. Aber wir haben doch viel zusammen erlebt. Das vergißt sich, weiß Gott, nicht. Ist er lange krank gelegen?"

Er tat noch ein paar Fragen. Ich weiß nicht, was ich geantwortet, hastig und verwirrt.

Auf einmal nahm er meine Hand, ein Ausdruck großer, warmer Güte war in seinen Augen.

„Ich Unmensch! Quäle ich das arme Kind mit meiner Fragerei! Nein, still nur! Sie erzählen mir ein andermal. Jetzt ist das alles noch zu frisch, ich weiß! Ich will auch gar nichts hören, ich bin jetzt ganz zufrieden, daß ich Peter Florenz' Tochter wenigstens in meinem Haus hab! Gelt, Seppl, du freust dich auch? Bitt sie schön, daß sie wiederkommt."

Das war alles. Kein Wort weiter.

Ich begreife den Mann nicht, Georg!

Liegt ihm das alles wirklich schon so fern, ist es abgetan und vergessen, daß er so gleichgültig, unbefangen davon reden kann? Denn die Unbefangenheit ist Wahrheit, ich sehe es! Sein Gesicht ist ein offenes Buch.

Kann man denn vergessen, was man so heiß erlebt und gefühlt hat?

‚Durch die Verhältnisse auseinandergekommen, wie das so geht.'

Ich vergleiche die paar Worte in Gedanken mit seinen alten Briefen. Mit dem hellen Zorn, der einem da aus jeder Zeile ins Gesicht schlägt!

Vielleicht liegt es in der menschlichen Natur, sich um Vergangenes nicht weiter zu kümmern. Die Gegenwart ist schwer genug, auch ohne daß man alle früheren Lasten noch mitschleppt!

Möglicherweise ist das der einfache Schlüssel des Rätsels. Vielleicht fasse ich die Sache nur exaltiert auf. Ich habe zu viel um dieses Eine gelitten. Es könnte ja sein, daß sich mir die richtige Perspektive der Dinge verschoben hätte, daß ich nah und übergroß sehe,

was doch schon fern liegt. Gesunde Augen, die nicht weinen und wachen, sehen die Dinge, wie sie sind!

Es kann ja so sein. Ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, daß niemand seine Toten so verliert wie ich, ohne Hoffnung und auch ohne Erinnerung! —

Am liebsten ginge ich nicht wieder zu dem Professor trotz seiner Aufforderung. Wenn der Junge nicht wäre! Die Augen! Das bettelnde Stimmchen!

Da haben Sie also wieder ein Stück von meinem Leben, liebster Freund. Was werden Sie dazu sagen? Das frage ich mich zuerst und zuletzt bei allem, was mir begegnet! Und bin nicht ruhig, bis ich Ihnen gebeichtet habe!

Es grüßt Sie Ihre Agnes W.

München, 23. Februar 1901.

Lieber Freund!

Heute muß ich einmal schelten.

Sie wissen, wie ich mich über Ihre Briefe freue — oder nein, Sie wissen's nicht! Mit wahrem Hunger reiße ich den Umschlag auf. Ich verstehe Ihre Hieroglyphen so gewandt zu entziffern, wie ein Ägyptologe die Tempelwände von Philä herunterliest. Und doch — jedesmal, wenn ich den Brief hinlege, die gleiche Enttäuschung!

Sie schreiben tausend gute, liebe Dinge — aber doch zu wenig. Ich bin glücklich, daß Sie mich in Ihr geistiges Leben hereinschauen lassen; aber ich will mehr hören, Persönlicheres, Greifbares, irgend etwas, an dem sich mein Heimweh in dieser fremden Stadt festhalten kann. Mich interessiert ja alles und jedes! Von Tilla höre ich zwar selbst durch ihre allerdings sehr eiligen Briefe mit modern seitenfressender Handschrift. Aber sonst? Was macht Baby, mein Liebling?

Wie bringen Sie Ihre Tage hin? Was tun Sie abends, zu unserer Zeit, Georg?

Werden Sie mich auslachen mit meinem kleinlichen Wunsch? Ich schäme mich oft meiner Briefe voll kleiner Erlebnisse, wenn ich die Ihren lese!

Es ging ja ähnlich, wenn wir zusammen sprachen. Sie ruhten nicht, bis Sie aus unserm jeweiligen Thema die allgemeine Wahrheit, das Objektive, herausgeholt hatten. Und ich mußte mir jeden allgemeinen Satz erst durch meine eigene kleine Lebenserfahrung bunt illustrieren, ehe ich ihn begriff!

„Dafür sind Sie ein Frauenzimmerchen!" würde der Professor in seinem behaglichen Baß sagen!

Ich kann Ihnen nicht helfen, Georg, Sie bekommen auch heute nichts anderes zu hören als sonst: einen kleinen Ausschnitt vom Leben, angeschaut mit Fräulein Agnes Weddigens Augen! Und dieses anspruchsvolle Geschöpf selbst mitten im Vordergrund!

Ich war also doch wieder in dem Sankt Georgenhaus im Tal, und nicht nur einmal. Seppl und ich sind sehr gute Freunde geworden. Sind Sie nicht eifersüchtig, Georg?

Ich bin ganz zu Hause in dem hellen, kleinen Wintergarten, wo sein Fahrstuhl mitten in der Sonne steht. Sein mageres Gesicht strahlt, wenn er seine Aga sieht. Das ‚Tante' habe ich ihm abgewöhnt; ich will für den Jungen etwas Persönlicheres sein, nicht nur die zufällige Vertreterin dieser Gattung Lebewesen, die ein Kind unter dem Sammelnamen ‚Tante' zusammenfaßt!

Was wir miteinander anfangen? Ach, vieles!

Ich erzähle Geschichten, aber nicht nur Heiligenlegenden wie die Zenz, und freue mich an den großen, wunderhungrigen Augen, mit denen Seppl zuhört. Oder ich lehre ihn ein bißchen lesen und schreiben — die

Zenz kann ja nur statt ihres Namens drei Kreuze malen — oder ich horche auch nur auf die Grübeleien, die dieser Kinderkopf sich in den langen, einsamen Stunden im Fahrstuhl ausheckt; Fragen voll tiefsinniger Einfalt, bei denen uns Großen das Antworten vergeht!

„Gelt, Aga, es gibt doch wirklich böse Menschen? Ganz böse? Die tun mir aber arg leid."

„Warum denn, Seppl?"

„Ja, sie sind doch gewiß net gern bös. Sie können nur net anders, weil der liebe Gott sie so gemacht hat. Aber ganz zuletzt, gelt, da nimmt er die auch in den Himmel?"

Er seufzt etwas.

„Wenn ich der liebe Gott wär, und ich wüßt g'wiß, daß einer bös wird, tät ich ihn gar net schöpfen."

Er hat das vom Vater, diese Herzensgüte, die wie die Sonne über Böse und Gute scheint. Den Professor habe ich rasch kennen gelernt in der kurzen Zeit.

Er schaut meistens ein paar Minuten herein, wenn ich bei Seppl bin. Unser grünes, gläsernes Haus ist dann plötzlich bis in alle Ecken voll von der kräftigen, gutmütigen Stimme; er muß die breiten Schultern und die blondrote, graudurchschossene Haarmähne ducken, damit ihm die breiten, schönen Daturafächer nicht ins Gesicht schlagen.

Ich bin für ihn ganz einfach ‚Aga' wie für den Jungen auch.

Das Thema von neulich hat er mit keinem Wort wieder berührt, meines Vaters Namen niemals genannt. Es ist, als ob das, was uns doch zusammenführte, für ihn nicht mehr existierte.

Wenn das Takt und Rücksicht ist, kann ich ihm ja nur dankbar sein. Eine besondere Anstrengung scheint es ihn allerdings nicht zu kosten!

Aber ich muß gerecht sein.

Mein Vater war sein Freund, ja. Aber Freundschaft ist nicht Blutsverwandtschaft. Paßt sie einem nicht mehr, so bricht man sie eben ab. Die Sache ist einfach!

Und das andere? Anna Dibelius?

Das ist lange her. Der Bernhard Bernhardi von dreiundzwanzig Jahren war ein anderer als der Professor Bernhardi mit bald fünfzig. Was kann sie ihm anders sein als eine blasse Erinnerung? Er hat ja eine andere an ihre Stelle setzen können!

Ich vergesse übrigens immer, daß er der berühmte Professor Bernhardi ist. Er trägt's auch nicht auf.

Neulich nahm er den Seppl auf dem Arm mit, als er mir im Atelier sein neues Bild, den Bergsee, zeigen wollte.

„Ich mag nicht theoretisieren. Wenn ich reden könnte, wär ich Bücherschreiber und nicht Maler. Was ich zu sagen habe, das mal ich eben. Da können's meine Bilder sagen."

Seppl sieht mit altklugen Augen den Bergsee an, der förmlich übergossen ist vom Licht.

„Was sagt dies Bild denn, Vater?"

Der Professor fährt mit der Hand über den kleinen glatten Jungenskopf.

„Sich freuen, daß die Welt so schön ist! Und brav und gut sein, damit sie noch ein bißl schöner wird. Verstehst?"

Ja. Seppl nickt und versteht. Die beiden sind einig.

Es gibt da ein kleines, altes, deutsches Bild in der Pinakothek, einen Christophorus. Mit starken, ruhigen Schritten geht der Riese durch das blaue, eilige Wellengekräusel, gut und geduldig, seine Bärenkräfte beugend

einem kleinen Kind. An das Bild muß ich denken, wenn Professor Bernhardi seinen lieben, kranken, blassen Jungen so sorgsam die Treppen hinunterträgt.

Lotte geht selten mit. Sie hat immer andere Wege vor mit ihren Atelierfreundinnen, oder sie will zu Hause bleiben und arbeiten. Ich sehe überhaupt wenig von ihr in dieser Zeit; etwas Unrastiges ist in dem Mädchen, das sie mir fremd macht. Es ist wohl ihre junge Kunst mit ihrem Kampf und Zweifel, die sie ganz ausfüllt, und von der ich nichts verstehe.

Gut, daß ich wenigstens jetzt den Seppl habe. Ich flüchte mich förmlich zu ihm vor Einsamkeit und Gedanken. Es ist so wundervoll, ein Menschengesicht zu wissen, das aufstrahlt, wenn man kommt, und traurig wird, wenn man geht — und wenn's auch nur so ein blasses, kleines Bubengesichtl ist!

Was sagen Sie zu dieser neuen Freude? Sind Sie auch schlechter Laune wie der Doktor, der behauptet, für ihn hätte ich nie mehr Zeit? Aber Sie haben ja nichts zu klagen — für meinen lieben Freund hab ich immer Zeit!

Ihre Agnes W.

München, 28. Februar 1901.

Lieber Georg,

also nicht einmal das habe ich gekonnt! Über egoistischen Grübeleien meine nächste einzige Pflicht hier vergessen und die Dinge laufen lassen, bis ich sie nicht mehr halten konnte!

Ich bin außer mir! Lotte, das Kind, in offener Revolution! Empört bin ich über sie, über diesen kecken Menschen, über mich selbst —

Es kam so. Als ich vor ein paar Tagen im Dunkeln heimkomme, stehn zwei Schatten in dem dämm-

rigen Hausgang. Ich denke, es ist Resi, die sich mit ihrem Schatz busselt.

Plötzlich ein halblauter Ausruf, die zwei fahren auseinander, ich sehe sie deutlich: — Lotte Gelsa!

Der Mann stand im Dunkeln. Ich erkannte ihn erst an der nachlässigen Grazie, mit der er sich verbeugte. Der Pole, Lottes van Dyk!

Pause. Dann lacht Lotte ganz leise. Und auf einmal, als ob ich nicht da wäre, wirft sie dem Menschen die Arme um den Hals: „Geh jetzt, Schatz, ich muß hinauf. Bis morgen!"

Der Pole verbeugt sich liebenswürdig gegen mich: „Ich hoffe, Sie werden nicht mißverstehen —"

Herrgott, was war da noch mißzuverstehn? Ich drehte ihm den Rücken.

Ich sagte kein Wort; auch oben in meiner Stube nicht. Lotte war mir nachgekommen. Und wie die Lampe brennt, faßt sie mich um, als ob sie mich erdrücken will.

Ich schiebe sie zurück.

„Dies ist unerhört, Charlotte. Sie müssen sofort nach Haus."

Sie läßt sich gar nicht stören, streichelt mein Haar und drückt mich in den Lehnstuhl.

„Ach, das arme, kleine Prinzeßchen! Hat das wilde Fohlen nicht hüten können, und nun das Unglück da ist, soll ich nach Haus, und Sie wollen Ihre Händchen in Unschuld waschen!"

Ich war ernstlich empört. Ich fing an, ihr eine Standrede zu halten. Sie unterbrach mich auch gar nicht. Aber sie saß mir gegenüber auf der Tischkante und sah mich groß an.

Und auf einmal brachte mich das aus dem Text. Das ganze braune Gesicht noch glühend heiß und die

Zigeuneraugen unter den schwarzen Brauenstrichen von innen herausstrahlend und dabei ein bißchen spöttisch.

Sie war mit einem Satz vom Tisch.

„Aga, Süßes, reden Sie doch nicht wie der Blinde von der Farbe! Was ist denn das für ein Verbrechen, wenn wir uns lieb haben? Waren Sie denn schon mal verliebt? Nein? Na, dann gehn Sie hin und verlieben sich erst einmal bis über die Ohren, und werden Sie Mensch! Und dann halten Sie Predigten!"

„Was soll ich denn aber mit Ihnen machen, Lotte?"

„Mit mir? Nichts. In Ruh lassen sollen Sie mich und brav sein. Und es mir nachmachen! Sie Goldiges, sehen Sie denn nicht, wie glücklich ich bin?"

„Ich muß es aber Ihrer Mutter sagen, Lotte!"

Sie kniff mich, daß ich schrie.

„Wenn Sie das tun, Aga! Sie haben nicht das Recht dazu. Ich bin mündig und will auf eigene Fasson selig werden. Für so einen Leutnant oder Assessor von Mamas Gnaden bin ich doch nichts. Dem würde ich auch unfehlbar durchbrennen. Da ist's schon besser so."

Ich stöhnte förmlich.

„Lotte, Lotte! Das hätte ich nie von Ihnen gedacht, nie!"

„So?" Sie zuckt die Schultern. „Als moderner Mensch hätten Sie das wissen müssen. Erbliche Belastung. Das ist eben der Urahn, der mir im Blut steckt."

Sie bläst plötzlich hinterrücks die Lampe aus und nestelt den heißen Kopf mit dem dicken zerzausten Haar eng an meine Schulter.

„Hören Sie auf mit Moralpauken, Prinzeß! Ich bin ja so unbändig glücklich! Ich hab ihn so lieb, lieb, lieb!"

Ich wußte nichts mehr zu sagen. Es lag wie ein Druck auf mir — Verantwortung, heimliche Angst, Aufregung!

Sie hat mir ihr Wort gegeben, ihn nicht ohne mein Wissen zu sehen. Und ich habe ihr versprochen, ihrer Mutter nichts zu sagen. Aber irgend etwas mußte doch geschehn.

In meiner Not bin ich zu Professor Bernhardi gegangen. In seinem Atelier hatte das Unheil sich angesponnen, er hatte Lotte auf den Bauernball hingehütet, wo der hübsche Pole ihr nicht von der Seite gegangen ist, wie sie mir jetzt beichtete; so mag er auch sehen, wie er es wieder zurechtbringt.

Es stieg ihm braunrot in die Stirn, und er brauste auf wie ein Hitzkopf von zwanzig.

„Die soll doch der Geier holen! Denkt die tolle Bande denn, sie kann mir auf der Nase herumtanzen? Also deshalb war das Mädel, die Gelsa, so verkehrt in der letzten Zeit! Eine Sünde und Schande! Die hat mehr im kleinen Finger stecken als die ganze andere Gesellschaft im Schädel! Der Windhund, der Pole! Recht einer, um Mädeln den Kopf zu verdrehn! Ich will ihn lehren, der Lotte Allotria in den Kopf setzen! Wart nur!“

Er kam dann mit langen Schritten zu mir und klopfte mich auf die Schulter.

„Brav, daß Sie zu mir gekommen sind, wir zwei wollen's schon deichseln. Wo ich zu grob dreinfahre, da helfen Sie mit Ihrem feinen Frauenzimmerverstand wieder zurecht, gelt? Nur kein Pharisäer sein! Sünde ist die Lieb nicht, und der Kunst tut sie not wie die Sonne dem grünen Kraut. Aber ein bißchen die Hand drüberhalten, daß das Flämmchen kein Schadenfeuer wird!“

Er blieb vor mir stehn und lachte auf einmal sein gutes, kräftiges Baßlachen.

„Was schauen Sie mich denn so an, als ob Sie dächten: ‚Gott behüte, ist das so einer?‘ Kind, wer das Leben kennt, der weiß, daß alle ehrliche Liebe ein gutes Gewächs Gottes ist, auch wenn sie wild wächst und nicht in unsern Krautbeeten! Und daß selten viel dabei herauskommt, wenn wir die Hände in anderer Leute Leben mengen. Höchstens unmerklich ein bißchen Richtung geben! Aber festhalten läßt sich nicht, was weiter will. Jeder soll seine Erfahrungen selbst machen, auch wenn sie weh tun. Das ist besser als Glashauskultur. Aber seien Sie ganz ruhig, ich werde mir den Windhund morgen doch vornehmen!“ —

Also kam der ‚Windhund‘ am übernächsten Tag ins Stübl und ließ sozusagen Schweif und Ohren hängen. Und schaute erst mich unwiderstehlich reuig an und dann Lotte mit einem Blick, unter dem es ihr rosenrot ins Gesicht schlug. Und brachte uns nachher bis an Damianis Haustür.

Es ist nämlich im Rat der Weisen beschlossen, daß er das darf. Keine heimlichen Zusammenkünfte; darauf hat der Professor sein Ehrenwort. Aber vom Atelier darf er sie nach Haus bringen, und alle Woche einmal sehen sie sich in Bernhardis Haus. Ich sitze dann bei Seppl, singe ihm vor oder erzähle, und der Professor nimmt die Elefantenrolle auch nicht schwer.

„Die Lotte kenn ich,“ sagte er, „die ist ein ehrlicher Kerl. Wenn man die Zügel zu straff anzieht, reißen sie. Aber so geht die Sache. Das Mädel kommt jetzt weiter, daß ich meine helle Freude daran hab. Wenn sie's ein Jahr so durchhalten, hab ich ihr versprochen, der Frau Mama die Sache beizubringen und ein Wort dafür einzulegen. Und ist's bis

dahin bei ihm oder ihr verflogen — gut, dann beißt sie die Zähne zusammen und hat etwas gelernt durch die Geschichte."

Ich fange an, ihn zu verstehn. Lotte ist seitdem ruhig und stetig und still-glückselig. Wie wir gestern von Bernhardi kommen, lassen die beiden mich brav in der Mitte gehn; nur unter der Haustür schiebt mich Lotte vorwärts: „Nun sei gut und geh diskret voran, Aga," bettelt sie. Wir dutzen uns nämlich, seit ich ihr Geheimnis weiß. Auf der Treppe holt sie mich dann ein und zieht meinen Arm in ihren.

„Armes Hascherl! Steht da hinter dem Zaun vom Paradies und darf nicht einmal hinüberschauen! Mach's wie ich und steig über! Weiß ich denn keinen für dich? Der Doktor? Brrr, viel zu vernünftig! Der Professor? Das wär so einer! Jung ist er ja nicht mehr, aber alt wird der auch nie. Sowas von Genie! Oder weißt du einen andern? Sag!"

Manchmal fahre ich sie an, wenn mir ihre Neckereien zu toll werden. —

Wie ich wieder durchlese, was ich Ihnen da geschrieben habe, kommen mir auf einmal Gewissensbisse. Durfte ich Ihnen das alles sagen?

Aber ich kann nicht anders, ich muß mich aussprechen. Und nicht wahr, es ist in einen Brunnen geworfen? Lottes Geheimnis ist bei Ihnen aufgehoben wie bei mir selbst? Ja, ja, ich weiß es!

Leben Sie wohl, lieber Georg!

Ihre Agnes W.

München, 7. März 1901.

Liebster, bester Freund!

Helfen Sie, raten Sie mir! Sagen Sie mir, was ich tun soll!

Es scheint, daß meine arme Seele hier nicht zur Ruhe kommen soll! Oder ist dieses die Ruhe, die auf sie wartet?

Doktor Dörrmann hat mich gefragt, ob ich seine Frau werden will. Ganz sachlich und ernsthaft war er. Er hat mir auseinander gesetzt, daß er eine Frau erhalten kann mit seinem Einkommen. Daß er nicht anspruchsvoll ist und zufrieden, wenn ich nur sein guter Kamerad sein will. Daß er weiß, er sei nicht gut genug für mich, aber daß — daß ich doch wohl gemerkt haben müßte, wie — was er für mich —

Dabei verwirrte sich ihm doch die wohlgesetzte Rede, die Brille beschlug ihm, daß er sie abnehmen mußte, und die sonst so kühlen, klugen Augen sahen mich so unpraktisch hilflos an, daß mich das rührte.

Geantwortet habe ich ihm nicht. Ich hab gestottert wie ein Schulmädel, das seine Lektion nicht weiß. Ich wolle mich besinnen . . .

Und nun?

Georg, ich besinne mich seit Stunden und Stunden!

Eins weiß ich genau: daß ich den Doktor nicht liebe.

Aber Liebe? Was ist denn das überhaupt? Mein Vater hat meine arme, junge Mutter auch einmal „geliebt".

Und wenn der Doktor mit weniger zufrieden ist, so ist das ja seine Sache. Ich schätze ihn sehr hoch, er ist mir sympathisch. Er wird ein guter Ehemann sein, weil er ein guter Sohn war.

Und mein Leben wird einen Zweck haben! Ich werde doch wenigstens einen Menschen glücklich machen! Ich bin dieser haltlosen, ziellosen Existenz müde, Georg, müde bis zum Überdruß!

Agnes Dörrmann, geborene Weddigen. Wie klingt das?

Ach — den Namen abstreifen können, an dem für

mich so viele Qual hängt! Mit dem Vergangenen auch äußerlich brechen, ein neuer Mensch sein! Vielleicht ein hausbackener Alltagsmensch — aber doch ein anderer!

Viele Stimmen in mir sagen: ja. Aber es ist, als ob eine ganz in der Tiefe immer sagte: nein, nein, nein! Ich horche. Welches ist die rechte?

Was soll ich tun? Sagen Sie es mir, Georg. Sie kennen mich. Ich will blind den Weg gehen, den Sie mir zeigen!

Ihre Agnes.

München, 11. März 1901.

Georg, lieber Freund!

Ist es denn wahr? Sie und Tilla kommen nach München? Und so bald schon, in kaum zwei Wochen?

Aus Tillas Zeilen kann ich nicht recht klug werden. Damals hat sie den Plan doch selbst zuerst gemacht, und jetzt tut sie, als ob sie eigentlich widerwillig käme. Aber vielleicht ist's auch nur augenblickliche Verstimmung. Es soll ihr hier schon gefallen!

Mein Seppl, der mit seinen Heiligen so gut steht, soll Sankt Peter bitten, daß er nur Sonnenschein herunterschickt, wenn Sie kommen, und nicht Schlackerschnee wie jetzt! München soll sein schönstes Kleid anziehen, blauer Himmel über der Ludwigsstraße vom Siegestor zur Feldherrnhalle, daß Marmorbecken und Brunnen aus ihren hölzernen Häuschen kriechen und die vielen weißen Tauben in hellen Flügen vor der Theatinerkirche kreisen!

Über meiner Freude hatte ich anfangs vergessen, Ihren Brief zu Ende zu lesen.

Aber Freund, lieber Freund, verdien ich das, wenn ich Sie nur um Rat frage?

Diesen Zorn? Ich ‚werfe mich weg'?

Sie hätten nie für möglich gehalten, daß ich so alle Vernunft und alle Ehrlichkeit gegen mich selbst über den Haufen werfen könnte? Sie verstehen mich einfach nicht —?

Ein Wassersturz siedeheißer Empörung über poor little me!

Aber seien Sie ruhig, Georg. Sie haben doch recht. Ich weiß es jetzt.

Vorhin hat Resi einen Brief auf des Doktors Zimmer getragen. Was darin steht? Es täte mir von Herzen leid, aber ich wäre außerstande, seine Wünsche zu erfüllen —

Sind Sie nun zufrieden?

Den Tag Ihrer Ankunft erfahre ich wohl noch? Ich werde die Stunden zählen!

Auf Wiedersehen! Daß ich das schreiben kann! Auf Wiedersehen!

Ihre Agnes W.

Aus Agnes Weddigens grünen Heften.

25. März.

Heute abend kommen sie.

Ich bin vorhin noch einmal in das Hotel ‚Vier Jahreszeiten' in der Maximilianstraße gegangen, um mir das Zimmer anzusehen. Ein großer eleganter Raum mit dieser kalten Unpersönlichkeit der Wirtshausstuben. Ich habe ein paar Zeilen geschrieben und auf den Tisch gelegt als Empfangsgruß. Sie kommen so spät am Abend, daß ich sie nicht mehr sehen kann. Und dann habe ich rote und weiße Anemonen gekauft und in Gläser und Schalen auf den Tisch und vor die Fenster gestellt. Es soll festlich aussehen bis in alle Ecken herein! Willkommen! Grüß Gott, wie sie hier sagen!

28. März.

Nun sind Bergs schon drei Tage hier.

Ich war am ersten Tag früh auf, wartete, überlegte, ob ich ins Hotel gehen sollte; da wurde mir Besuch gemeldet, eine Dame.

„Allein?"

Resi nickte „Ja. Und arg schön ist sie!"

Es war gut, daß ich einen Augenblick Zeit hatte, die Enttäuschung herunterzuschlucken. Wirklich Tilla allein, elegant wie immer mit weichem, dunklem Pelz und Seidengeraschel. Meine Stube war gleich voll von dem starken Veilchenduft, echt Pariser, der wie eine unsichtbare Wolke mit ihr geht. Sie war lebhafter, als sonst ihre Art ist.

„Mein Mann läßt sich dir empfehlen, er konnte sich noch nicht entschließen, aufzustehen. Er meinte auch, wenn zwei Freundinnen sich wiedersähen, wäre ein Dritter doch überflüssig, vor allem ein Herr. Wir treffen ihn nachher bei Tisch im Hotel!"

Sie setzte einen breiten Bronzerahmen vor mich auf den Tisch.

„Da habe ich dir unsern Jungen mitgebracht, Aga!"

Ich hob's auf und schrie fast. Das sollte Baby sein?

Sie haben ihn geschoren. Statt des Strahlenkranzes von hellen Härchen um die Stirn ein rundes, glattes Köpfchen, korrekt wie ein Rekrut. Ich hätte weinen können!

„Er wird jetzt so verständig, da sollte er auch etwas erwachsener aussehen. Du glaubst nicht, was für Freude mein Mann jetzt an ihm hat. Er existiert für nichts als den Jungen."

Ich sah traurig den süßen, kleinen Kahlkopf an.

„Ob er mich wohl noch kennen würde?"

„Schwerlich. Er ist so ein Allerweltscourmacher, und nachher heißt's: aus den Augen, aus dem Sinn. Das liegt in der Familie, die Bergs sind alle so. Augenblicklich ist die Scheuerfrau seine intimste Freundin." —

Also damit fing's an. Seitdem sind wir drei Tage unterwegs und in Jagd. Ich habe noch keine Stunde Ruhe gehabt.

Bisweilen möchte ich stehen bleiben und mich fragen: war das denn wert, daß du dich so darauf freutest?

Aber ich kann nicht stehen bleiben, wir müssen ins Theater, in den Kunstsalon, in den Ratskeller — irgendwohin, wo fremde Gesichter und Lärm und Unbehaglichkeit sind.

Tilla hat Lotte Gelsa aufgefordert, sich uns anzuschließen. Wir sind eine laute, lustige, elegante Gesellschaft. Die Männer sehen uns nach, wenn wir in die Tür des Cafés kommen, voran Tilla mit ihrer Herzoginmiene.

Und Georg?

Ich hatte tausend Dinge ihm zu sagen, zu fragen, zu erzählen? Was waren denn die Briefe gewesen? Ein totes Surrogat für warmes, lebendiges Leben! Das sollte nun wiederkommen! Solche Stunden, wie wir sie diesen Winter hatten, sollten wiederkommen!

Es ist alles ganz anders, als ich dachte.

Ich habe Georg noch keinen Augenblick recht gesprochen. Wir sind zusammen, ja. Wir sehen uns, wir reden miteinander, banale Alltäglichkeiten, liebenswürdige Oberfläche, Scherze, bei denen ich mir die Tränen verbeißen muß.

Ich kann in dieser Stimmung Tillas Freund-

schaftstyrannei kaum ertragen. Ich bin zerstreut, gebe ihr ungeduldige Antworten, überhöre ihre Fragen. Aber sie nimmt meinen Arm, wenn wir ausgehen, und plaudert in bester Laune darauf los. Georg geht mit Lotte Gelsa voran, ich höre die Stimmen der beiden ...

Ob er so darunter leidet wie ich? Nein. Das ist das Bitterste. Er scheint es gar nicht zu merken.

Ich sehe ihn bisweilen an und frage mich, ob er noch der gleiche ist; mein Freund, der Mensch, zu dem ich vor allen andern Vertrauen hatte?

Dieser elegante Mann, der für mich nichts hat als die korrekteste Höflichkeit, ist mir ein Fremder!

Manchmal, wenn wir irgendetwas verabredet haben, bleibt er einfach unter einem Vorwand zurück. Gestern habe ich ihn den halben Tag nicht erblickt

Und ich sehe diese Tage, auf die ich mich gefreut habe wie ein Kind auf Weihnachten, mir unter den Fingern zerfließen. Und keiner, keiner bringt mir, wonach ich hungere!

29. März.

Heute waren wir bei Bernheimer. Tilla konnte kein Ende finden in den glänzenden, mit Möbeln und Kostbarkeiten vollgestopften Zimmerfluchten und Gängen, verhandelte hier über ein Tischchen, da über eine Bronze oder eine Bouleuhr. Es stand da ein Haufen klotziger Prunksessel mit goldenen Löwenköpfen. Vor denen blieb sie stehen: „Wer in aller Welt kauft denn solche Dinger?"

Der Verkäufer warf sich in die Brust.

„Es muß doch ein Geschäft geben, wo die Majestäten kaufen."

Sie sah den hochmütigen jungen Mann noch etwas hochmütiger an.

„Die Majestäten haben nicht viel Geschmack, wenn sie das kaufen."

Ich versuchte ein paar Mal, zurückzubleiben, um mit Georg ins Gespräch zu kommen. Aber er war ganz vertieft in Barock und Empire, die ihn doch meines Wissens früher nie interessierten.

Als wir hinausgingen, kam ein Herr vorbei, der mich grüßte. Der Doktor. Ich hatte ihn seit meinem Brief noch nicht gesehen, er hat sich an Damianis Mittagstisch nicht blicken lassen.

Tilla sah mich plötzlich scharf an.

„Aga, was hast du? Warum wirst du rot? Wer war der Herr eben?"

Ich haßte sie beinah in dem Augenblick.

„Eine zufällige Pensionsbekanntschaft."

Sie lachte leicht auf.

„Kindchen, verstell dich nicht. Sei ruhig, die Sache macht mir ja nur Spaß. Und wir sind diskret, nicht wahr, Georg?"

Sie ging an ihres Mannes Arm. Ich versuchte, sein Gesicht zu sehen, aber er hatte es zur Seite gewandt. Er antwortete auch nicht.

„Bitte, laß dergleichen taktlose Neckereien, Tilla!" sagte ich kurz und deutlich.

30. März.

Sollte das wirklich der Grund sein? Der Doktor?

Es steht irgend etwas zwischen uns, das sehe ich ja klar. Wenn er gewollt hätte, wir hätten uns längst gesprochen und wären wieder im alten, lieben Gleis unserer Freundschaft. Und wenn er nicht will, so hat er seine Gründe.

Die muß ich erfahren. Ich muß ihn fragen. Ich halte es nicht länger aus.

Sieht er denn nicht, wie er mich quält?

31. März.

Wir fahren morgen für ein paar Tage in die Berge. Es ist warm wie im Juni, ein reingefegter Himmel. Lotte fährt mit, Bernhardi schickte sie fast zwangsweise von Staffelei und Reißbrett weg, weil sie zu sehr mit Dampf arbeitet.

Bisweilen packt mich der Trotz. Wenn ihm so wenig an mir liegt, wozu soll ich denn mitgehen? Er wird ohne mich fertig. Als Staffage oder Bärenführer bin ich mir zu gut.

Ich bleibe hier! Ich lasse mich nicht so behandeln!

Aber ich kann ihn doch nicht verloren geben, wenn vielleicht ein Wort der Aufklärung alles wieder gut machen könnte! Ich kann nicht!

Partenkirchen, 1. April.

Es ist wieder Sonnenschein!

Er ist nicht böse auf mich! Es ist alles wieder klar zwischen uns! Ich hab meinen Freund wieder!

Bei dem unruhig flackernden, kümmerlichen Kerzenstumpf kritzle ich dies noch mit Bleistift hin, in der kahlen Gaststube beim Rainzenfranz. Es war Lottes Idee, daß wir so ländlich stilvoll wie möglich wohnen sollten.

Ich wollte ja eigentlich nicht mitgehn, aber ich tat es schließlich doch. Ich war wie unter einem Druck. Ich lief durch Sonne und warmen Wind, als ob ich blind und taub wäre.

Wir waren nach Schloß Berg gegangen, von Starnberg aus um den See herum. Die andern lachend und guter Laune. Georg hatte mich ein paar Mal angeredet, gezwungen höflich wie jetzt immer, daß es in mir siedete.

Wie es eigentlich kam, weiß ich nicht, aber im

Schloßgarten von Berg waren wir plötzlich ein Stück hinter den andern zurückgeblieben, er und ich. Georg fing an, lange Schritte zu machen.

„Wir müssen zusammenbleiben, meine Frau verirrt sich sonst noch," sagte er mit kurzem Lachen. Es war, als ob es ihn drückte, mit mir allein zu gehen.

Da blieb ich stehen. „Georg!"

Er konnte nicht anders, als sich umsehen. Und dann stand er auch still.

„Was ist Ihnen, Agnes?"

„Was mir ist?" Ich stampfte mit dem Fuß auf vor plötzlichem Zorn; „es ist nicht recht von Ihnen, Georg, daß Sie so gegen mich sind! Ich will wissen, was Sie gegen mich haben! Hören Sie? Ich will!"

„Gegen Sie? Ich gegen Sie?"

„Ja. Meinen Sie, ich wäre blind, daß ich das nicht merkte? Sie machen es mir, weiß Gott, deutlich genug! Wenn ich Ihnen etwas getan habe, sagen Sie es mir offen, aber nicht dies —"

„Verzeihen Sie mir, Agnes!"

Seine Stimme war sonderbar leise und ohne Ton. „Wenn ich nicht bin wie sonst, so hat das — andere Gründe. Sie habe ich nicht kränken wollen, Agnes, Sie vor allem nicht! Was soll ich denn gegen Sie haben? Ich wäre ja wohl toll! Ihnen hab ich doch nur zu danken . . ."

„Also gewiß nichts gegen mich?"

„Auf mein Wort."

Ich sah ihn an. Den ganzen Weg trug er schon den Hut in der Hand. Mir fiel jetzt in der grellen Sonne plötzlich auf, daß sein Gesicht blaß war und wie zerarbeitet von Sorgen und Gedanken.

Eine heiße Angst um ihn schoß mir durch den Kopf. Ihn mußte irgend etwas drücken. Andere Gründe?

„Was fehlt Ihnen, Georg? Können Sie es mir nicht sagen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, Agnes, Sie würden es nicht verstehen. Gott sei Dank nicht!"

„Also doch noch kein Vertrauen?"

„Wollen Sie mich quälen, Agnes? Wenn ich es einem Menschen sagte, wären Sie der erste. Aber ich kann nicht!"

Alles Schlag au, Schlag, in kurzen, hastigen Sätzen. Und nun auf einmal Tillas Stimme in kurzer Entfernung.

Er streckte mir die Hand hin.

„Also gut Freund wie früher!"

Ich nickte, wir sahen uns an, eine Sekunde nur ...

Die Sonne hatte schon den ganzen Tag geschienen, aber mir war's, als ob sie in der Sekunde erst aufging. Ich hatte ihn wieder, in dem einen Blick wußte ich's! Meinen Freund, meinen Kameraden, den alten, lieben von diesem Winter!

Hinter den Tannen kam Tilla mit Lotte, hochrot und etwas geärgert.

„Wo bleibt ihr denn? Wir haben euch gesucht! Komm, Schatz, ich bin müde."

Sie hängte sich an ihres Mannes Arm. Lotte und ich gingen voran.

Ich war auf einmal nicht mehr blind und taub.

Ich sah, daß die Buchen dicke, braune Knospen hatten, blank in der Sonne. Daß der Boden unter den Büschen blau und blaßgelb war von Hepatikasternchen und Himmelsschlüsseln. Dazwischen Seidelbast mit den zarten, blaßrötlichen Blüten an nackten, sperrigen Zweigen und dem betäubend süßen Duft, der die ganze Luft erfüllte.

Dicht am See standen wir dann unterhalb der weißen Gedächtniskapelle. Vor unsern Füßen der flache Kiesstrand, hell, bläulich-grün unter den Wassern, die längst die Spuren des Kampfes weggespült haben, den königlicher Wahnsinn hier um das Recht des Sterbens gekämpft hat.

Weiterhin die Seefläche, in tausend Tönen vom tiefsten Stahlblau und dem Grün schillernder Pfauenfedern bis zu dem weißen, fließenden Silber der Ferne, über dem still und blendend mit blauen Schneeschatten die Berge standen, mit nadelscharfen Zinken und doch zart wie Wolken.

Ich mußte atmen aus der Tiefe heraus. So viel Schönheit! So viel Freude! Die Arme hätte ich ausbreiten mögen!

„Wie kann man sterben wollen, wo es so schön ist!"

Lotte träumte auf das Wasser hin.

„Er hat gewußt, was er tat. Er hat in Schönheit sterben wollen, weil er nicht in Schönheit leben konnte."

„Er war eben krank," sagte Georg langsam und ernst über Tilla weg zu uns herüber, „für einen gesunden Menschen ist tapfer leben höher als in Schönheit sterben."

Die paar einzelnen Reden fielen wie Tropfen in die sonnige Stille herein. Keiner sagte weiter etwas.

Auch nachher kaum, als wir in das flüssige Silber hineinruderten, nach Tutzing hinüber. Bei jedem Ruderschlag ein kleiner Spritzer silberner Wasserfünkchen. An den seichten Stellen neben der Bootwand zarte, fiederige Wasserpflanzen, die in metallisch blaugrünem Licht sich wie atmend bewegten.

Ich legte den Hut auf den Schoß und ließ die Sonne über Haar und Gesicht und Hände an mir

herunterfließen. Als ich einmal aufsah, lagen Georgs Augen auf mir.

Alles wie ein Wunder oder ein Traum. Wir waren still, bis unser Boot mittags bei Tutzing auf den Kies scharrte.

Am Nachmittag fuhren wir hierher in die Berge. Heute abend haben wir zwischen ein paar winterlichen Hochtouristen und Partenkirchner Honoratioren im Tabaksqualm der Wirtsstube gesessen.

Müde bin ich. Und bis in die Seele hinein froh!

Warum denn eigentlich? Kein vernünftiges Wort haben wir miteinander geredet, auch heute nicht.

Aber ich hab meinen Freund doch wieder! Ich glaube wieder an unsere Freundschaft, an alles Gute und Schöne auf der Welt!

Partenkirchen, 2. April.

Mitten durch die Partnachklamm geht der Weg auf halber Höhe. Unten das milchige Wassergeschäume, dröhnend, schreiend, kochend, daß man sein eigen Wort nicht hört. Und oben zu Häupten, senkrecht und kirchturmhoch, die Wand der Klamm.

Wir sind früh weggegangen mit Rucksack und Bergstöcken. Das feine Gras am Wiesenweg ist weiß bereift. Unten an der Partnach, wo die Sägemühle steht, arbeiten Holzknechte an prachtvollen, mastengeraden Tannenstämmen. Sie rufen uns etwas zu, das wir nicht verstehen, halten ein mit der Arbeit und schauen uns nach.

Kellerkalte Luft in der Klamm, und kein Strahl Sonne durch den schmalen Felsenritz da oben. Statt dessen ein weißes, eisiges Licht von den hohen Schneewänden.

Zuerst gangbarer Weg, aufgeweichte zähe Erde

über Felsgrund. Glatte halbgetaute Eisstrecken dazwischen, dann harter körniger Schnee. Das Gehen wird mühsam, weil man gleitet und Halt suchen muß.

Die Oberwelt, Sonne, warme Luft, ist irgendwo weit weg. Oben vom Rand der Klamm hängt es in weißen, schweren Massen, rissig und zackig, grüngläserne Eisgeschiebe dazwischen. Weiße, flatterige Wasserbänder schießen, rinnen und wehen über den schmalen Weg in die Tiefe. Bisweilen kommen ein paar Steine mit, die sich über uns loslösen. Sie sehen im fliegenden Fall aus wie Sandkörner und Kiesel, aber an dem gischtenden Aufspritzen des Wassers unten sieht man, daß es schwere Blöcke sein müssen.

Ich voran, hinter mir Georg, dann Tilla und Lotte. Wir haben zu Anfang nicht bedacht, daß es besser wäre, wenn Georg als Erster in der Reihe ginge.

Ich sehe mich um. Tilla bleibt stehn und sagt etwas. Ich höre kein Wort, aber ich sehe an ihrem Gesicht, daß sie nicht weiter mag.

Ich lache laut in das Wassergebrüll hinein und höre mich selbst nicht. Ich will nicht umkehren. Das Abenteuer, die prachtvolle Gefahr ziehen mich wie mit Stricken. Dieses köstliche Kraftbewußtsein! Weiter, weiter!

Noch ein halb hundert Schritt. Ich kann nicht mehr aufsehen, weil jeder Schritt Arbeit ist.

Plötzlich ein dumpfer Krach hinter mir, ein Bersten und Rollen. Ich fahre herum.

Wo ich vor zwei Sekunden ging, senkrechte Tiefe. Zwei, drei Meter Weg einfach verschwunden. Über den Abgrund weg sehe ich gerade in Georgs Gesicht. Es ist sonderbar weiß. Er starrt mich an, schreit mir etwas zu. Ich schüttle den Kopf, ich höre nichts als die schreienden Wasser, unten, oben, neben mir.

Eine hilflose Minute schwindelnden, besinnungslosen Schreckens. Ich beuge mich vor. Drei Schritte vor mir, an der Felsecke, ist der Weg auch zu Ende. Blaugrüne, zerklüftete Eismassen, steil vom oberen Rand der Klamm bis in die Partnach hinunter.

Da, wo der Boden weggerissen ist, sehe ich die Bruchstelle. Nichts als überhängende Eiskruste der ganze Weg. Den Tod unter den Füßen sind wir gegangen.

Der Schnee, auf dem ich stehe, hat auch schon eine breite Spalte. Wenn die weiterreißt! Wenn!

Jenseit der Lücke sehe ich die andern drei, aufgeregt, mir Zeichen machend. Georg kommt dicht an den Rand, winkt und ruft. Ich begreife, daß er zurück will, Hilfe holen. Ich soll warten, mich nicht rühren.

Ich nicke mechanisch zu ihm hinüber und lehne mich an die Schneewand neben mir. Wie im Traum sehe ich die drei umkehren, gehen. Lotte sieht sich noch einmal um und nickt. Sie hat ganz weiße Lippen. Oder macht das das wunderliche Schneelicht?

Ganz allein bin ich dann.

Eine sonderbare eiskalte Beklommenheit legt sich über mich. Es ist, als ob ein eiserner Ring fest um meine Stirn liegt. In den Ohren immer nur das Getöse des Wassers, endlos.

Ich starre wie hypnotisiert auf die Spalte unter meinen Füßen. Wird sie nicht breiter?

Ist dies denn das Ende? fährt es mir durch den Kopf. Sterben?

In meinen Schläfen klopft es auf einmal. Ich denke sprunghafte Gedanken. Ich sehe Gesichter, halb schattenhaft. Seppl. Bernhardi. Meinen Vater.

Sterben. Sterben, wie mein Vater gestorben ist. Ausgelöscht sein. Nichts mehr sein.

Du hast es dir doch oft gewünscht, sagt eine Stimme. Keine Not mehr, keine Unruhe, nichts. Nur Stille.

Nein, nein, nein, schreit es plötzlich in mir auf. Herrgott, nicht sterben! Jetzt nicht! Ich kann nicht! Ich habe ja noch nicht gelebt!

Es schüttelt mich förmlich. Eine heiße, feige, würdelose Lebensgier, wie ein Tier sie hat, hinter dem die Hunde sind.

Ich klemme die Hände zusammen.

Was ist denn das bißchen Not, das einem so gewaltig vorkommt? Nichts, gar nichts! Kein Wort wert!

Nur atmen, die Sonne sehen! Nur leben, leben!

Ich weiß nicht, wie lange ich so gestanden habe. Ich schrie auf, als ich etwas Dunkles den Weg herkommen sah. Menschen, Männer mit Holzäxten und Stricken — voran Georg.

In einem sonderbar traumhaften Zustand sehe ich alles. Wie sie stehen bleiben, sich kurze Worte zuschreien, beraten. Einer der Holzknechte spuckt in die Hände, nimmt sein Beil und fängt an, in das Eis zu hauen, daß es splittert. Ich verstehe: einen schmalen Weg längs der Kante des Absturzes wollen sie machen.

Lieber Himmel, wie langsam! Ich bin wie im Fieber. Ist die Spalte nicht schon breiter?

Ich kann es nicht mehr ertragen, ich mache die Augen fest zu. Eine eisige Starrheit kriecht mir langsam den Rücken herunter.

Ich fahre erst auf, als jemand mich am Arm faßt. Georg.

Wir verstehn uns stumm. Ich versuche, einen Schritt vorwärts zu machen, aber meine Füße sind ganz ohne Kraft. Da bückt er sich und hebt mich auf.

Sein Gesicht verschwimmt mir, ich kann nicht atmen. Ich fühle sein stoßendes Keuchen bei jedem Schritt. Einmal gleitet er und findet doch wieder Halt.

Noch ein paar endlose Angstsekunden, dann ließ er mich auf die Füße. Die Männer drängten sich an die Schneewand und rückten die Hüte, wie sie uns vorbeiließen.

Georg führte mich. Wir haben kein Wort gesprochen den ganzen Weg. Ein Dank wäre banal gewesen, verletzend. Es gibt Dinge, für die sich nicht danken läßt.

Aber wie eine tiefe, stumme Andacht ist das Bewußtsein in mir, daß er sein Leben für mich eingesetzt hat!

Daß ich's ihm danke, dies Wunder aller Wunder! Das liebe Leben, mein Leben!

Partenkirchen, 3. April.

Leichtsinniges Menschenvolk! Gestern haben sie mich ins Bett gepackt und mir Glühwein gebraut. Heute wollten wir zurück nach München.

Aber die Sonne scheint wie im Sommer, die Berge stehen klar und weiß gegen den blauen Himmel, und die Rainzenfranzwirtin erklärt: „So treffe Sie's net wieder, Sie müsse noch zum Eibsee auf und zum Badersee. Der Weg is net weit, und's Fräule schaut auch heut wieder aus wie's Leben selber!"

Also — wir gehen! Ich stehe jetzt erst auf, um Mittag. Nach Tisch geht's los. Ich habe Georg heute noch nicht gesehen. Nur diese Nacht: ich fiel im Traum tief, immer tiefer in die eiskalte Klamm. Und mitten in der schwindelnden Angst sah ich sein Gesicht und fühlte, wie er mich aufhob und hielt.

Und alles war gut! Und ich lebte!

3. April, abends.

Liebster! Liebster! Nicht mehr Freund, Kamerad — tausendmal mehr!

Ich kann nicht schlafen, ich muß mit dir reden, diese ganze Nacht — dir sagen, daß ich dich lieb habe, daß ich selig bin, daß ich nichts denke als dich!

Kann es denn wahr sein, was ich erlebt habe? Was wir erlebt haben?

Es ist ein Wunder geschehen! Die ganze Welt ist neu geworden! Heute erst geschaffen!

Liebster, wie ist es denn möglich, daß wir so blind waren, daß wir nicht wußten, diese ganzen langen, öden Monate schon, was doch kommen mußte?

Ich hab dich ja lieb, seit ich dich kenne! Ich hab dich lieb, seit ich denken kann! Was vor dir war, ist ausgelöscht. Ich lebe erst seit heute!

Dir, dir, dir gehört dieses Leben, das du gestern gerettet hast, Liebster! Nun weiß ich, warum ich leben wollte und mußte, nichts als leben!

Gestern Tod und Eis und weißer Schnee! Und heute alles nur Leben, Sonne, rote, blühende Heide!

Wenn ich die Augen zumache, sehe ich nichts als diese rosenrote, blühende Bergheide, tausendmal tausend Glocken!

O dieses goldgesegnete Stück Tannenwald um den Badersee, wo die Wege im kniehohen Moos so schmal und so viele sind, daß man irre gehen muß! Wo die Felsblöcke den Ausblick versperren und den Stimmenschall fangen, daß man ruft und sucht und ruft und niemals findet!

Ich vergeß das nie. Die Tannen mit den langen grauen Bärten, und oben die abendrote Luft, und die rote Heide unten. Wir standen und horchten auf die paar warmen, sausenden Föhnstöße in den Tannen und sahen uns an.

Ich hab deine Augen auch da noch nicht verstanden, Liebster. Und meine eigene Seele auch nicht. Ich dachte nur laut: „Ich wollte, wir fänden die andern nicht. Wir sind Brüderchen und Schwesterchen, im Wald verirrt."

Du rührtest dich nicht.

„Brüderchen und Schwesterchen?" fragtest du nur.

Dein Ton war so sonderbar.

Er ärgerte mich, ich weiß nicht, warum.

„Mögen Sie keine Märchen?" fragte ich etwas scharf. Du lachtest kurz.

„Vielleicht bin ich für diese Rolle nicht geeignet."

„Georg! Soll das Scherz sein oder Ernst?"

Du kehrtest dich schroff weg und knicktest heftig den Zweig in Stücke, den du in der Hand hieltest.

„Kommen Sie, Agnes. Wir können uns jetzt nicht mit kindischen Wortklaubereien abgeben. Ich bin nicht in der Stimmung dazu. Und es wird spät, die andern ängstigen sich."

Hatt ich das verdient, Georg? Den harten Ton?

Mich würgten auf einmal die Tränen in der Kehle. Ich blieb stehen: „Wenn Sie heute wieder so sein wollen, warum haben Sie mich dann gestern nicht in der Partnach gelassen? Das wäre mir tausendmal lieber —"

Was ich in meiner Not sonst noch gesagt habe, weiß ich nicht. In der nächsten Sekunde: „Herrgott, ich kann nicht mehr! Ich kann nicht! Agnes! Du weißt ja nicht, was du tust! Liebling! Liebste!"

Deine Arme um mich, deine Lippen auf meinen, deine Seele bei meiner, ganz nahe, eins!

Liebster! Geliebter! Ich küsse meine Hände, die du geküßt hast!

Hast du auch den Buchfinken gehört, der da über uns in der Tanne einmal schlug? Mit geschlossenen

Augen hört ich ihn, mitten in unsere stumme Seligkeit hinein. Es war, als ob die eine Stimme bekommen hätte und in die Sonne jubelte.

Ich hör ihn noch!

Lachst du mich aus, daß ich dir alles erzähle, was du schon weißt? Aber kann man denn etwas so Süßes, Heiliges zu oft hören? Tausendmal kann ich mir's vorsagen!

Was wir nachher für liebes, sinnloses Zeug gesprochen haben, weiß ich nicht mehr. Nur noch eins oder das andere —

Also das war's, was dich drückte? Gewehrt hast du dich gegen mich diese ganzen Monate? Darum die unpersönlichen Briefe! Ach Gott, warum sich wehren gegen das Schicksal — gegen das Stärkste, Beste, Tiefste in unserer eigenen Seele?

Wie ich den Doktor segne! Weil dir's durch ihn erst klar geworden ist, daß du zu mir mußtest, daß wir zusammengehörten!

„Erwürgen hätt ich ihn können! So ein hergelaufener impertinenter Mensch darf es wagen, die Hände nach dir auszustrecken. Und ich, ich durfte dich nicht für mich nehmen und festhalten!"

Liebster! Meiner! Wie ich dich lieb habe, wenn du mir solche Dinge sagst! Mich so ansiehst mit deinen lieben Augen! Ich sehe sie vor mir, jetzt, in der Nacht!

Aus dem offenen Fenster sehe ich in die Dunkelheit und horche auf den Föhn, der jetzt stark und warm um das Dach geht. Vom Kirchturm im Ort schlägt es zwei. Ich kann nicht schlafen.

Wer jetzt dichten könnte, irgend ein großes Hohelied der Liebe! Ich sage deinen Namen laut vor mich hin. Der ist mir ein Hohelied!

Die Bergwand zackt sich schwarz und riesig in

den Nachthimmel und die Sterne herein. Irgendwo nah höre ich ein Brunnenrohr gehen, unaufhörlich.

„Nacht ist es, Nacht. Nun reden lauter alle springenden Brunnen. Auch meine Seele ist ein springender Brunnen. Nacht ist es. Nun werden lauter die Lieder der Liebenden. Auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden —"

Was eigentlich nachher war? Ich weiß nicht mehr. Scheltende Stimmen, Vorwürfe, Tillas verstimmtes Gesicht, ein schweigsamer Rückweg. Ach, was geht's mich an?

Ich sah nur die paar Zweige Bergheide an deinem Hut, die ich dir daran gesteckt hatte!

Liebster, ich weiß, es ist kindisch: aber ich will dir diesen Brief morgen heimlich geben. Du sollst wissen, daß ich an dich gedacht habe diese ganze lange, süßeste Nacht meines Lebens! Daß ich gewartet habe, brennend gewartet auf den Morgen und dein liebes Gesicht! Daß ich nur lebe, wenn ich bei dir bin!

Du, du, du! Mein Liebster! Mein alles! Dem ich mehr danke als mein Leben!

Ich hab dich lieb! Meine ganze Seele ist in deinen Händen!

Partenkirchen, 4. April.

In einer halben Stunde wollen wir abfahren. Tilla hat es mir durch Lotte sagen lassen, die früh an mein Bett kam. Als die erste lavendelfarbene Dämmerung über den Himmel ging und die Sterne blaß machte, hatte ich mich hingelegt, mit wachen Augen geträumt und auf das aufwachende Leben im Haus gehorcht — hier ein Schritt, da ein gedämpftes Kuhbrüllen, die verschlafene Stimme der Magd und ihre gleichmäßigen Besenstriche auf dem Steinflur.

Lotte blieb nach ihrer Bestellung noch auf meinem Bettrand sitzen und sah sonderbar gedrückt vor sich hin.

„Agnes," sagte sie zögernd, „was hast du eigentlich mit Frau von Berg gehabt? Sie spricht in so gereiztem Ton von dir."

„Ich mit Tilla?"

Wunderlich, es war, als ob mir Tillas Existenz in dem Augenblick erst einfiel. Mit einem leisen Mitleid kam der Gedanke.

Laut sagte ich davon nichts, ich schüttelte nur den Kopf.

„Wir haben nichts gehabt."

Lotte war einen Augenblick still. Und auf einmal beugte sie sich herunter und küßte mich.

„Arme Aga! Du tust mir so leid!"

Ich sah sie an. Und sah in ihrem Gesicht, daß sie alles wußte. Ich nahm ihre Hand.

„Leid, Lotte? Warum denn? Ich bin ja so glücklich! Ebenso wie du! Ich verstehe dich jetzt!"

Sie schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Wie kannst du denn glücklich sein? Er ist doch nicht frei. Ach Gott, Aga, und gerade dir hätte ich alles Beste und Schönste auf der Welt gegönnt!"

Er ist nicht frei.

Wie fremd und sonderbar die Worte klangen!

Habe ich selbst denn noch gar nicht daran gedacht? Den ganzen Tag gestern nicht und die Nacht? Vor lauter unvernünftiger Glückseligkeit vergessen, woran ich zuerst hätte denken sollen?

Eine erstickende Angst packte mich auf einmal.

Etwas Fremdes zwischen ihm und mir! Eine andere, die ein Recht auf ihn hat! Ein besseres Recht in den Augen der Menschen!

Wirklich ein besseres? Nein, tausendmal nein!

Was ist sie ihm denn? Was für Teil hat sie an ihm, an seiner Seele?

Mein Recht steht höher. Nicht nur in meinen Augen, auch in seinen. Weil wir uns lieb haben!

Wie eine große heiße Welle von Glück geht es wieder über mich hin. Weil wir uns lieb haben! Das ist ja alles, alles! Das andere sind kleinliche Außendinge!

Ich habe Lotte wohl nicht sehr sanft geantwortet.

„Laß mich doch glücklich sein. Das andere wird schon werden. Was geht dich das an?"

Sie war gar nicht beleidigt. Ich bereute meine Heftigkeit sofort. Zugleich fiel mir etwas ein. Neben mir auf dem Tisch lag ja der Brief, den ich diese Nacht mit Bleistift hingekritzelt habe.

„Tu mir die Liebe, Lotte! Du siehst ihn eher als ich, und du kannst es auch unauffälliger. Gib ihm dies!"

Sie zog auf einmal die Hand zurück, als ob sie etwas Giftiges anfassen sollte.

„Verzeih, Agnes! Ich kann nicht."

„Warum nicht?

Sie war brennend rot im Gesicht.

„Weil es nicht recht ist."

„Nicht recht?" Ich mußte lachen, aber in hellem Zorn. „Bitte, kehre erst vor deiner eigenen Tür! Hast du denn gefragt, ob es recht war, was du tatest?"

„Ich will mich nicht weiß waschen. Aber ich — ich nehme doch — keinem andern etwas."

„Weißt du denn, ob ich ihr etwas nehme? Ob ihr daran liegt?"

Meine Geduld war plötzlich zu Ende.

„Es nützt ja nichts, sich zu streiten, du verstehst mich nicht. Laß mich jetzt allein." —

Nachher habe ich an meiner Tür gehorcht, bis ich seinen Schritt hörte. Auf dem dunklen Gang hab ich ihm den Brief gegeben.

Er nahm ihn nicht gleich, blieb wie erschreckt stehen, als er mich sah. Blaß und übernächtigt war sein Gesicht.

Liebster! Armer!

Ich weiß, du hast auch wach gelegen und gedacht! An mich gedacht, vielleicht auch an die Zukunft!

Sorg dich doch nicht, ich glaube ja an dich! Wir gehören zusammen und müssen zusammenkommen. Und wenn ein Wunder geschehen sollte!

Mit den Augen hab ich ihm das gesagt, die Sekunde, während er meine Hände in den seinen hielt und hastig drückte. Sprechen konnten wir nicht, Tillas Schritt war hinter der Tür. Er ließ rasch meine Hand los und ging an mir vorbei zur Treppe.

Mir lief es heiß übers Gesicht. Diese häßliche Heimlichkeit! Gestern war mir das gar nicht zum Bewußtsein gekommen.

Es liegt seitdem wie ein Druck auf mir, eine heimliche Unruhe. Warum bin ich nicht wie gestern?

Nein, ich will mich nicht ducken lassen! Ich will den Kopf hoch halten, glücklich sein, trotz allem! Ich bin es ihm schuldig!

Eigentlich ist es ja ganz natürlich so. Daß das alles nicht so leicht sein würde, hätte ich mir gleich klarmachen können. Aber wer denkt an solche Dinge in diesen ersten goldenen Stunden?

Ich habe den Mut, um mein Glück zu kämpfen. Und Georg wird schon einen Weg finden.

Nicht weiter denken! Nicht dem Schmetterling Glück den Staub von den Flügeln wischen!

Ob mein Liebster jetzt liest, was ich ihm schrieb?

München, 5. April.

Ich warte auf Georg, seit Stunden schon. Bei jedem Schritt auf der Treppe und jedem Schrillen der Türglocke fahre ich zusammen und horche. Mein Kopf brennt, als ob ich Fieber hätte.

Ich muß ihm sagen, was ich um ihn ausgestanden habe! Ich kann's nicht allein tragen!

Es wird mir heiß und kalt, wenn ich daran denke, vor Zorn, Scham, Ekel. Wie ein physischer Schmerz war mir die Szene, jedes Wort ein Schlag ins Gesicht. Vor mir auf dem Boden der zertretene Ring, ein paar dünne, goldene Stücke.

Ich habe Tilla nie so gekannt. Daß sie etwas ahnte, wurde mir schon vor dem frostigen Abschied, auf der kurzen Fahrt von Partenkirchen hierher, klar. Ich wollte mich nicht verraten, spielte förmlich Theater, sprach und lachte. Aber ich bekam nur von Lotte Antwort. Tilla sah über mich weg, als ob ich Luft wäre. Georg starrte aus dem Fenster, seine böseste Falte zwischen den Brauen, und zerbiß seine Unterlippe.

Ich war noch nicht lange hier, als sie kam. Sie hatte sich gar nicht melden lassen. Bei dem kurzen Klopfen fuhr ich herum.

Sie blieb an der Tür stehen.

„Ich komme, um mich zu verabschieden. Wir reisen heute abend; du weißt wohl warum."

Ich sah ihr Gesicht an und wußte sofort, daß etwas kommen mußte. Sie war fast abstoßend so, die Nasenflügel gebläht, ein förmlicher Wellenschlag von Farbe vom Kinn bis zur Stirn.

Als ich nichts sagte, kam sie einen Schritt näher.

„Ich hatte eigentlich eine Auseinandersetzung vermeiden wollen, aber ich kann es nicht hinunterschlucken. Du sollst mit klaren Worten wissen, was ich von dir denke!"

Ich nahm mich zusammen. Ruhig Blut! Um Georgs willen!

„Bitte, sag, was du zu sagen hast. Was willst du?"

Sie lachte scharf.

„Als ob du das nicht ebensogut wüßtest wie ich! Denkst du denn, ich bin ein Kind, daß ich nicht sehe, wie es zwischen dir und meinem Mann steht? Glaubst du, das würde ich mir so ruhig gefallen lassen? Ich hätte längst dazwischenfahren sollen, ja. Ich habe es nur nicht glauben wollen, meinen eigenen Augen nicht, daß du so schlecht sein könntest!"

Mir wurde der Kopf heiß.

„Besinn dich, was du sagst, Tilla. Ich bin mir keiner Schuld bewußt!"

Sie sah mich feindselig an.

„Nein? Dann will ich sie dir klar machen. Warum habe ich dich denn damals in mein Haus geholt? Hatte ich irgend etwas davon? Du tatest mir leid, weiter nichts! Und der Dank? Hinter meinem Rücken ein schamloses Anbändeln mit meinem Mann —"

„Tilla! Hör auf! Sofort!"

„Ja, war es denn etwas anderes? In der Stadt klatschten sie ja schon darüber, meine Häuslichkeit war der Skandal im Regiment!"

„Wenn sie das war, dann hatte das andere Gründe! Was war denn das für eine Häuslichkeit? Was fand Georg denn, wenn er nach Haus kam? Schlechte Laune, Gezänk, oberflächlichen Klatsch! Wundert es dich, daß er da anderswo suchte, was er brauchte? Ich habe mich nicht zwischen euch drängen wollen! Aber es konnte ja gar nicht anders kommen! Es ist deine eigene Schuld!"

Sie hob hochmütig das Kinn.

„Was geht es dich an, wie ich mit meinem Mann stehe? Das ist meine Sache. Er ist eben mein Mann. Ich lasse mir nicht stehlen, was mir gehört!"

„Was dir gehört? Das hast du längst verloren! Ich weiß, daß Georg mich lieb hat!"

Wieder das harte Lachen. Ihre Augen waren nichts als Haß.

„Ich kenne meinen Mann. Er weiß, was er mir und seinem Sohn schuldig ist. Es kümmert mich nicht weiter, mit wem er sich nebenher amüsiert. Wenn sich ein Mädchen dazu hergibt —"

Sie zuckte die Schultern. Es kochte siedeheiß in mir auf, ich wollte auffahren. Aber im gleichen Augenblick sah ich die verzerrte Lächerlichkeit der Situation. Der Kampf um den Mann! Wie häßlich! Wie niedrig! Ein plötzlicher Ekel quoll in mir auf; ich riß mich mit Gewalt zusammen.

„Wir wollen hier keine Theaterszene aufführen, Tilla. Du bist wohl fertig mit dem, was du zu sagen hattest."

Ich konnte ganz kalt sprechen. Das reizte sie wohl.

„Ja. Und fertig mit dir, ganz und für immer!"

Sie riß sich auf einmal den Handschuh herunter und den schmalen Ring vom Finger, den Freundschaftsring aus unserer Backfischzeit.

„Es war eine Albernheit, daß ich das Ding noch trug. Jetzt wäre es eine Lüge. Da!"

Sie warf ihn mir vor die Füße und setzte hart den Absatz darauf. Das Ding zerbrach ihr knirschend unter dem Fuß.

Viel länger hätten meine Kräfte nicht gereicht. Als sie aus der Tür war, hab ich mich auf mein Bett geworfen und in die Decken gebissen, um nicht zu schreien.

Das mußte ich mir sagen lassen! Um deinetwillen, Georg!

Pfui, wie das ekelhaft ist! Wie das in den Schmutz zieht!

Komm, Liebster, komm! Deine Liebe soll mich wieder rein waschen!

Für jedes häßliche Wort will ich ein liebes von dir haben, hörst du? Einen Kuß, der es auslöscht!

Warum kommst du denn nicht? Du darfst mich nicht allein lassen!

Ach, auf dem Papier rede ich mit ihm, was hilft das? Ich verhungere dabei nach Antwort, nach seiner lieben Stimme, nach ihm selbst!

Wie viele Stunden warte ich nun schon? Es wird dämmerig, die Laterne unten im Hof zeichnet mein Fensterviereck scharf an die Stubendecke. Ich habe meine Tür zugeschlossen und Lotte klopfen lassen, als es zu Tisch läutete: „Ich komme nicht!"

Was sagte Tilla von Abreise? Heute abend? Und ‚wir', sagte sie. Also Georg auch.

Es kann ja nicht sein, er muß kommen! Ich weiß ja nicht, was werden soll, heute und morgen und später. Es ist alles Dunkelheit und Wirrnis. Wenn er kommt, wird es hell werden.

Ich kann nichts denken als das eine. Es ist mir, als ob mein Wille ihn herzwingen müßte!

Lieber! Liebster! Warum läßt du mich warten? Ich bin . . .

6. April.

Den ganzen Tag bin ich herumgegangen wie betäubt. Ich kann nichts denken, nichts fühlen, nichts wollen.

Es ist alles vorbei und zu Ende.

Es kommt mir vor wie ein beklemmender Alpdruck, ein Traum. Oder nein, das andere war ein Traum. Dies ist das schwere, bleierne, starre Aufwachen in eine böse, harte Wirklichkeit herein.

Ich sehe ihn nie wieder. Er hat es selbst gesagt. Da auf dem Fleck hat er gestanden. Ich sehe sein Gesicht vor mir in Schlaf und Wachen; wie aus Stein, jeder Zug Härte gegen sich selbst und gegen mich.

Mitten hinein in mein Warten gestern die Türglocke. Die Lampe klirrte, wie ich sie anzündete, so zitterten mir die Hände. Ich hatte seine Stimme gleich erkannt.

Ich hab mich ihm in die Arme geworfen, er hielt mich so, ohne zu sprechen. Mein letztes bißchen Glück!

„Liebster! Daß du endlich da bist! Ich habe so gewartet! Tilla war hier bei mir. Es war schrecklich!"

„Meine Frau?"

Er ließ mich auf einmal los, seine Stimme klang heiser.

„Also doch. Ich hatte gehofft, sie wüßte nichts."

Seine Frau! Die Benennung verletzte mich in dem Augenblick; es war wie ein kalter Luftzug zwischen ihm und mir.

Er schien das auch zu fühlen. In seinem Gesicht war ein gespannter Ausdruck.

„Dies ist der schwerste Weg, den ich in meinem Leben gemacht habe."

Ich dachte, er spräche von dem Abschied heute.

„Es ist doch nicht für immer, Liebster! Du schreibst mir doch! Wir sehen uns doch wieder!"

„Nein!" Er schnitt mir den Satz fast brutal ab. „Deswegen komme ich ja, Agnes, um dir das zu sagen. Du mußt das doch auch selbst wissen. Es ist ein für allemal vorbei, alles."

„Georg!"

Mir waren die Arme schlaff heruntergefallen, ich starrte ihn an, die Angst erstickte mich beinah. „Das ist ja nicht möglich! Sag, daß es nicht wahr ist! Quäl mich nicht —"

Er legte den Arm um mich und führte mich zum Lehnstuhl, ich war ganz willenlos. Er blieb vor mir stehen.

„Agnes, hör zu. Du weißt ja selbst, wie es zwischen uns gekommen ist, Schritt für Schritt. Ich entbehrte so viel. Und da kamst du mit deinem feinen Verständnis für alles Beste in mir. Ich hätte mich dem Verkehr mit dir nicht so hingeben dürfen. Als du gehen wolltest, merkte ich das schon. Aber dann kamen deine Briefe. Du so allein, und dabei dieses wundervolle Vertrauen zu mir. Jede Zeile, die du schriebst, riß mich näher zu dir. Und dann das Letzte, das mit dem Doktor. Da hielt ich's nicht aus, ich mußte zu dir. Ich habe Urlaub genommen, die Reise eingerichtet trotz Tillas Widerspruch. Jede Vorsicht habe ich vergessen. Ich redete mir eben ein, du hättest mich nötig."

„Das war ja die Wahrheit, Georg! Ich hatte dich nötig! Wie mein Leben!"

Er hörte mich gar nicht.

„Versteh mich, Agnes, dir mache ich keinen Vorwurf. Auf dich kommt kein Schatten von Schuld. Alles auf mich!"

„Nein, nein! Auf dich auch nicht! Aber wenn du jetzt gehst, das ist Sünde, Georg, das verzeih ich dir nie —"

Er sah über mich weg.

„Dann muß ich das auch noch tragen. Du hast recht, wenn du mir nie verzeihst. Aber es hilft nichts. Ich bin ja nicht frei."

„Nicht frei? Was hat sie denn für Rechte auf dich? Bessere als ich? Wir haben uns doch lieb! Das ist doch das Höchste!"

Das Herz schlug mir bis zum Hals herauf in schweren, vollen Stößen.

Sein Gesicht war jetzt hart.

„Das denkst du heute, aber später käme die Erkenntnis. Du ertrügest das nicht, Agnes. Ich muß jetzt stärker sein als du und weiter sehen. Es wird mir, weiß Gott, schwer genug."

Eine wilde Angst war in mir. Ich mußte um mein Glück kämpfen, gegen ihn selbst, wenn es sein mußte!

„Denkst du denn, ich ertrüge es so? Jetzt ohne dich leben? Tausendmal lieber unrecht tun —"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich kenne dich besser als du selbst. Und es ist auch noch etwas anderes. Mein Kind."

Eine kurze, schwere Stille.

„Baby? Der bleibt doch bei dir, Georg. Oder —"

Meine Gedanken suchten fieberhaft irgend einen Ausweg. Mir fiel keiner ein. Ich konnte nicht klar denken. Nur nicht ihn verlieren!

Ehe ich ein Wort fand, sprach er. Er sah mich nicht an dabei.

„Es geht nicht, Agnes. Mein Sohn hat den Vater nötig. Und den fleckenlosen Namen. Den bin ich ihm schuldig. Es geht nicht."

Und auf einmal verstand ich den furchtbaren Ernst in seiner Stimme. Es war umsonst. Da half nichts mehr.

Ein wilder, hilfloser Schmerz war plötzlich in mir. Ich vergaß alles sonst. Ich weiß nicht, was ich getan habe: mich an ihn geklammert, geschluchzt wie von Sinnen.

„Ich kann dich nicht verlieren! Eher sterben! Hilf mir doch!"

Wie durch einen Nebel sah ich noch sein Gesicht, in den Augen die Strenge und die Qual. Ich hörte seinen Atem laut gehen.

„Liebling, du weißt ja nicht, wie du mich schon herumgerissen hast! Mach's mir nicht so übermenschlich schwer! Ich kann nicht!"

Da ließ ich ihn. Ich stieß seine Hand sogar weg, mein Jammer war auf einmal glühheißer Zorn.

„Dann geh, aber schnell. Wir haben uns nichts mehr zu sagen."

Meine Stimme klang mir selbst fremd. Er zögerte eine Sekunde. Dann beugte er sich. Seine Lippen waren auf meiner Stirn.

„Wir müssen es beide tragen, Agnes, und tapfer weiterleben. Und wir können es auch."

Die Tür ging. Sein Schritt auf der Treppe.

Ich blieb allein.

7. April.

Ich weiß, daß ich es nicht ertrage!

In meinem Kopf ist nur der eine Gedanke: vorbei. Zu Ende. Nie wieder.

Wenn ich ihn hassen könnte, das wäre Rettung. Jede Erinnerung an ihn zertreten wie etwas Schädliches, Feindliches!

Aber all mein Zorn ist verflogen. Meine Seele liegt auf den Knieen vor ihm! Ich will nichts auf der Welt als ihn!

Schuld? Sünde? Liebe kann nicht Sünde sein!

Und wenn es Sünde wäre, was frage ich danach? Alle Sünden der Welt will ich begehen, wenn ich dadurch zu ihm komme!

9. April.

Wie gestorben ist er für mich. Kein Wort und kein Brief, jeder Weg abgeschnitten wie nach dem Totenland.

Und doch weiß ich, daß Tag und Nacht die eisernen Schienenwege dröhnen unter den Rädern der Züge, die von mir zu ihm gehen und von ihm zu mir. Daß er irgendwo weit weg lebt und ißt und geht und mit gleichgültigen Menschen redet.

Und ich sehe ihn nicht. Nie wieder! Und verdurste nach ihm!

10. April.

Ob er so leidet wie ich? Nein. Er hat ja Ablenkung genug. Er hat ja sein Kind, den Jungen, um den er mich aufgeben konnte. Den er lieber hat als mich!

Ich habe Babys Bild mit dem Gesicht nach unten in dem Koffer versteckt. Ich will es nicht mehr sehen.

Es ist furchtbar, aber ich kann es nicht ändern. Bisweilen fragt eine Stimme in mir: wenn das Kind nicht wäre — gehörte er dann dir?

Und eine andere ganz tief unten antwortete heimlich und böse: es könnte ja sterben. Dann vielleicht ...

Was ist das? Wahnsinn? Verbrechen? Ich habe ein Grauen vor mir selbst und kann mir doch nicht entfliehen. —

11. April.

Warum bin ich nicht tot?

Wenn der stürzende Steinblock den Weg um zwei Schritt weiter getroffen und weggefegt hätte vor drei Tagen in der Partnachklamm, dann wäre jetzt alles vorbei und zur Ruhe.

Damals schrie ich nach Leben. Blindheit! Torheit!

Von dem Seligkeitssturm, der nachher kam, hätte ich ja zwar nichts geahnt und gewußt.

Aber wer sagt denn, daß alles Schwere leicht zu tragen ist, wenn man nur einmal erfahren hat, was Glück ist?

Geschwätz! Tausendmal bitterer und härter, es erfahren und besessen haben und sich doch wieder aus der Hand reißen lassen!

Wenn er geglitten wäre, als er mich trug! Wir beide zusammen hinunter in das kochende Bergwasser, turmtief zwischen den grünweißen Eiswänden! Sein Leben für meines, mit meinem!

Sie hätten uns gesucht und nie gefunden. Die Partnach gibt nicht her, was sie hat.

Das wäre auch Seligkeit gewesen und ein Grab wie für Könige!

12. April.

Nur allein sein! Nur nicht die vielen fremden Gesichter bei Tisch, zu Hause, auf der Straße, die jeden Gedanken belauern und betasten wollen, daß man Mund und Augen in Zwang halten muß! Die indiskret höflichen Fragen: was fehlt Ihnen? Sie sehen nicht gut aus!

Lotte fragt nicht. Aber die kann ich am wenigsten ertragen. Es ist eine Fremdheit zwischen uns seit neulich; und doch ist es mir, als ob sie in mir liest, wenn sie mich ansieht.

Ihre Augen sagen: du tust mir leid.

Ich will ihr Mitleid nicht. Sie soll mich nicht verstehn und in mir lesen. Meine Qual gehört mir allein!

München, 18. April 1901.

Sehr verehrte Frau von Gelsa!

Leider bin ich genötigt, München eine Zeitlang zu verlassen! Ich bitte Sie, sich wegen Charlotte keine Sorgen zu machen. Ich lasse sie bei Fräulein Damianis in bestem Schutz zurück, und zum Überfluß werde ich sie noch Professor Bernhardis persönlicher Fürsorge empfehlen.

Wann ich zurückkomme, kann ich noch nicht bestimmen.

Ihre sehr ergebene

Agnes Weddigen.

Drittes Buch



Aus Agnes Webbigens grünen Heften.

Eisenach, 16. April.

Seit drei Tagen hier. Meine alte Marie mußte ich mir erst hertelegraphieren. Zwei Tage war ich ganz allein.

Wie lange ist es her, daß ich von hier fortging? Ein halbes Jahr nur? Mehr nicht?

Aber wer rechnet denn hier nach Jahren. Ein halbes Leben liegt dazwischen. Leben — und Sterben.

Dieses Leben ist ja wie Gestorbensein. Ich gehe durch das große, leere, stumme Haus, durch die Stuben, wo die dicke graue Staubschicht auf den Tischen und Schränken liegt und die Luft kalt wie aus einem Keller mir ins Gesicht schlägt.

Ich stehe an den Fenstern, sehe in den Garten hinunter und rede an die Wände.

Ich habe mir angewöhnt, laut mit mir zu sprechen. Ich antworte mir selbst, widerspreche mir, werde heftig.

Meine alte Marie kam einmal darauf zu, sie starrte mich an, als ob ich den Verstand verloren hätte.

Wer weiß? Jede zu straff gespannte Saite reißt. Ich wundere mich längst, was Menschennatur ertragen kann.

Unten in der Gartenstube habe ich Läden und Tür verschlossen gelassen.

Es ist, als ob die Erinnerung und der Schmerz

von damals fern und dumpf geworden sind. Ich will sie nicht antasten und aufstören.

In den Eßsaal bin ich heute gegangen. Ich habe mich auf den Platz gesetzt, wo er damals saß, an dem Tag, als wir uns kennen lernten. Ich sah alles vor mir: meine Rosen auf dem weißen Tisch, den roten Wein in den Gläsern. Und ihn, sein Gesicht, die helle Stirn, die Augen.

Und auf einmal hab ich die Arme auf den Tisch geworfen und Stirn und Lippen an das harte Holz gedrückt: Liebster! Liebster! Wärst du nie gekommen! Wär ich tot!

18. April.

Und wenn er doch noch wiederkäme?

Zwischen aller Qual kommt mir die unsinnige Hoffnung immer wieder.

Ich male mir aus, wie es sein wird. Wie er da in die Tür kommt, vor mir steht, mich ansieht — mit dem Blick von damals, der mich förmlich eintaucht in Wärme und Glück: Liebling! Ich mußte wiederkommen. Ich kann nicht ohne dich sein. Wir gehören doch zusammen, heute und immer.

Die Stimme! Die liebe Stimme!

Oder ich stelle mir vor, wie ich einen Brief in der Hand halte, in seiner Schrift, die ich so genau kenne bis in jeden kleinsten Zug hinein. Und ich warte und horche und fahre zusammen bei jedem Schritt auf der Treppe und jedem Klingelschrillen.

Es könnte doch sein!

Ich glaube, ich stürbe vor Glück!

20. April.

Meine ganze Nacht war voll von roter, blühender Bergheide und großem Wasserrauschen — und voll

von ihm. Ich war bei ihm, ich sah ihn, er sprach zu mir.

Im Erwachen noch eine Sekunde warme, sichere Glücksruhe. Dann ein dumpfes Aufdämmern: was ist doch Schreckliches geschehen? Und dann, mit einem Schlag das Bewußtsein, eiskalt, erstickend: steh auf. Schlepp deine Last. Es hilft dir nichts.

21. April.

Ich warte jetzt nicht mehr auf Briefe, Schritte, Botschaften. Diese tolle Hoffnung, an die ich mich noch klammern wollte, ist jeden Tag und jede Stunde matter geworden.

Ich weiß, es kommt nichts. Er läßt mich allein. Er vergißt mich.

22. April.

Ich bin im Garten durch die regennassen Wege gegangen, auf denen das Unkraut aufschießt. Überall auf dem Rasen stehen in Büscheln die blaßlila Krokus, Asphodelos. Todesblume.

‚In Schönheit sterben.' Wer hatte das doch gesagt?

Ach so, ich weiß. Ich brauche nur ein paar Dutzend Seiten zurückzublättern in diesem Heft. Auf dem Papier geht das so leicht: vom Glück ins Elend, und umgekehrt.

Lotte Gelsa. Schloß Berg, am Starnberger See. Von dem unglücklichen König sagte sie es damals.

In Schönheit, Sonne, Glück leben — oder sterben. Ja, ja, er hatte recht, in seinem königlichen Wahnsinn mehr recht, als die ihn halten wollten! Ich beneide ihn!

‚Für den gesunden Menschen heißt tapfer leben mehr als in Schönheit sterben.'

Ich höre Georgs Stimme noch.

Für den gesunden Menschen, ja. Aber König Ludwig war das nicht.

Bin ich es denn? Gesund an Leib und Seele?

Kann ein Baum gesund sein, wenn man ihm das Lebenswasser abgräbt? Er kann nicht anders, er muß sterben!

23. April.

Und warum denn nicht sterben?

Was hält mich denn? Was hindert mich zu gehen, ohne daß ich gerufen bin?

Mein Gewissen? Das schweigt. Dem überfahrenen Hund auf der Straße gönnt man den barmherzigen Schuß, der der Qual ein Ende macht. Warum nur dem Tier? Warum nur bei körperlichem Elend?

But in that sleep of death what dreams may come,
When we have shuffled off this mortal coil,
Must give us pause . . .

Das Jenseits? Ich habe keine Furcht. Dante hätte nicht aus dem Leben herauszugehen brauchen, um inferno und purgatorio zu finden. Schwerer leiden kann ich nicht, als ich bis jetzt gelitten habe. Was jenseit des Todes liegt, kann nur ein Weg aufwärts sein — Nirwana, Friede für Friedlose!

24. April.

Sterben! Ich höre das Wort, als ob jemand neben mir ginge und es mir leise ins Ohr sagte, in einem eindringlich scharfen Flüstern. Ich sehe es geschrieben, wo ich die Augen hinwende, an der Wand des stummen Hauses, vor meinen Füßen auf dem Gartenweg, überall.

Es wächst und wird stärker. Wächst an mir herauf wie ein Wasser, das steigt und bis an den Hals geht. Ich fühle, es muß kommen.

Wer wird denn ein Wort an mich verschwenden oder mir nachtrauern, wenn ich aus dem Leben gehe?

Lotte Gelsa? Ja, ein paar Tage, vielleicht auch Wochen wird sie ehrlich traurig sein. Und dann kommen die Arbeit und ihre Liebe und das Vergessen.

Die Bekannten und guten Freunde hier und anderswo? Die werden reden und mutmaßen und kopfschütteln, bis sie etwas anderes haben, das ihre müßigen Zungen in Gang hält.

Der Doktor, der praktische Mann, wird drei Kreuze schlagen und seinem Schicksal für die gnädige Bewahrung vor mir dankbar sein.

Aber du? Liebster, du?

Das Eine hätte mich wie mit Ketten halten können. Ich habe mich zermartert an der Frage, aber jetzt bin ich mir klar geworden.

Es wird ihm zuerst ein Schlag sein, das weiß ich. Aber dann, bald, wird sich leise, leise ein Gefühl von Befreiung in ihm regen. Es wird ihm leichter sein, mich zu verschmerzen, wenn er mich überhaupt nicht mehr erreichen kann. Er wird ruhig an mich denken und über dem Leben die Tote vergessen.

Jedes Wort, das ich hier schreibe, schneidet wie ein Messer. Aber, es ist eine geheime Süßigkeit darin: ich mache Platz, damit er ruhig leben kann!

25. April.

Ich weiß jetzt, daß ich es tun muß. Diese Nacht ist es mir klar geworden, während ich aus dem offenen Fenster in das Aprilgewitter sah, das über die Baumknospen im Garten mit Schloßen und ungeheuren Wolkenbildern hinfegte. Über den Bergen stand der Himmel sekundenlang in blauem Feuer.

Die prachtvolle fessellose Tollheit da draußen

machte auch in mir etwas frei. Wie ein Triumph kam der Entschluß über mich, aus dem energielosen Jammer heraus.

In Schönheit sterben!

Wie kam Lotte Gelsa eigentlich dazu, das zu sagen? Sie mit ihrem warmblütigen Lebenstrotz?

Aber es gibt wohl Schicksalsworte, die gesagt werden müssen. Und der Mensch, der sie sagt, ist Träger der Schicksalsbotschaft und nichts anderes als das in dem Augenblick!

Wer da sterben könnte, wo sie das sagte! In dem eiskalten See, um den die Berge groß und blendendweiß wie ernste ewige Geister stehen und zuschauen!

Aber nein! Der Tod ist etwas Heiliges. Er soll kein Schaustück für die Sensationslust sein, auch nicht für die eigene.

In Schönheit sterben! So aus der Welt gehen, daß es kein Auge beleidigt! Gehen, wie man in eine Kirche eintritt! —

Hinter der Stadt ist das Mühlenwehr. Da wird der Fluß tief und starkströmend, besonders jetzt, wo er das Schneewasser von den Bergen führt. Der Weg dahin ist nicht weit, und es geht da selten ein Mensch.

Morgen früh will ich erst Georgs Briefe verbrennen und diese grünen Hefte.

Eine unklare Erinnerung geht mir durch den Kopf bei dem Gedanken, so als ob ich Ähnliches schon einmal erlebt oder gehört hätte.

Ach, ich weiß: mein Vater. Die alte Marie hatte mir ja damals erzählt, daß er Papiere und Briefe verbrannt hatte. Er war nur nicht fertig geworden, der Tod war zu früh gekommen für seine Vorsicht.

Nein, bei mir ist es anders. Ich habe nichts

ängstlich zu verstecken und zu vernichten, dessen ich mich schämen müßte. Ich will nur kein document humain für indiskrete Neugier hinterlassen. Ich will mein Höchstes nicht profaniert wissen!

Ich habe nichts mit ihm gemeinsam, im Tod nicht, wie ich es im Leben nicht hatte, seit ich ihn kannte, wie er war. Ich kann den Kopf hoch tragen, wenn ich den letzten Weg gehe!

Mir ist leicht und frei zu Sinn wie seit lange nicht. Morgen, morgen!

26. April.

Wenn ich überzeugter Spiritist wäre, würde ich von Hellsehen und seelischer Fernwirkung reden. Wenn ich fromm wäre, würde ich an ein Wunder glauben. Ich bin nahe daran.

Ich sehe den Brief an, der da vor mir auf dem Tisch liegt, lese ihn zum dutzendstenmal und fahre mit der Hand über die paar großen ungeschickten Kinderschriftzüge unten am Rand des Bogens: „Joseph‘.

Seppl hat das selbst geschrieben, mit den Buchstaben, die ich ihn gelehrt habe.

Ich hatte ihn vergessen in diesen tollen, seligen, elenden Tagen, wie ich die ganze Welt außer dem einen vergessen hatte. Die kurze Viertelstunde vor der Abreise bei Bernhardis ist mir ganz eindruckslos vorübergegangen. Aber jetzt sehe ich auf einmal deutlich die großen bettelnden Augen und höre die Stimme, ganz voll mühsam heruntergeschluckter Tränen: „Bitte, net weggehn!“ —

Aber sollte heute nicht mein letzter Tag sein? Soll ich mich von Kinderhänden im Leben festhalten lassen? In einem Leben, das ich hasse, das ich schon ansah wie etwas, das hinter mir lag?

Nein, ich will nicht! Ich war fertig und mag nicht wieder anfangen. Mein Entschluß bleibt stehen!

* * *

Bernhardis Schrift sah mir gleich auf dem Umschlag so bekannt aus. Es ist noch die gleiche, die ich aus den alten verblaßten Briefen kenne, nur vielleicht etwas nachdrücklicher und ohne überflüssige Beistriche. Auch die Art noch die gleiche, derb und geradezu, ohne Umschweife.

Der Junge außer sich über meine Abreise, halb krank, daß er ihm ernste Sorge macht. Und

„. . . als egoistischer Vater, da ich weiß, daß Sie allein sind, genug Platz und für niemand sonst zu sorgen haben, bring ich Ihnen den Seppl für ein paar Wochen. Wenn Sie uns nicht wollen, telegraphieren Sie gleich ab, sonst sind wir Dienstagabend bei Ihnen. Ich reise am andern Tag wieder, aber die Zenz müssen Sie schon mit in den Kauf nehmen, da sie körperlich für den Buben sorgen muß.

„Schimpfen Sie über meine Unverfrorenheit, so viel Sie mögen, aber seien Sie gut gegen den Buben, er verdient's um Sie. Aber das brauch ich Ihnen wohl nicht zu sagen."

* * *

Soll ich telegraphieren? Soll ich nicht?

Seit Stunden laufe ich mit dem Brief in der Tasche herum und weiß nicht, was tun. Die Dämmerung dieses Tages fängt schon an, die ich nicht mehr hatte sehen wollen. Wenn ich nicht in einer Stunde telegraphiere, ist es zu spät.

Ich schäme mich vor mir selbst. War denn alles

nur eine Laune? Bin ich so charakterlos, daß ein Kind meinen heiligsten Entschluß umstoßen kann?

Vorhin kam mir der Trotz. Soll ich mir von fremden Händen den Weg versperren lassen, der für mich der einzige ist?

Ich habe mich hingesetzt und hastig den Wortlaut des Telegramms geschrieben: ‚Bitte, nicht kommen. Leider verhindert.‘

Ich war schon in Hut und Mantel, um es selbst zur Post zu tragen. Aber als ich aus dem Tor wollte, war es mir, als ob mich etwas festhielt und zurückzog, sich an mich klammerte: hast du denn das Recht, zu gehen, wenn es noch jemand gibt, dem du etwas damit nimmst? Und wenn es auch nur ein armselig krankes Kind ist?

Und kannst du deine Seele losmachen von dieser kleinen Seele, die nach dir schreit und dich braucht?

Ich bin wieder umgekehrt. Ich weiß nicht, was ich will.

* * *

Ich habe die Frist verstreichen lassen, es ist dunkel. Ich habe einen Kompromiß mit mir selbst geschlossen.

Ich bleibe. Um des Kindes willen bleibe ich.

Aber ein aufgeschobener Entschluß ist kein vernichteter. Ich lege ihn beiseite und decke ihn zu, daß kein unberufenes Auge ihn findet. Und wenn der Tag kommt, wo ich vor mir selbst das Recht und die Freiheit habe, ihn auszuführen, dann werde ich fertig sein. Nach Tagen oder nach Wochen — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß meine Seele dem Leben nicht mehr gehört, und daß ich in Garten und Haus herumgehe wie ein Revenant, der die Stellen seiner vergangenen Existenz besucht!

27. April.

Eine sonderbare Ernüchterung ist heute in mir. Gestern stand ich zwischen Tod und Leben und wägte sie in meinen Händen. Heute schleppe ich mit Marie meine alte Kinderbettstelle vom Boden und leime Schwefelholzbeine in die Holzleiber der Arche-Noah-Tiere, denen meine kindische Leidenschaft ihrerzeit schlecht bekam.

Professor Bernhardi muß in meines Vaters Zimmer einquartiert werden. Ich habe Marie alles dort einrichten lassen, ich selbst bin mit keinem Schritt über die Schwelle gegangen.

Wie die banale Alltäglichkeit einen eifrig wie ein geschwätziges altes Weib wieder in ihren Kreis hereinzerrt. Es ist zum Lachen!

Wenn es nicht zum Weinen wäre! Wenn nicht unter den banalen Kleinigkeiten des Tags ein dunkler Strom ginge, langsam und tief und schwer. Und der Strom ist nichts als Bitterkeit und Sehnsucht, verzweifelte Sehnsucht!

27. April, abends.

Warum quälen sie mich? Warum lassen sie mich nicht allein? Ich habe ja nicht gedacht, daß es so schwer sein würde, sich zusammenzunehmen, über gleichgültige Dinge zu reden, an Äußerlichkeiten zu denken! Und keine Zeit zu haben für den eigenen Schmerz!

Der eine Augenblick nur war schön, als ich meine Gäste von der Bahn holte. Mir schossen die Tränen in die Augen, als der Junge seine Arme um meinen Hals warf und mich drückte, als ob er mich nie wieder loslassen wollte.

„Gelt, nun bleibst bei mir? Nun gehst net wieder weg? Gelt?"

Ich hatte Mühe, das aufgeregte Kind zu beruhigen.

Der Professor schüttelte mir die Hände, ganz ohne Verlegenheit.

„Nun machen Sie's nur gleich ab und sagen Sie's, wie bös Sie sind. Aber Sie haben es selbst schuld, warum verziehen Sie mir den Buben so, daß er von nichts träumt als von Ihnen und seinen Vater kaum mehr anschaut! Eigentlich sollt ich Ihnen bös sein."

Als wir aus dem Wagen stiegen, blieb er am Gartentor stehen und sah auf das Haus, auf dessen Front und Giebel der Mond breite bläuliche Lichttafeln legte.

„Also hier! Meinen alten Peter Florenz freut es, daß ich mich bei ihm zu Gast geladen habe, das weiß ich. Ein Jahr früher, dann hätte ich ihn noch gefunden."

Ich antwortete nicht; auf dem Punkt ist er mir unverständlich.

Wir wurden auch von dem Jungen in Anspruch genommen, der mit aufgeregten dunklen Augen nach der offenen hellen Haustür hinstrebte. Er hielt uns in Atem, bis er glücklich in meinem alten Gitterbettchen lag und mein Gesicht stürmisch zum Gutenachtgruß zu sich herunterzog.

„Bei dir ist's gut, Aga! Wie im Himmel!" —

Und dann der Abend, der lange Abend, der nicht aufhören wollte. Mir gegenüber am Teetisch der Professor mit seiner Lebhaftigkeit und den herzensguten Augen. Diese Herzensgüte, die einen ahnungslos bis aufs Blut quält!

Tausend Dinge fragte er, auf die ich keine Antwort wußte. Fragte nach meinem Ergehen, meiner Zukunft, meinen Lebensplänen.

Lebenspläne! Meine Pläne gehen über das Leben hinaus!

Nur von meinem Vater hat er kein Wort wieder gesagt.

Ich bin wie gehetzt nachher auf meine Stube gelaufen und habe den Riegel vorgeschoben. Nur allein sein!

28. April.

Der Professor ist doch noch geblieben, weil Seppl fieberte und sehr jämmerlich war. Die Reise und die Erregung waren dem schwachen kleinen Körper doch wohl zu viel geworden.

Ein ängstlicher Tag. Der Professor und ich immer in der Krankenstube, wo das Kind sich rastlos und heiß im Bett herumwarf; oder nebenan in unruhig geschäftigem Nichtstun, jeden Augenblick auf die weinerlich verdrießliche Kinderstimme horchend.

Gegen Abend wurde es besser. Der Professor war eine Stunde lang durch die regennassen Wiesen gelaufen. Ich saß an Seppls Bett, als er wiederkam, die braune Joppe und den Filz durchgefeuchtet, das Gesicht rotgeweht, Wassertropfen im Bart und beide Hände voll gelber Schlüsselblumen, die er dem Jungen auf die Bettdecke streute.

„Da, Bub. Wenn ich einen Frosch mitgegriffen hab, dann schrei nicht. Naß genug war's dazu."

Seppl griff mit den heißen Händen in die kühlen Blumen hinein, in seinem Gesicht war eine müde Zufriedenheit.

„Dös is schön. Davon machst mir ein Kränzel, gelt, Aga?"

Professor Bernhardis Lachen fuhr wie ein frischer Windstoß in die halblaute Gedrücktheit der Krankenstube herein.

„Verlorene Liebesmüh! Ich kann machen, was

ich will, er hat doch bloß Sie im Kopf. Ich werd Sie noch verklagen müssen auf Kindesraub, verfeinerten!"

Ich konnte kaum hinhören, ich mußte nur die gelben Blumen ansehen. Die sah ich zuletzt im Park von Schloß Berg blühen, am Starnberger See. Es ist später Frühling hier.

Jetzt ist es still im Haus, die Zenz sitzt bei Seppl im Lehnstuhl. Die Nacht gehört mir. —

Ich habe seine Briefe vor mir. Es ist ja nur ein Zufall, daß ich sie noch nicht verbrannt habe. Nun hab ich mir wieder die Augen und das Herz heiß gelesen an dieser geliebten Schrift und sie geküßt, als ob sie etwas Lebendiges wäre!

Es ist alles wieder so wach und wirklich geworden, die ganze glückselige Torheit dieser Monate, wo wir Freundschaft sagten und nichts als Liebe dachten!

Ist es denn möglich? Alles vorbei?

Georgs Bild hab ich vor mich hingestellt. Ich besitze ja nur das eine, mit Tilla zusammen. Ich habe es mitten durchgeschnitten und die eine Hälfte in den Kamin geworfen.

Wie einen Triumph hab ich es genossen, wie das schöne Gesicht da auf dem Papier im roten Feuer sich krümmte, verkohlte, verschwand.

Ich verstehe Georg nicht, daß er es erträgt, mit ihr zu leben, sie täglich zu sehen, sie seine Frau zu nennen!

Es ist ja doch Lüge! Vor seinem innersten Gewissen Lüge!

Immer das alte Ende. Das armselige bißchen Glück der Erinnerung ertrinkt in der Flut von Bitterkeit und dunklen Gedanken!

29. April.

Ich habe mich geschämt heute morgen. Der Professor nahm mich an den Schultern und kehrte mich zum Licht herum.

„Sie haben sich, weiß Gott, ganz blaß gesorgt um den Seppl. Das war brav, aber jetzt Kopf hoch, es geht heute wieder bergauf!"

Es war nicht um unsern Seppl, daß ich blaß bin. In dem Augenblick war ich's gewiß nicht mehr!

Aber ich bin doch glücklich, daß wir ihn über den Berg haben. Er sitzt im Bett, spielt mit meinen geleimten Holztieren und hält mich eigensinnig mit sehnigen kleinen Bubenhänden fest, wenn ich vom Bettrand fort will.

Und ich sehe in wunderlichen Gedanken auf diese mageren Finger, die ich um mein Handgelenk fühle, und die mich viel fester halten, als der Seppl selbst ahnt!

2. Mai.

Nun ist es also doch gekommen. Die Vergangenheit ist aufgestanden und sieht mich mit bösen, unerbittlichen Augen an. Diese Vergangenheit, die ich zugedeckt glaubte von vielen neuen, glücklichen und bitterschweren Stunden, daß sie nie wieder lebendig werden könnte!

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll zu denken. Es ist alles wie früher und doch fremd und anders, weil ich es durch eines andern Augen sehen soll.

Ich ging mit dem Professor nach Tisch durch den Garten, um zu sehen, ob unser kleiner Kranker sich eine Stunde sonnen darf. Es ist sommerlich warm, die Büsche hell von jungen Blättchen und Knospen.

Der Professor blieb auf einmal mitten auf dem unkrautüberwachsenen Kiesweg stehen, die Hände in den Joppentaschen, und sah am Haus hinauf.

„Was haben Sie da denn für eine verwunschene Blaubartkammer? Ich warte schon drei Tage, daß einer die Fensterladen aufmacht."

„Ich benutze das Zimmer nicht."

„Warum nicht? Es muß ja der schönste Raum im Haus sein?"

Ich zögerte einen Augenblick.

„Es war meines Vaters Stube."

Der Professor schwieg erst. Und plötzlich klopfte er mich auf die Schulter.

„Kind, alles, was recht ist! Aber auch die Trauer hat ihre Grenzen. Sie müssen sich das mal vernünftig sagen."

„Es ist nicht Trauer —"

Er ließ mir nicht Zeit zum Erklären.

„Ja, was denn sonst? Nun seien Sie brav, und kommen Sie mal mit, wir zwei wollen zusammen hineingehen und wieder Licht und Luft in das dunkle Loch lassen. Das sieht sich alles anders an, wenn man so was nicht allein tut. Und mir als altem Kameraden Ihres Toten dürfen Sie das schon erlauben."

Er hörte gar nicht auf meine Gegenrede. Noch ein paar Minuten, und er drehte den Schlüssel und riß mit kräftigem Ruck die verquollene Tür auf.

Es war fast dunkel, nur durch die kleinen Ausschnitte in den Holzladen kam das Licht auf einer schmalen Bahn von Sonnenstaub herein und malte ein verschobenes Herz auf den Fußboden. Ich tastete mich dem bißchen Helligkeit nach und schlug die Laden zurück.

Das Licht blendete mich. Als ich mich umwandte, lag es grell in dem großen Raum und füllte ihn aufdringlich bis in die Ecken.

Ein plötzlicher Schreck kam über mich.

Alles wie damals, als ob ich erst gestern heraus-

gegangen wäre. Jeder Stuhl auf dem alten Fleck, die Bilder und die hohen Bücherregale, das Glas mit den vertrockneten Rosen und der breite Schreibtisch voll Papiere.

Aber nicht nur das greifbar Äußere wie damals, auch die unsichtbaren Dinge waren auf einmal wieder da. Die erste starre Hilflosigkeit des Schmerzes, die Scham, der ganze Zorn und Jammer. Es fiel über mich wie eine erstickende Last.

Der Professor war mit ein paar starken Schritten zum Fenster gegangen und machte beide Flügel weit auf.

„Zuerst ein bissel Gottesluft in den Moder herein," sagte er laut neben mir, „und dann wollen wir einmal ruhig von ihm reden. Es ist nicht recht, daß wir unsere Toten auch noch totschweigen."

Ich sah ihm gerade ins Gesicht. Und ich empörte mich plötzlich innerlich gegen diesen Menschen, der da schon wieder mit derben Händen unbekümmert in mein Leben eingriff. Warum störte er auf, was schon in Ruhe war?

„Ja, gut, wir wollen von ihm reden. Aber nur, wenn Sie nicht mehr Komödie mit mir spielen!"

„Ich? Komödie?"

Ohne eine Spur von Verständnis sah er mich an. Aber er *sollte* verstehen!

„Ja, Sie! Ich weiß, daß Sie die Vergangenheit meines Vaters kennen, aus Dutzenden von Briefen da im Schreibtisch weiß ich es. Und ich weiß, daß Sie ihn verdammen, und doch tun Sie, als ob er Ihr bester Freund wäre und Ihnen wer weiß wie hoch stände."

„So, das wußten Sie alles?"

Er kam mir auf einmal fast drohend nah und stand breit und groß vor mir.

„Wissen Sie denn, daß ich da eher das Recht habe, Ihnen etwas vorzuwerfen? Ich denke mir da, das arme Kind weiß nichts von den dummen, alten Geschichten, also den Mund halten und Rücksicht nehmen, ihr ja nicht wehtun. Und Sie sehen das alles ganz ruhig an und haben nicht mal so viel Vertrauen, daß Sie mir ein offenes Wörtl gönnen!"

Ich lachte, aber nur mit den Lippen.

„Also Sie haben auch das schöne Vertuschungssystem, das er selbst hatte? Nur alles gut zudecken, dann ist es einerlei, was an Lüge und Häßlichkeiten drunter steckt! So war sein Leben ja auch!"

„Still! Sofort! Versündigen Sie sich nicht!" Er packte mein Handgelenk, daß es mir wehtat. „Sie sprechen von einem Toten! Und von Ihrem Vater!"

„Gerade weil er mein Vater war! Weil er es litt, daß ich an ihn glaubte, ihn beinah anbetete! Weil er das alles sich gefallen ließ und dabei doch wußte, daß er es nicht wert war, daß ich ihn verachtet hätte, wenn ich ihn wirklich gekannt hätte —"

Die Sätze überstürzten sich, es war mir eine Erlösung, alles herauszusagen. Er hörte mir zu ohne ein Wort. Meinen Arm hatte er freigelassen und lief in der Stube auf und ab, die Hände auf dem Rücken, den Kopf vorgebückt. Schließlich blieb er vor mir stehen. Ich wußte auf einmal nichts mehr zu sagen, als ich sein Gesicht sah. Es war schwer ernst, beinah streng.

„Das ist eine böse Geschichte, Kind. Es ist schlimm, wenn wir mit Toten im Streit sind. Die ziehen immer den kürzeren, weil sie sich nicht wehren und uns Rede stehen können. Da muß es denn ein Lebendiger für sie tun. Sie sind noch so jung und darum sind Sie hart. Genau wie die Anna damals, Ihre Mutter. Sehen Sie, wenn Ihnen meine alten Briefe in die

Hände gekommen sind, dann wissen Sie wahrscheinlich noch mehr von mir. Auch das andere —"

Er räusperte sich und schob mir einen Stuhl hin.

„Da, setzen Sie sich her, und hören Sie zu. Schauen Sie, ich war damals ein junger Kerl von zweiundzwanzig und wie närrisch auf das Ännchen. Ich hab sie angeschaut wie die Zenz ihre Heiligenbilder. Ich wußte ja, ich war ein grober Klotz und nicht gut genug für sie. Und wenn mir's auch hart war, ich hätte sie keinem lieber gegönnt als dem Peter Florenz. Als dann nachher die böse Geschichte kam — erwürgen hätt ich ihn können mit meinen Fäusten —"

Er wechselte mit einem Ruck die Stellung und schüttelte den Kopf.

„Ich will Ihnen ja aber erzählen, wie ich heute die Sache anschaue, und nicht, wie ich's damals tat. Da war ich eben ein Hitzkopf und sprach wie Sie jetzt. Ich will ja nun auch nicht schwarz weiß und bös gut nennen, aber man hat sich doch allerlei Wind um die Nase wehen lassen und selbst manches auf dem Kerbholz."

Die Pausen, die er machte, waren sonderbar schwer in dem großen, stillen, toten Raum voll Vergangenheit. Ich mochte kein Wort sagen und mich nicht rühren und wartete nur, bis er wieder anfing:

„Sehen Sie, ich bin nie ein frommer Mann gewesen. Was der Seppl davon hat, das kommt von seiner Mutter, die war eine Katholikin, eine von den ganz strengen. Aber so manches ist mir doch aus der Kinderlehre sitzen geblieben. Irgendwo in der Bibel steht da von einer, die gesündigt hatte: wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Der das gesagt hat, der hat das nichtsnutzige Menschenvolk gekannt. Und heute wollte ich fast wünschen, Sie wären nicht so ein Kind und weißgewaschenes Seelchen, das nichts erlebt hat. Dann

würden Sie mich besser verstehen. Und es wäre auch leichter, davon zu reden."

Mir brannte auf einmal das Gesicht. Ich nichts erlebt!

Der Professor sah mich nicht an.

„Der Peter Florenz und ich sind immer sehr verschieden gewesen. Ich grob und geradeaus und mit dem Kopf durch die Wand. Und alles hab ich mir mühsam erarbeiten müssen, auch die gute Meinung der Menschen. Und er so ein vornehmer, feiner Künstlermensch, der alle Ecken und Kanten nicht sah oder sacht darum herumging, und dem nach den ersten paar schweren Jahren alles glückte und nur so in den Schoß fiel. Besonders die Frauen, die waren wie toll auf ihn. Er brauchte nur eine anzuschauen, da war sie schon weg. Und er — je nun, er ließ sich ganz gern verziehen und anfeiern. Heißes Blut hatte er auch, aber es verflog schnell, und dann kam das böse Ende nach, weil er schwach war und keiner wehtun mochte und die Geschichten dann nicht los wurde. Wir haben ihn oft damit geneckt."

Wieder eine dieser Pausen. Eine plötzliche Ungeduld packte mich. Was jetzt kam, kannte ich, konnte es ihm selbst erzählen, Wort für Wort. Was konnte er mir da Neues sagen? Die nackten Tatsachen blieben die gleichen. Glaubte er denn, daß er mich darüber wegtäuschen könnte, wenn er ihnen ein Mäntelchen von schönen Worten umhängte?

Wenn ich nur nicht hätte zuhören brauchen! Wenn ich mich in andere Gedanken hätte retten können vor dieser verhaßten Geschichte, an der ich mich zermartert habe, Wochen und Monate!

Aber die laute Stimme neben mir war ein rein physischer Zwang, ich mußte sie hören.

„Es war da ein Mädel, ein hübsches, kokettes Ding. Die Geschichte spielte, ehe er sich verlobte, Einzelheiten sind ja überflüssig. Als er nun verheiratet war und viel herumkam wegen seiner Aufführungen, fand er sie an einer Bühne wieder. Sie mag ihn auch wirklich gern gehabt haben in ihrer Art. Und er — lieb hatte er seine Frau ja. Aber die Anna war zart und brauchte Schonung. Und dann, seit das Kleine da war, lebte sie nur für das, und der Mann spielte zweite Geige. Das war der Peter Florenz nicht gewohnt. Und wie da die andere ihn richtig zu nehmen wußte, steckte er bald wieder im Netz."

Ich konnte mich nicht mehr halten, ich mußte dazwischen fahren! „Ist das Ihre Version des ‚wer unter euch ohne Sünde ist'? Um ihn weißzubrennen, packen Sie dem Mädchen die Last auf? Er, er, er allein hat gesündigt! Er mußte wissen, was er seiner Frau und seinem Kind schuldig war."

Eine undeutliche Erinnerung blitzte mir durch den Kopf während meiner eigenen Worte. Hatte ich das schon einmal so gesagt? oder sagen hören?

Und auf einmal wußte ich es: Tilla!

‚Mein Mann weiß, was er seiner Frau und seinem Sohn schuldig ist.'

Pfui! Wie kam mir der Vergleich? Er brannte mich wie Feuer.

Was hat mein heiligstes und schwerstes Erleben gemeinsam mit dieser schmutzigen ‚Theaterliebschaft', wie die alten Briefe es nennen?

Was Tilla mir da ins Gesicht warf, berührt mich und ihn nicht.

Schuldig ist man nur dem etwas, der uns selbst gab. Was gab sie ihm denn? Ihre Liebe, ihr eigenstes Ich, wie die Frau es dem Mann geben soll? Sie

hat gnädig seinen Namen angenommen und sich nachher der Mesalliance geschämt.

Das hätte ich ihr sagen müssen damals, wenn mir nicht der Ekel an der häßlichen Szene den Mund verboten hätte!

„Ich will ihn nicht weißbrennen. Schuld bleibt Schuld. Ich will nur nach beiden Seiten abwägen. Ein Splitterrichter bin ich nicht, das haben Sie wohl daraus gesehen, wie ich die Sache mit dem Tollkopf, der kleinen Gelsa, auffasse. Aber wo fremdes Eigentum ist, da heißt es für mich: Hand davon. Vor allem bei eines andern Mannes Ehe. Stehlen, was des andern ist — pfui Kuckuck! Auch wenn man gar keine Religion hat, ist das einfach Sache der moralischen Reinlichkeit, des Ehrgefühls. Aber ich will auf das Mädel auch keinen Stein werfen. Wer weiß, wie die aufgewachsen war. Woher soll so was Ehrgefühl haben?"

Ich starrte ihn an; ich war so tief in meine eigenen Gedanken verfangen und verwirrt, daß es mir einen Augenblick war, als ob er direkt zu mir, von mir sprach. Ein paar schwere Herzschläge nahmen mir fast den Atem.

Ich besann mich sofort. Es war ja lange her, wovon er sprach.

Der Professor zuckte die Schultern.

„Wozu weiter von ihr reden? Sie ist später verkommen. Der Peter Florenz hat schwer für die Sache gebüßt. Erst hatte er gedacht, seine Frau wüßte von nichts. Dann, als sie ihm darüber schrieb, hat die Person ihm eingeredet, das leicht zu nehmen. Bis die Anna dann plötzlich aus seinem Haus ging. Er war außer sich, als er das hörte, sofort hat er die tolle Geschichte abgebrochen und Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um seine Frau zu versöhnen. Aber die Anna — solche kleine Heilige haben das manchmal

so an sich. Weil sie das sündhafte Gelichter nicht verstehen, darum können sie nicht verzeihen. Grade wie Sie. Es war da nichts zu machen."

Ich konnte ihn plötzlich nicht mehr anhören, es war mir, als ob ich ersticken sollte, trotzdem beide Fensterflügel weit offen waren. Ich stand auf.

„Wenn wir Seppl jetzt nicht bald herausbringen, wird es zu kalt für ihn."

Er blieb vor mir stehen und sah mich ernsthaft an.

„Kind, Sie brauchen nicht Angst zu haben und davonzulaufen. Sie sollen mir jetzt kein Wort über die Geschichte sagen. Ich versteh ja, daß das in Ihrem armen kleinen Kopf eine böse Konfusion angerichtet hat. Aber eins sollen Sie mir noch versprechen."

„Was denn?"

Ich hätte ihm alles versprochen, nur um endlich loszukommen. Er quälte mich jetzt, ohne selbst zu wissen, wie sehr.

„Sehen Sie, das Leben spielt oft wunderlich mit uns. Als über diese ganzen Geschichten längst Gras gewachsen war und über die alte Freundschaft auch — ich dacht's wenigstens — da hat der Peter Florenz durch einen gemeinsamen Bekannten von mir und meinem Aufenthalt gehört. Er war damals ja längst schon der Mann des Tages, aber doch ein einsamer Mann, der keinen lieben Menschen hatte als sein kleines Mädel. Und die war ihm ja das Liebste und Erste auf der Welt, schrieb er mir, aber doch damals noch zu jung, um ihn zu verstehen, der konnte er nur geben. Da ist ihm wohl der Wunsch gekommen, die alten Fäden wieder anzuknüpfen, die doch immer am festesten haften, und dem Jugendkameraden die Hand zu geben. Er hat mir geschrieben und hat mit mir auch offen über die Geschichte gesprochen, die uns damals auseinander=

brachte. Ich hab ihm auch geantwortet. Mir war ja ein Stein von der Seele. Ich hatte das nie recht verwunden, daß ich meinen besten Freund, der mir so hoch stand, nicht mehr achten konnte und verlieren mußte. In den Briefen hab ich ihn wiedergefunden. Ich schlug ihm damals auch vor, uns einmal zu treffen, aber das wollte er nicht. Man soll keinen als müden abgetanen Menschen mit weißen Haaren wiedersehen, den man jung und voll Zukunft gekannt hat. Lieber die alte Erinnerung behalten. Er war eben immer Lebenskünstler. Aber die alten Freunde sind wir seitdem im Herzen wieder gewesen, wenn auch die Briefschreiberei im späteren Alter nicht mehr recht will, ich bin ja auch nie ein Held darin gewesen. Aber na — was ich sagen wollte — die paar ersten von seinen Briefen schicke ich Ihnen, wenn ich heimkomme. Die sollen Sie lesen, Kind. Wollen Sie mir's versprechen?"

Er hielt mir die Hand hin, ich schlug ein, hastig und ohne Besinnen; dann lief ich wie gejagt aus der Tür.

3. Mai.

Ich versuche, meine Gedanken zu ordnen, aber sie fliegen noch durcheinander wie aufgescheuchte Vögel.

Und warum denn eigentlich? Was hat er mir gesagt, das ich nicht schon wußte? Ich kenne ja die Geschichte. Ein platter alltäglicher Ehebruchsroman, der nur dadurch für mich Interesse hat, daß die handelnden Personen mir zufällig nahestehen. Die vielen Worte, die der Professor verschwendet, ändern nichts an den Tatsachen. Es ist alles beim alten.

Und doch etwas Neues, aber etwas, das er mir nicht gesagt hat. Etwas, das mich quält und verfolgt.

Der Vergleich! Dieser schreckliche Vergleich!

Es ist ja ein unsinniger Einfall! Entwürdigend für uns beide!

Ich brauche ja nur ganz objektiv zu sein, die Einzelheiten sich Punkt für Punkt gegenüberzustellen:

Peter Florenz Weddigen, der Mann, der leichtfertig mit der Heiligkeit seiner Ehe spielt, der einer Frau, die ihn anbetet, die Treue bricht um einer hergelaufenen Person willen. —

Der und Georg, der in seinem eigenen Haus Geduldete, Besitzlose!

Meine Mutter, dieses junge hilflose Weib, ganz Arglosigkeit, Hingabe —

Und Tilla van Straaten, die die Freiherrnkrone ihres Mannes nur als Dekoration ihres Geldbeutels wollte!

Ein kokettes, verworfenes Geschöpf, das mit intriganter Schlauheit die Schwäche des Mannes ausbeutet —

Und ich, Agnes Weddigen!

Es ist ja kein Wort weiter wert. Die Tollheit des Vergleichs wird beim oberflächlichsten Blick klar!

5. Mai.

Gott sei Dank, der Professor ist heute früh abgereist. Seit gestern kann ich ihn nicht mehr ertragen. Mich peinigte dieser laute kräftige Baß, den ich durch das ganze Haus hörte, und dieses derbe rotbärtige Gesicht mit den blauen hellen Augen, die trotz aller Gutmütigkeit so unbequem beobachtend über den Tisch sehen. Ich mußte mich zusammennehmen, um ihnen nicht geradezu feindlich zu begegnen. Es ist nicht wahr! hätte ich ihm am liebsten ins Gesicht werfen mögen. Ich bin nicht wie die! Ich habe keine Schuld auf mir! Ich habe nichts ‚gestohlen'!

Aber er hat mir ja gar nichts vorgeworfen. Er

ahnt ja nicht einmal, was er angerichtet hat, diese tollen Ideen hat mein Gehirn allein ausgebrütet!

Nun ist das Haus still. Seppl hat seinen Vater ziemlich gefühllos abreisen sehen, der Junge hängt mit der eigensinnigen Leidenschaft des kranken Kindes an mir und ließe am liebsten den ganzen Tag meine Hand nicht aus seiner.

Mir wird warm und gut zu Sinn, wenn das kleine Seelchen mir aus den Augen entgegenfliegt. Es kommt mir vor, als ob ich bei ihm geborgen wäre vor dem, was mich peinigt.

Ich will immer bei ihm sein diese Zeit und zu dem Räderwerk in meinem Kopf sagen: schweig still! still! still!

7. Mai.

Es läßt mir doch keine Ruhe, Tag und Nacht nicht.

Der Gedanke läuft mir nach und neben mir her wie ein unsichtbarer Verfolger.

Bisweilen packt mich eine Empörung, daß ich mich gegen ihn zur Wehr setzen möchte. Oder eine tolle Angst.

Soll ich denn auch dieses Letzte noch verlieren, den Glauben an das innere heilige Recht dessen, was uns zusammenführte.

Liebster! Wenn du gehabt hättest, was er, mein Vater, hatte, ich hätte nicht mit der Fingerspitze an das Sanktuarium deines Glückes gerührt! Was hätte mich auch auf den Gedanken bringen sollen?

Aber du entbehrtest, und ich war krank vor Einsamkeit, darum mußten wir zusammenkommen. Jeder für sich war und hatte nichts und konnte doch dem andern alles geben, was er brauchte, Kraft und Freude und Leben!

Wir taten keine Sünde! Es gibt ein ungeschriebenes Gesetz, das über den Gesetzen der Menschen steht und sie durchstreicht. Das hat sich an uns erfüllt.

Nein, es hat sich nur erfüllen wollen. Georg — soviel höher dieses Gesetz über menschlichem Recht steht, so viel schwerer straft es den, der es beleidigt. Die Sünde, die wir taten, war, daß wir auseinandergingen. Und die Sünde wird nicht vergeben!

8. Mai.

Aber wozu denn diese ganze Not und Unruhe? Vergesse ich denn, daß es in meiner Macht steht, ihr jeden Augenblick ein Ende zu machen?

Ich hatte die Hand schon auf dem Griff der dunklen Tür liegen, und es war mein freier Wille, wenn ich sie zurückzog. Eine Spalte weit ist die Tür geöffnet geblieben und wartet, daß ich wiederkomme.

Und ich werde wiederkommen. Im Geist steh ich schon jenseit des Tores. Was diesseit ist, liegt hinter mir, geht mich nichts an.

Es geht dich nichts an, Agnes Weddigen?

Nein, ich kann mir selbst nichts vorlügen. Daß alles für mich aus ist, habe ich begriffen. Ich sage es bisweilen laut vor mich hin und bleibe ruhig dabei: du hast ihn verloren. Für immer.

Aber das ertrüge ich nicht — den Gedanken an Schuld. Auch wenn ich mein Leben wegwerfe, soll es sein wie ein weißes Blatt. Nicht voll häßlicher, heimlicher Flecken, wie meines Vaters Leben war. —

9. Mai.

Ich weiß nicht, was mein Seppl in seinem gescheiten Köpfchen von mir denkt. Er hat jetzt nicht viel von mir und fühlt wohl durch, daß ich nur halb

bei ihm bin. Heute unterbrach er mich mit mißbilligendem Gesicht mitten im Erzählen.

„Dös is fad, wann du so erzählst, Aga. Gar net mal a bissl was Lustigs."

„Ich weiß nichts Lustiges, Seppl."

Er sah mich lieb und altklug an

„Weil du selber net lustig bist, gelt? Aber paß auf, ich mach dich lustig!"

Und auf einmal warf er mir beide Arme um den Hals und drückte seine weiche Backe fest an meine.

„Ich hab dich lieb, ganz arg. Grad so wie Vater! Gelt, nun bist lustig?"

Lustig? Ach nein — es war eher ein Gefühl von Beschämung in mir, als ob ich das große Geschenk nicht wert war, das er mit seinen kleinen Händen mir in den Schoß schüttete. Aber ich hab ihn geküßt, wieder und wieder: „Mein Seppl! Goldnes du!"

10. Mai.

Schuldig!

Ich habe mich gewehrt gegen das furchtbare Wort mit aller meiner Kraft. Ich habe diese aufdringliche Stimme übertäuben wollen, die Tag und Nacht nicht still war. Ich habe mich verkrochen hinter einer Mauer, die ich mir selbst aufbaute, jeder Stein Hochmut oder Selbsttäuschung.

Es ist alles vorbei. Ich kann mich nicht mehr wehren. Meine Mauer ist eingestürzt, und ich stehe hilflos, Auge in Auge mit der Wahrheit. Die Stimme, die gestern noch flüsterte, schreit mir heute in die Ohren: schuldig!

Ich hatte die Rechnung Punkt für Punkt verglichen und war stolz darauf, daß sie mich entlastete. Und ich sah nicht, daß ich den einen Hauptpunkt vergaß, der die ganze Rechnung umstürzte.

Wie es gekommen ist? Ich weiß es selbst kaum. Ein Zufall, ein Nichts. Das Sandkorn, das den Erdsturz ins Rollen bringt.

Ich war ja wie auf der Flucht von München abgereist. In den schrecklichen Tagen nachher habe ich hingelebt, gleichgültig nach außen, nur eben notdürftig das Alltägliche bedenkend.

Mein großer, schwerer Koffer stand noch immer seitdem unausgepackt, verschlossen auf dem Korridor neben der Haustür. Ich hatte ihn ganz vergessen.

Jetzt ist er ein Verkehrshindernis, Seppls Fahrstuhl kann nur schwer vorbei, wenn er in den Garten soll. Und meine alte Marie kam heute morgen mit ihrem grämlichsten Gesicht.

„Fräulein Agneschen, nun ist es aber bald Zeit, daß der Koffer wegkommt. Es ist schon die reine Schande so."

Marie hat mich mit diesem Gesicht tyrannisiert, als ich noch ganz klein war. Ich holte seufzend den Kofferschlüssel, hockte auf der Erde und reichte ihr ein Bündel Sachen nach dem andern zu: Kleider, Bücher, allerhand Kleinigkeiten. Sie schleppte alles mit ihren geduldigen, schlürfenden Pantoffelschritten die Treppe hinauf in mein Zimmer.

Der Koffer war schon fast leer, ich fischte mit den Händen auf dem Boden herum. Da fällt mir plötzlich ein Bild in die Hand, ein Kinderbild mit lachenden Augen und hellem Haar.

Georgs Kind. Baby.

Einen Augenblick war es mir wie ein Schlag.

Ich achte nicht darauf, was Marie schwatzt, ich laufe mit dem Bild auf meine Stube und stelle es auf den Tisch, knie davor hin, schaue es an.

Und das Bild redet!

Das Kind! Die fehlende Ziffer in der Rechnung. Ich fasse nicht, wie ich sie habe vergessen können. Sie ist mir doch deutlich genug vorgerückt. Zuerst von Tilla. Und dann von Georg selbst!

Aber habe ich es denn wirklich vergessen?

Ich will ehrlich sein gegen mich selbst jetzt, rücksichtslos ehrlich. Ich habe vergessen *wollen*. Ich habe die Augen davor zugemacht.

Irgend etwas in mir zwingt mich heute zu sehen, ganz ohne Beschönigung.

Und ich sehe neben Babys hellem, kleinem Gesicht ein anderes Kind. Mich selbst.

Ich versuche, durch meine vergangenen Jahre hindurchzusehen wie durch einen buntfarbig schillernden Nebel. Und ich finde in diesem Kinderleben nichts, das wie Muttersorge aussieht. Nicht einmal eine blasse Erinnerung. Immer nur das Gesicht meines Vaters. Der hat die Antwort auf die ersten grüblerischen Kinderfragen. Um den drehen sich die phantastischen Spiele und Träumereien. Er ist fast der liebe Gott meiner kleinen Welt. Bisweilen nur, wenn ich andere Kinder an der Hand der Mutter sehe, kommt mir die verwunderte Frage: warum habe ich denn keine? Ob es wohl sehr schön ist, solche zu haben?

Ich vergesse es aber wieder über meinem Vater, diesem Vater, der die weiche, kleine Kinderseele in Besitz nimmt und bildet und formt nach seinem Gefallen, als ob sie Wachs wäre.

Aber dem halbwüchsigen Mädchen kommt doch bisweilen eine Ahnung davon, was ihm fehlt. Es hat Stunden verweinter Sehnsucht nach der Mutter in der halbdunklen Stube am Fenster, wenn draußen die Sterne über dem Schnee stehen, oder auch an stillen Sommerabenden. Es treibt einen Kultus mit dem kleinen

Bild dieser jungen, nie gekannten Mutter, als ob sie eine Heilige wäre. Und weil es merkt, daß eine Frage nach ihr des Vaters Gesicht verstimmt macht, scheut es sich, an einem großen Schmerz zu rühren, und treibt den Kultus heimlich, mit Blumen und wunderlichen kindlichen Gebeten. Und lebt die Lüge seines Lebens gläubig mit.

Bis die Stunde kommt, wo diese Lüge zerbricht. Wo alles, was ihr lieb und heilig war, ihr im Schmutz vor den Füßen liegt; wo sie keinen Halt und keine Stütze mehr hat, nicht einmal sich selbst, denn ihr Ich hat der ihr längst auch genommen, der ihr alles andere stahl.

Er selbst weiß zwar nichts von diesem Gericht über seine Schuld. Die Wahrheit kommt wie der Gott des Alten Testaments, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern.

Man soll Toten nichts Böses nachsagen. Aber kann ich denn anders als ihn hassen? Ihn und das verdorbene Geschöpf, die beiden, die durch ihre zügellose Leidenschaft mich um mein Bestes betrogen haben?

Wie ich so weit gewesen bin, habe ich das Bild ansehen müssen. Und auf einmal ist mir, als ob ich Augen und Ohren zuhalten müßte vor dem, was es sagt. Als ob ich vor den hellen lachenden Augen stehe wie vor einem Richter.

Du willst verdammen? Du willst dich erheben? Du?

Wenn es gekommen wäre, wie du wolltest, was hättet ihr dann anderes getan als sie? Dieses Kind hat das gleiche Recht, wie du es hattest. Du besannest dich keine Sekunde, es ihm zu nehmen!

Was euch zusammenführte, wäre rein gewesen und keine Sünde?

Es wäre rein gewesen, wenn ihr beide frei gestanden hättet. Es wurde Todsünde, weil dieses Kind lebte!

Jeden Satz muß ich klar und scharf durchdenken, als ob ihn mir einer deutlich vorsagte.

Es ist noch nicht zu Ende. Es geht noch tiefer.

Die damals sündigten, waren zwei. Einer stieß und zog den andern in den Schmutz. Jeder trug halbe Schuld.

Wenn eure Sünde nicht zur Tat wurde, es war nicht dein Verdienst. Wenn der Mann, den du lieb hattest, nicht stärker gegen die Versuchung gewesen wäre als du — du hättest blind gesündigt und dir noch dazu eingeredet, das wäre dein Recht!

Wer war da vorhin so rasch bei der Hand mit Worten wie „zügellose, egoistische Leidenschaft", als es sich um andere handelte? —

Und als alles vorbei war, sündigten deine Gedanken weiter. Über das Kind weg gingen sie rücksichtslos. Waren da nicht sogar Stunden, wo sie sagten: wenn das Kind nicht wäre, dann —?

Und du willst verdammen? Du?

Neben denen, die du richtest und verdammst, stehst du selbst. Wenn du sie hassen willst, mußt du dich selbst hassen. Du bist das gleiche wie sie.

Nein, sogar weniger. Das Weib, über das du aburteilst, kam aus der Gasse. Woher sollte das von Recht und Unrecht wissen?

Und der Mann? Peter Florenz Weddigen — mein Vater?

Ich will mir jetzt keine Wahrheit sparen.

Ein Leben in heimlicher Sünde ist Lüge. Aber tausendmal verlogener die Sünde, die sich hochmütig als Recht und Wahrheit gebärdet!

11. Mai.

Mein Kopf ist dumpf und brennt vom vielen Denken. Ich bin aufgestanden, habe Georgs Bild

und seine Briefe genommen und sie im Kamin verbrannt.

Ich habe ihn jetzt zum zweiten Mal verloren, und nun erst ganz.

Ich habe kein Recht mehr auf ihn. Kein Recht mehr auf meine Liebe.

Die Erinnerung an ihn und der Glaube an mich selbst — das war das Letzte, was ich hatte!

12. Mai.

Gerichtet und schuldig gesprochen vor meinem eigenen Gericht!

Ich muß mich in den neuen Zustand gewöhnen wie der Sträfling in die Zuchthausjacke.

Ich bin nicht mehr die Agnes Weddigen, die den Kopf hoch trug vor den Leuten, soviel sie auch innerlich durchzukämpfen hatte. Die könnte ich heute beneiden, so wunderlich das klingt. Die war ja reich. Die hatte ja noch Selbstachtung!

Würden die Menschen wohl ebenso richten, wenn sie alles wüßten?

Ich versuche, mir dies und jenes Gesicht unter den guten Bekannten vorzustellen und ihm in Gedanken die Geschichte zu erzählen.

Ich höre, was sie sagen: ‚Torheit! Überspannte Ideen! Wer wird das denn so tragisch auffassen? Es ist ja gottlob nichts geschehen. Ja, wenn ein Skandal daraus geworden wäre, dann allerdings‘ —

Wie deutlich ich sie reden höre! Wie gern ich das glaubte!

Aber der Richter in mir lacht darüber. Er ist unbestechlich.

Nichts geschehen, nein. Aber was ist denn die Tat? Eine Folge, etwas Äußerliches. Die innere treibende

Ursache ist der Wille. Der Wille tut die Sünde, nicht die Hand.

Wenn der Wille zur Sünde hier nicht Tat wurde, so war das nur, weil die Hand fehlte, die half. Weil er nicht allein in Taten sündigen konnte!

Es hilft nichts. Beuge dich. Du bist schuldig.

14. Mai.

Wie kann man existieren, wenn man sich selbst nicht mehr achtet?

Ich weiß es nicht. Aber ich habe es fertig gebracht, diese paar elenden Tage durch. Vielleicht bin ich abgestumpft, weil ich zu stark leide. Ich grüble nur in dumpfer Verwunderung darüber, wie es möglich war, daß ich mich selbst so verlor.

Aber was soll das Grübeln und Rätseln? Ich mag nicht zurückdenken und nicht vorwärts. Auch nicht mehr über das dunkle Tor hinaus, das mir vorher wie Rettung und Erlösung schien. Ich habe keine Energie und kein Wollen mehr, nur die verächtliche müde Mutlosigkeit.

Auch den kleinsten Alltäglichkeiten gegenüber bin ich so. Es ist vorgestern ein Paket vom Professor gekommen. Es liegt noch uneröffnet in meiner Stube. Es werden die Briefe meines Vaters sein, von denen er sprach. Was hat es für Zweck, daß ich sie lese?

Aber ich werde das Paket doch wohl öffnen müssen, es könnte etwas für Seppl darin sein.

15. Mai.

Ich lasse Seppl den kleinen, frohherzigen Brief selbst lesen, den der Professor seinem Buben schreibt, und helfe nur ein wenig nach, wenn der Finger stockt, der beim Buchstabieren unter den Zeilen herfährt. Wie

er fertig ist, holt er tief Atem und sieht ganz verklärt aus.

„Du, Aga, ich glaub net, daß es einen gibt, der guter ist als der Vater."

„Nein, gewiß nicht, mein Junge!"

„Du, aber ich weiß doch noch einen, der ist grad so gut! Weißt, wer? Du!"

Mein Gesicht ist auf einmal brennend heiß, ich reiße meine Hand aus seiner.

„Das sollst du nicht sagen, Seppl, hörst du?" Er schüttelt verwundert und ein bißchen altklug den Kopf.

„Sagen schon net, wenn du's net magst. Aber wahr ist's. Schaugst, ich hab mir immer gedacht, so wie der Vater kann ich doch net werden, der ist so stark und groß, und ich bin doch krank. Aber so wie du will ich werden. So gut, daß mich alle Leut arg lieb haben müssen!"

So wie du. Kind! Du weißt ja nicht, was du sagst!

Einen Augenblick ist mir's, als kann ich es nicht ertragen, als muß ich aufspringen und weglaufen.

Aber ich nehme mich zusammen. Was hab ich denn Besseres verdient? Das ist eben mein Gericht!

Er würde mich gar nicht verstehen, wenn ich ihm jetzt sagen wollte: ‚du darfst mich nicht lieb haben. Das hab ich getan! So bin ich!'

Und selbst, wenn er es fassen könnte, habe ich denn das Recht, ihm sein Kindervertrauen auf Menschengüte zu zerstören? Wäre das nicht neue Schuld?

Stillhalten! Sich beugen unter unverdiente Liebe und Verehrung! Tausendmal härtere Strafe als offene Verachtung tragen!

Ich stehe auf und schiebe dem Jungen die Kissen

im Rücken zurecht, nur um ihm nicht immer in die Augen sehen zu müssen.

Man sagt, Kinder haben Instinkt. Er zuckt zusammen, wie ich ihm zufällig die warme Haut am Hals mit den Fingern streife.

* * *

Peter Florenz Weddigen an Professor Bernhardi.

Eisenach, 6. Oktober 1893.

Lieber alter Freund!

Als wir einander zum letzten Mal schrieben, hast Du mir diesen Namen ausdrücklich abgesprochen und das Tuch zwischen uns zerschnitten. Wenn ich nun heute doch wieder die alte vertraute Anrede brauche, so ist es teils, weil wir seit den bösen Tagen damals grau geworden sind und wohl viel Feuer verraucht ist — teils, weil sie mir ganz unwillkürlich in die Feder kommt.

Vielleicht söhnt es Dich ein wenig damit aus, wenn ich Dir gleich anfangs rückhaltslos und ehrlich zugestehe: Du hattest recht mit Deinem Zorn.

Was ich, neben allem andern, an Deiner warmherzigen Freundschaft und Deinem naiven Idealismus verbrochen habe, stand mir diese ganzen Jahre wie eine ungelöste Schuld in der Rechnung meines Lebens.

Du hättest diesen Idealismus ja auch sonst kaum unverletzt durch Jahrzehnte gebracht, aber jedenfalls war ich der Letzte, der berufen gewesen wäre, ihn zu zerstören.

Als mir neulich Doktor Müllhoff, ohne von unsern früheren Beziehungen zu wissen, von Dir erzählte, wurde mir mit einem Schlag unsere gemeinsame Jugend wieder lebendig, diese ganzen wilden, guten, vorwärtsdrängenden

Jahre vor unserm Zerwürfnis. Alter Freund, was auch später geschehen ist, wir sind doch miteinander jung gewesen! Mit grauem Kopf hat man nur noch wenig Fäden, die in die Jugend zurückreichen, und möchte diese wenigen festhalten. Und man möchte, was man früher darin in Leichtsinn und Leidenschaft verwirrte, jetzt, am Ende des Wegs, gern so viel wie möglich entwirren und schlichten.

Ich weiß, daß ich nicht ungeschehen machen kann, was ich Dir damals getan habe. Aber vielleicht denkst Du doch ein wenig anders und versöhnter an mich, wenn ich Rechenschaft über mich ablege. Du bist der einzige Mensch, bei dem ich das Bedürfnis habe, das zu tun.

Den Gang der Ereignisse damals kanntest Du, hast ihn wahrscheinlich auch später verfolgt und weißt, daß sie mit dem Kind von mir ging. Ich gebe ihr voll und ganz recht darin, tat es auch damals schon, so schwer ich darunter litt.

Ich habe sie nicht wiedergesehen. An ihrem Begräbnistag holte ich mir das Kind ins Haus, das mir niemand mehr streitig machte.

Alter Freund, meine Weltanschauung ist im ganzen die gleiche geblieben, die Du kennst, nur daß das ethische Moment darin stärker hervortritt. In der Jugend pocht man auf Rechte, wo man in der Reife Pflichten sieht.

Der Begriff Reue, wenigstens im landläufigen Sinn, hat nie in meinem Lexikon gestanden.

Wenn ich mit meinem eigenen Leben das arme geliebte Geschöpf wieder hätte lebendig und glücklich machen können, ich hätte mich keinen Augenblick besonnen. Aber ich kann nicht jammern um Dinge, die unabänderlich sind. Die Reue, die ich anerkenne, sieht vorwärts und nicht zurück.

Ich wußte, daß ich das Beste und Schönste, was ich besaß, mit eigenen Füßen zertreten hatte.

Aber wer noch eine Aufgabe hat, der hat noch eine Leiter, die wieder hinaufführt. Ich habe einen so unbegrenzten Glauben an das Leben, daß ich ihm zutraue, auch noch aus den Scherben einer mutwillig oder gedankenlos zerstörten Existenz etwas Ganzes und Volles zu schaffen. Es läßt uns allerdings die Folgen unserer Jugendsünden tragen; aber es legt es in unsere eigene Hand, diese Folgen so zu tragen, daß sie aus Buße Gnade werden. Wenn unsere Sünde uns und andern Stufe wird, dann ist sie eben überschritten und liegt unter uns. Was ich der armen Toten selbst nicht mehr tun konnte, das konnte ich ihr doch mittelbar in ihrem hinterlassenen Kind tun und geben. Dieses Kind ist der Inhalt meines Lebens geworden.

Du weißt, daß ich früher ein unruhiger Geist war, nirgends lange seßhaft. An dem Tag, wo ich das Kind holte, habe ich mir den Plan zu dem Haus entwerfen lassen, in dem ich heute noch lebe. So ein junges Gemüt hat Ruhe und Stetigkeit der äußeren Eindrücke nötig. Wenn ich, selten genug, verreise, so sind es meist Fahrten, auf denen ich Agnes mitnehmen kann. Es ist mir ein Genuß, diesen jungen, hellen Augen die Welt zu zeigen und zu deuten.

Das habe ich auch nie fremden bezahlten Menschen überlassen. Das Kind hatte durch meine Schuld die Mutter verloren — denn daß Annas körperliches Leiden mit ihrem seelischen eng zusammenhing, weiß ich! — So hatte es ein Recht darauf, seinen Vater ganz zu besitzen. Ich wollte ihr Vater, Mutter, Freund zugleich sein.

Ich bin es auch geworden, und Du verstehst wohl, daß diese Buße Gnade werden mußte.

Aber damit es so kommen konnte, war eins nötig;

sie durfte nichts von dem erfahren, was zwischen ihrer Mutter und mir geschah. Wenigstens vorläufig nicht, bis sie reif geworden ist, die Sache zu verstehen und zu überschauen. Vorher würde es Dissonanzen in ihre Entwicklung bringen, denen sie nicht gewachsen ist, und die zu verhüten ich die Pflicht habe. Daß sie durch andere davon erfährt, ist nicht zu befürchten. Mein Bruder, der einzige, der von meiner Familie noch lebt, weiß von meiner Absicht, ebenso mein alter Freund van Straaten. Die Geschichte ist längst verjährt, wir leben in einer völlig andern Gegend Deutschlands, und meine Tochter pflegt nur den Verkehr, den ich ihr wähle.

Sie ist jetzt neunzehn Jahre, körperlich und geistig schön und gesund entwickelt, meine stündliche Freude, mein lieber Kamerad, mein bestes Kunstwerk. Wenn von meinem ganzen Leben und Denken nichts übrig bleibt, als was ich diesem jungen Menschenkind gegeben habe, so ist das übergenug. Ich weiß, daß nichts vergangene Sünden ungeschehen macht, aber ich weiß auch, die Tote würde mir dankbar sein, wenn sie ihr Kind heute sähe.

Vielleicht kann ich sie Dir einmal schicken, dann hast Du etwas, das besser für mich spricht, als dieser Brief es kann.

Ich hoffe, alter Freund, Du läßt nun auch Vergangenes vergangen sein und gibst mir die Antwort, die ich hören möchte. Unsere Freundschaft war ein großes und wichtiges Kapitel in Deinem und meinem Leben. Wollen wir dem nicht jetzt einen guten und harmonischen Ausklang geben, damit wir es in Ruhe und ohne Bitterkeit wieder durchblättern und lesen können? Der alte Bücherschreiber holt sich sein Gleichnis vom Handwerk!

Herzlichen Handschlag!

Dein Peter Fl. Weddigen.

Eisenach, 10. November 93.

Mein guter, alter Freund und Kamerad!

Ich bin wieder jung geworden, als ich Deinen Brief las. Also immer noch der gleiche, der alte warmherzige Draufgänger, der mir beide Hände entgegenstreckt und froh ist, daß er nicht mehr zu brummen braucht, genau wie früher nach jedem kleinen ‚Krach'. Alter, Du verstehst mich ja. Wenn ich lache, so ist's, um nicht weich zu werden!

Ich danke Dir für Deinen kurzen und bündigen Rapport über Dich und Dein Leben. Du hast den Weg gemacht, den Du machen mußtest, zuversichtlich und unaufhaltsam über alle Hindernisse hinweg. Und nun am Ziel ein ganzer Mann und auch Deine Kunst etwas Ganzes, Starkes. Ich bin stolz, einen solchen Freund zu haben.

Merkwürdig, daß wir beide auf so verschiedenen Wegen zu so ähnlichen Resultaten gekommen sind. Du predigst auf der Leinwand das gleiche wie ich in Druckerschwärze: einen starken, freudigen Optimismus, der immer und überall an das Leben glaubt; der selbst, wo es ungütig ist, es durch Kraft und Güte zwingt und so überwindet. Wenigstens verstehe ich so Deine Bilder, in denen die Sonne auch über der wildesten Steinwüste Gold ausschüttet.

Von mir soll ich Dir noch mehr Einzelheiten erzählen, von meiner Kunst, meinem Leben?

Meine Kunst soll für sich selbst sprechen. Ich lasse heute eine Kiste Bücher an Dich abgehen, meine ganze Lebensarbeit. Du als schaffender Künstler wirst verstehen, was an schwerem Ringen, Erschöpfung, Ermutigung, an Wollen, Werden, Reisen und Freude zwischen den Zeilen steht.

Bleibt nur noch mein Kind, von dem ich Dir erzählen könnte. Und von dem spreche ich gern!

Ob sie ihrer Mutter ähnlich sieht?

Sie ist größer, weniger zart. Aber sie hat Annas schweres, aschblondes Haar mit dem matten Glanz.

Innerlich hat sie viel von mir, es ist mir oft, als ob ich mich selbst in einem Spiegel sehe. Temperamentvoll wie ein junges Rassepferd, mit hellem, wachem Verstand und einem bunten, leicht verletzlichen Seelenleben. Mit Vorsicht zu behandeln wie alle kostbaren Dinge der Erde.

Nur ein Erbe hat sie von der Mutter, das mir Sorge macht.

Mißverstehe mich nicht in dem Folgenden. Ich maße mir nicht an, meiner Frau einen Vorwurf zu machen, daß sie mich verließ. Aber ich habe mich oft eins gefragt: Anna war fromm, christlich fromm im schönsten Sinn. Ihr Gottmensch aber, an den sie glaubte, hat einmal sehr großer Menschensünde gegenüber nur das Wort gehabt: ‚gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.‘ Wenn Anna ihm das hätte nachmachen können — wäre es nicht für sie und mich vielleicht besser gewesen?

Wie gesagt, ich habe darüber nicht zu urteilen. Aber meinem Kind möchte ich so viel wie möglich ersparen, was die Mutter unglücklich machte. Ich möchte ihr von vornherein eine gewisse Weite und Freiheit des Urteils geben, die ihr über derartige Klippen weghilft.

Aber es ist da ein Widerstand in ihrer Natur, gegen den ich machtlos bin.

Sie ist ja noch jung. Dieser kühl ablehnende Zug um den Mund und der unbarmherzig rasche Urteilsspruch gehören wohl zu der Herbheit der Jugend. Aber es ist auch noch etwas anderes.

Vielleicht ist das am Weib, vor dem wir beten, seine Reinheit, unzertrennlich von einer gewissen Enge

des Horizonts. Wir Männer werden tolerant durch das Leben. Wir verzeihen, weil wir selbst sündigen. Aber auf dem Weg würde das Weib leicht sein Bestes verlieren. Ihr Weg ist schwerer, und vielleicht finden ihn darum nur so wenige. Sie muß verzeihen lernen, nicht weil sie versteht, sondern weil sie liebt.

Den Weg versuche ich, Annas und mein Kind zu führen. Es wird die Probe darauf sein, ob es mir gelungen ist, wenn ich ihr später ihres Vaters Geschichte erzähle. Aber mir ist nicht bange vor der Probe. Wir wissen, was wir aneinander haben, mein liebes Mädel und ich.

Mir ist dieser heilige Glaube des Kindes an mich eine fortwährende Mahnung gewesen, nur den höchsten Maßstab an mich zu legen. Und ich habe ihr mehr gegeben, als je sonst ein Vater seinem Kind gibt.

Erinnerst Du Dich noch der Jahre, wo ich mich aufrieb in der Not um geistige Freiheit? Das ist die härteste Zeit, wenn man seine letzten Götzen umgestürzt hat, vor leeren Altären steht und noch nicht das Bild des neuen Gottes hat, vor dem man knieen möchte. Bis man erkennt, daß die Altäre leer bleiben werden, und daß der Gott, den wir suchen, ein unsichtbarer ist und ewig sein wird!

Alles das habe ich meinem Kinde erspart. Die Wahrheiten, die ich mir hart erobern mußte, habe ich ihr wie reife Früchte in die Hände gelegt. Ich habe sie gelehrt, geradeaus zu denken und nicht auf Umwegen. Wenn mein Jugendleben war wie ein junger Baum, der mühselig zwischen harten Steinen die dürftigen Wurzeln einklemmt — ihres ist wie eine schöne Blume in fruchtbarer Gartenerde.

Aber da schreibe ich Dir Seiten und Seiten von ihr, und Du hast mir von Deiner jungen Frau noch

kaum erzählt! Es muß ein ganz besonderes Geschöpf sein, das Du Dir von allen ausgewählt hast. Sage ihr in Verehrung meinen Gruß!

In neuer alter Freundschaft
Dein
Peter Florenz Weddigen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aus Agnes Weddigens grünen Heften.

16. Mai.

Ist es möglich? Bin ich das noch selbst? Oder bin ich jetzt erst wieder ich selbst?

Wenn einer im Ertrinken ist, hat keinen Boden unter den Füßen, greift hilflos ins Leere, sieht es dunkel vor den Augen und ringt erstickend nach Luft — und dann faßt ihn auf einmal ein starker, fester Arm, und es wird Tag, und er atmet — dem muß zumute sein wie mir!

Ich fasse es ja noch nicht ganz. Es fängt erst an, mir zu dämmern. Ich habe so oft umdenken müssen, daß ich jetzt noch unsicher bin und argwöhnisch.

Aber es ist doch da, schwarz auf weiß! Ich sehe es mit eigenen Augen!

Am liebsten hätte ich dem Professor gleich geschrieben aus vollem Herzen heraus, dem guten, klugen Freund, dem ich das alles danke. Aber ich hab's doch noch gelassen. Mir war fast, als ob ich es dadurch noch zerstören könnte, wenn ich darüber redete!

Ich bin Tage und Tage scheu um die Briefe herumgegangen wie um eine Gefahr. Es klemmte mir wunderlich den Atem, wenn ich die bekannte, ach so genau bekannte Schrift nur ansah.

Er habe nur gewollt, daß sie zuerst in meines

Vaters Handschrift zu mir sprechen möchten, schreibt der Professor. Aber er könne sich nicht lange von den Briefen trennen. Wolle ich sie selbst besitzen, so möge ich mir Abschrift behalten.

Ich hatte es versprochen, also mußte ich sie wohl lesen. Gestern spät, als Seppl zu Bett war und ich allein beim Uhrticktack in meiner Stube saß, habe ich sie vorgenommen.

Und hab sie einmal gelesen und noch einmal und wieder. Und bin vom Stuhl auf und in der Stube hin- und hergegangen. Und als mir's da zu eng war, bin ich in den lauen, dunkelblauen Maiabend hinausgelaufen, unter die weißen Kirschbäume, die vom Garten her schienen, und habe mir Sätze aus den Briefen laut vorgesagt, immer von neuem. Und habe mich jetzt in aller Frühe hingesetzt und die ersten zwei Briefe abgeschrieben, Wort für Wort.

Und während ich schreibe, wird ein sonderbares Gefühl in mir lebendig und stark. Etwas Heiliges, das sich nicht mit Worten ausdrücken läßt. Es ist mir, als ob ich nicht allein bin. Und ich muß auf einmal die Feder hinlegen und sage ganz laut in den hellen Taumorgen hinein zweimal: ‚Vater! Vater!' andächtig und doch halb mit Angst!

Aber ich will mich besinnen. Ich muß mir Rechenschaft geben. Nicht jetzt gleich, in geschriebenen Worten auf dem Papier. Draußen, irgendwo zwischen den Wiesen, sind schmale, getretene Pfade, wo einem so früh kein Mensch begegnet!

Mittags.

Einem lieben Menschen hat man schweres Unrecht getan. Hat ihn mit hartem Urteil gesteinigt, hat die Brücke zwischen ihm und sich abgebrochen.

Natürlich, man hatte ja das Recht dazu! Man war ja selbst so gerecht, so sündenrein, so groß!

Und der, dem man das alles antut, ist ein Toter!

‚Es ist schlimm, mit Toten im Streit sein. Die ziehen immer den kürzeren, weil sie sich nicht wehren und uns Rede stehen können. Da muß es denn ein Lebendiger für sie tun.‘

Ich sehe des Professors Gesicht noch, wie er das sagt.

Aber ich habe nicht auf die lebendigen Stimmen gehört, die für ihn sprachen.

Für mich mußte erst die tote Stimme selbst sprechen, aus dem Tod und der Vergangenheit heraus.

Diese Stimme muß ich hören, ob ich will oder nicht. Erst mit Angst und Abwehr. Dann aufhorchend, mit Herzklopfen, wie auf etwas Vertrautes, Halbvergessenes.

Und bei jedem Wort wird mein letztes bißchen eigene Gerechtigkeit kleiner und erbärmlicher und schmilzt mir in den Händen wie Schnee. Und zuletzt stehe ich ganz arm und stumm und ohne Ausrede, und der, den ich mir anmaßte zu richten, ist mein Richter geworden!

Das wußte ich ja vorher schon, daß ich nicht zu richten und verdammen hatte. Aber nicht, weil ich verzieh, sondern weil mich meine Selbstverachtung neben die stellte, die ich verachtete und verdammte.

Aber verzeihen? Was habe ich denn überhaupt zu verzeihen? —

Er hat mir viel genommen, Unersetzliches. Das wußte er. Und darum hat er mir auch wieder gegeben mit vollen Händen, seinen eigenen Reichtum über mich ausgeschüttet und mir jeden Tag und jede Stunde hell und warm von Liebe gemacht. – Ist es an mir, da Abrechnung zu halten?

Selbst wenn ich den Flecken an ihm sah: ‚Du hast gesündigt, aber du hast gelitten,‘ hätte ich sagen müssen, ‚ich sehe nur, daß du leidest, und das tut mir weh. Was geht mich das andere an?‘

Statt dessen: ‚Du hast gesündigt. Ich kenne dich nicht mehr.‘

Lieben heißt verzeihen. Das ist so schön und so einfach. Ich habe es mir schwerer gemacht. Ich bin den andern Weg gegangen, der sehr tief hinunterführt. An mir selbst habe ich bitter lernen müssen: sündigen heißt leiden. Leiden heißt verstehen. Verstehen ist verzeihen.

Es war nicht die Sünde selbst, die ich ihm vorwarf. Was ich ihm nicht verzeihen konnte, war sein Schweigen. Seine Lüge nannte ich es. Daß er meine arglose Liebe hinnahm und meinen Glauben wie etwas, das ihm zukam.

Agnes Weddigen, hast du nicht gestern selbst vor solchen gläubigen Kinderaugen gestanden und dich brennend geschämt und hast doch die unverdiente Liebe hingenommen um des Kindes willen?

Weißt du, was das den Toten gekostet hat?

Wenn er geblieben wäre, so wäre einmal auch noch der Tag und die Stunde für rückhaltsloses Vertrauen gekommen. Aber er hat sein Kind gekannt bis in das innerste Herz hinein. Er hat gewußt, daß ich noch nicht reif dafür war. Er selbst hätte mich noch geschont.

Aber das Leben hat mich auf die Probe gestellt, und ich habe die Probe nicht bestanden. Meine Liebe zu ihm, an die er so ruhig und sicher glaubte, habe ich ihm vor die Füße geworfen. Eine Schande war es mir, daß ich seinen Namen trug. Ich wollte sein Kind nicht mehr sein. Jeden Gedanken an ihn habe ich in mir auslöschen wollen!

Ich sollte außer mir sein vor Scham und Reue und Selbstqual, ich weiß es.

Aber ich kann nicht. Es ist nur eine heimliche, erwartende, bange Freude in mir, die noch nicht an sich selbst zu glauben wagt!

Ich gehe an meinen Schrank, wühle darin mit hastigen Fingern und werfe alles durcheinander, bis ich meines Vaters Bild finde, das ich selbst früher in die tiefste Ecke vergraben habe. Das stelle ich vor mich auf den Tisch. Und sehe es an und suche angstvoll in dem Gesicht und dem hellen Blick unter der schönen, ruhigen Stirn, als ob ich etwas Verlorenes wiederfinden müßte.

Und auf einmal kommt es über mich, gewaltsam wie ein Sturm.

Was liegt denn daran, wie tief ich dastehe vor ihm, vor mir selbst? Was liegt daran, was ich durchgemacht und gelitten habe?

Was liegt an mir?

Daß ich ihn nur wieder sehe, so hoch, wie ich ihn früher sah! Daß ich an ihn wieder glauben kann!

Vater! Daß ich dich wieder habe! Ach, und dich doch nicht mehr habe!

Und vor dem lieben geliebten Bild muß ich das Gesicht in beide Hände drücken und weinen, weinen, haltlos und verzweifelt und erlöst zugleich, als ob ein verschütteter Brunnen in mir plötzlich zum Licht durchgebrochen wäre!

16. Mai, nachts.

Seppl mit seiner ernsthaften Kinderklugheit schaut mich heute mittag scharf an, wie ich ihn in den Garten hole.

„Hast geweint? Bist traurig? Warum denn?"

Ich nehme den Buben und küsse sein blasses Gesichtchen, küsse es immer wieder. Ich muß irgend was Lebendiges liebhaben und mir nah fühlen. In mir geht es noch wie großer Wellenschlag.

„Nein, mein Bub, traurig bin ich nicht. Sehr, sehr froh. Nein, beides —"

Ich weiß es selbst nicht, wirklich.

„Wenn die Zenz froh ist, geht sie in die Kirch und bringt ihrer Heiligen eine Kerzen. Die Heilige hat auch ein Fest, da ist die Zenz lustig. Sie sagt, es ist arg schön mit vielen Blumen und Lichtern und Musik. Hast du auch ein Fest, Aga?"

„Ja, Seppl," sage ich unvorsichtig und bin schon wieder so in Gedanken, daß ich gar nicht recht weiß, was ich sage. Und auf einmal hält der Junge meine Hand und glänzt über das ganze Gesicht.

„Wirklich? Machst du's denn auch mit Lichtern und Blumen? Wann denn? Gelt, ich darf doch mit und zuschaun? Die Zenz hat mich nie mitgenommen, aber du bist gut, Aga, du tust's, gelt?"

Ich bin ganz erschrocken über das, was meine Zerstreutheit angerichtet hat. Ich sehe das trübselige Gesicht schon, wenn ich nun wieder ‚nein' sagen muß!

Aber auf einmal kommt mir ein Gedanke. Ein wunderlicher vielleicht, aber er hält mich fest. Und ich weiß, daß er in seinem Sinn ist!

Ist denn nicht heute ein Fest für mich? Darf man nicht einen Tag, an dem man innerlich etwas Großes erlebt, auch äußerlich über den Alltag hinausheben? —

So hole ich denn meine zwei alten Weibchen und erkläre ihnen. Sie sind erst unwillig; aber als Marie hört, um was es sich handelt, wird ihr Gesicht sehr zufrieden, und sie nimmt den nächsten besten Besen taten=

durstig in die Hände. Diese wüste Gartenstube ist ihr schon immer ein Dorn im Auge gewesen, wie sie der Zenz ein Gegenstand heftigster Neugier war. Zenz und Marie sind sonst in dauerndem Kleinkrieg über die Grenzen der gegenseitigen Befugnisse Zenz darf keinen Stuhl im Haus anders rücken, und Marie wird förmlich hinausgefaucht, wenn sie den Kopf zur Unzeit in Seppls Stube steckt. Die zwei schimpfen sich dann in reinstem Thüringisch und Boarisch, und keine versteht die andere. Aber heute sind sie einig. Die Zenz schlürft mit eiligen Pantoffeln hinter der Marie drein, und Seppl bleibt allein unter den Kirschbäumen, weil ich auch helfen will.

Die Fensterladen und Fenster, die ich nach des Professors unberufenem Eindringen wieder fest verschlossen hatte, mache ich selbst auf, und zwar diesmal alle drei, so weit es geht, daß die lauwarme, starke, frische Luft in den toten Raum hereinquillt und das grünliche, lebendige Licht, das durch die hellen, jungen Blätter kommt. Über Tischen, Vorhängen, Türgriffen, überall schläft die müde, graue Staubschicht. Die muß aufgestört werden.

Ich lasse den zwei Alten das Reich und bleibe selbst am Schreibtisch, an den mir keine andere Hand rühren darf. Und nach und nach, wie die dichten, grauen Wolken aus den Fenstern in die Sonne stäuben, fängt der tote Raum an zu leben. Auf der Politur der Tischplatten und Stühle laufen spiegelnde Lichtstreifen oder spitze Lichtpunkte auf Ecken und Kanten. Das warme Grün der Stoffe hängt weich, liebkosend auf den Stuhllehnen. Die Bronzegriffe und Verzierungen am Schreibtisch leuchten förmlich.

Es ist mir wunderlich zu Sinn, aber während meine Weibchen schwatzen, fegen und putzen, komme

ich nicht zum Denken. Am Spätnachmittag sind sie fertig. Und auf einmal bin ich allein.

Ganz beklommen sehe ich mich um. Warum habe ich das nur alles getan? Was soll das? War es recht?

Es ist ganz still, nur von draußen klingt die helle, flötende Frage eines Pirols herein. Und ein warmer Windstoß drängt sich ins Fenster und fegt über den Schreibtisch, daß ein paar Papiere sich knisternd wenden, als blätterte einer darin.

Das ist wie Leben. Es ist mir, als müßte nun gleich die Tür gehen und einer hereinkommen, den ich kenne! Und als sähe ich ihn hier am Schreibtisch vor den weißen Blättern, wie ich ihn tausendmal gesehen habe!

Und in diesem Augenblick weiß ich, was ich hier heute will: daß ich das liebe, vergessene Andenken, das ich so lange hinter geschlossenen Läden im Dunkeln versteckt hatte, wieder in das helle, lebendige Licht stelle, das ist der Sinn dieses selbstgeschaffenen Festtags! Daß ich ihm gebe, was ich ihm in blindem, trotzigem Mißverstehen so lange nicht gegönnt habe, und was er doch so liebte: Schmuck und Schönheit und Freude!

Ich laufe in den Garten und hole mir Blumen. Rosen gibt es noch nicht, aber große Zweige weißer, doppelter Kirschblüten und rote und flammengelbe Tulpen. Alle Schalen und Vasen im Haus suche ich her und fülle sie. Und weil Seppl immer von Lichtern redet, hole ich wirklich die zwei großen Silberleuchter, stelle den einen mitten auf den Tisch und den andern vor Klingers ‚An die Schönheit‘ und zünde sie an. Es sieht eigentümlich aus, wie die kleinen Flammen still und gerade in das rötliche Spätlicht hineinbrennen zwischen den Blumen. Wirklich wie ein Kirchenfest.

Und dann hole ich Seppl. Ich war auf einen

lauten Jubelausbruch gefaßt. Statt dessen werden seine Augen nur ganz weit und verklärt, er faßt krampfhaft meine Hand und atmet tief.

Nach und nach taut er auf und will wissen, was für ein Fest das ist. Und ich erkläre es meinem Liebling, so gut ich kann. Ich weiß aber nicht, ob die katholische Kirche mit meiner Auslegung einverstanden wäre: „Wenn die Zenz ein Fest feiert, dann ist das für einen Heiligen. Die Heiligen sind aber auch einmal Menschen gewesen wie wir, als sie auf der Erde waren, nur so gut und fromm, wie wir nicht sind. Und weil wir auch so werden möchten, darum haben wir einen Tag angesetzt, wo wir so recht an sie denken. Sieh, mein Seppl, und ich denke heute auch an einen, der sehr gut war, als er auf der Erde war. Das war mein Vater. Den hab ich so lieb wie du deinen!“

Und dann setze ich mich ans Klavier, weil der Junge auch Musik zu seinem Fest will, der kleine Sybarit. Und ganz unversehens kommt mir die einfache, frische Melodie eines kleinen Studentenliedes unter die Finger, das Vater mich einmal gelehrt hat. Ich sehe mich noch im kurzen Kleid am Klavier lehnen und ihn mit dem behaglich heiteren Ausdruck vor den Tasten. Später, als ich mein Haar schon aufgesteckt trug und auf Bergfahrten sein Kamerad war, haben wir das Lied oft zweistimmig in den Thüringer Wald hineingesungen. Unsere Stimmen paßten so gut zusammen.

Es ist, als ob eine Erinnerung die andere nach sich zieht. Ich greife nur noch mechanisch in die Tasten und sehe hundert Bilder vor den Augen, immer ihn und mich. Die Abende im Garten, wenn die schrägen, roten Lichter lang über dem Gras lagen und wir den geraden Mittelweg auf- und abgingen und sprachen. Die Stunden bei der Lampe in der Gartenstube, wo

seine warmen, klugen Augen mich über das Buch weg ansahen!

Immer neue Bilder! Es ist wie ein Nachhausekommen. Ich bin lange weit weg und verirrt gewesen, und nun gehe ich auf einmal wieder die alten, lieben Wege.

Es steigt mir plötzlich heiß in die Augen, daß ich die Lichter nur noch als schwimmende helle Punkte sehe. Es ist zuviel, was da auf mich einstürzt, stark und froh und schmerzhaft zugleich. Ich lasse mitten im Satz die Hände von den Tasten.

Die alten, lieben Wege, ja. Aber ich gehe sie allein! Allein!

„Aga, wenn das Fest nun vorbei ist, wird die schöne Stube dann wieder zugeschlossen?" fragt Seppl schüchtern dazwischen.

„Nein, mein Junge, die bleibt nun offen. Und wir zwei wollen darin wohnen, alle Tage."

Da antwortet er mir mit einem kleinen, unartikulierten Kinderjauchzer, den ich von ihm noch nie gehört habe.

„Ich will auch die Zenz nie wieder schlagen!" verspricht er freiwillig in seiner überströmenden Freude. Also hat denn die Zenz auch etwas von unserm Fest!

17. Mai.

Und heute?

Es ist alles anders. Die schweren Regentropfen laufen an den Scheiben herunter, der naßkalte Wind fegt wahre Schneegestöber von weißen Kirschblüten durch den Garten

Als ich vorhin zu Seppl hereinkam, lag er blaß, mit matten Augen, klagte über Schmerzen im Bein und war unlustig. Nicht einmal die Erinnerung an die schöne Stube gestern brachte ein Lächeln auf den kleinen, eigensinnigen Mund. Ich habe ihn im Bett gelassen.

Es ist wohl ein Rückschlag von gestern. Dieses sensitive Seelchen muß vor jeder Erregung gehütet werden, auch vor der freudigen. Ich mache mir Vorwürfe.

Aber nicht allein seinetwegen. Ich könnte heute keine Feste feiern. Und ich begreife nicht, daß ich es gestern konnte.

Ja, sein Andenken ist wieder ohne Flecken. Ich kann zu ihm aufsehen, so hoch wie früher — nein, höher. Was ich für Lüge hielt in seinem Leben, das war nichts als Fürsorge für mich, nichts als Güte. Ich war nur blind dafür. Wenn ich sein Bild entstellt und verzerrt sah, so hab ich das mir allein zu danken.

Aber was geschehen ist, ist geschehen. Es wird doch nie wieder wie früher. Das Band zwischen uns bleibt zerrissen.

Und da sollte ich mich freuen und Feste feiern können? —

Er hat mich geführt, solange ich denken kann. Jede Stufe höher, die er erreichte, freute ihn, weil er mich mitnehmen konnte. Jeden Gedanken, den er dachte, gab er mir zuerst in seiner frischesten Ursprünglichkeit.

Aber den einen Gedanken, den er noch nicht aussprechen konnte, den habe ich nicht verstanden, in seinem Sinn zu Ende zu denken. Ich habe mich blind und mechanisch mit auf seine Höhe tragen lassen, aber als ich allein stehen sollte, war ich hilflos und haltlos und fiel.

Sein erstes Kunstwerk sollte ich sein! Ich!

Wenn jemand seinem Leben und Werk ins Gesicht schlägt, es verleugnet, dann bin ich es! Das kann er mir nie verzeihen, auch wenn er mir das andere verzeihen könnte: daß meine Liebe zu ihm so klein und jämmerlich schwach war!

Ja, wenn ich noch zu ihm gehen könnte wie früher

manchmal: verzeih mir! Hilf mir! Ich will wieder gut machen!

Aber das ist vorbei. Er antwortet mir nicht mehr. Es gibt kein Wiedergutmachen!

19. Mai.

Seppl ist heute noch immer nicht recht bei Kräften. Ich mache mir Sorge, die selbständige Verantwortung drückt mich. Ich bin vorhin bei unserm alten Medizinalrat gewesen, er versprach mir, heute nachmittag nach dem Jungen zu sehen.

Dann sah er mir selbst scharf ins Gesicht.

„Na, und was machen wir denn für Streiche, Fräulein Agnes? Wie lange her seit dem Typhus? Ein halb Jahr? Zum Kuckuck, dann ist es aber Ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, jetzt nicht mehr wie Milch und Mondschein auszusehen! Zeigen Sie mal her!"

Es half mir nichts, er untersuchte mich gründlich, Herz und Lunge. Zuletzt schüttelte er den Kopf.

„Alles in Ordnung. Also bloß die verfluchten Nerven. Wahrscheinlich ungesunde Lebensweise, spät zu Bett, viel allein sitzen und lesen und dummes Zeug grübeln statt ordentlich essen und was tun und Seelenruhe und meinetwegen ein bißchen gesunde Langweile. Ja, die Frauenzimmer von heute! Das hat zu viel Verstand und doch keine Vernunft. Es ist ein Unglück. Gottlob, daß ich keine Tochter habe, ich ärgerte mich krank. Aber passen Sie auf, Kindchen, ich lasse Sie jetzt nicht aus den Fingern, bis Sie rote Backen haben. Das bin ich dem seligen Herrn Papa schuldig."

Ich lachte für mich auf dem Rückweg. Seelenruhe, gesunde Langweile! Ich möchte wissen, wo das herkommen sollte. Ich weiß mich keiner Stunde wirklicher Seelenruhe zu erinnern seit Monaten!

Unwillkürlich machen meine Gedanken einen Sprung zurück. München, Georg, die Tage in den Bergen, das Elend nachher.

Ist das wirklich erst Wochen her? Wie wunderlich!

Nicht, daß ich es schon vergessen oder verwunden hätte! Ich träume des Nachts davon. Dann ist alles wie damals.

Aber bei Tag ist es so anders. Was ich in den letzten Wochen innerlich durchgemacht habe und noch durchmache, steht davor wie eine Mauer. Und jenseit der Mauer sehe ich diese nahe Vergangenheit fremd und ferngerückt und in anderm Licht. Und mein eigenes Ich aus verflossener Zeit ist mir etwas Halbfremdes, das ich mir doch vom Leib halten möchte, weil es mir immer weh tut, daran zu denken! —

19. Mai, abends.

Mir ist ganz wirr und wirbelig im Kopf, so schnell ist die ganze Sache gegangen. Der Medizinalrat hat mir den Entschluß ja einfach über den Kopf weggenommen. Alles schon in Ordnung, über Seppl, den Professor, mich selbst verfügt, als ob wir Schachfiguren wären. Aber so ist der Alte. Und man kann ihm nicht einmal bös sein! Mit Seppls augenblicklichem Zustand war er rasch fertig. Eine leichte nervöse Magenverstimmung, weiter nichts. Ein bißchen derber nur drückte er's aus.

Als ich dann aber dachte, nun würde er gehen, fing er plötzlich an, den Jungen auszuziehen. Seppl sah ihn groß an, aber er ließ es sich ruhig gefallen. So grob und barsch der Alte sonst sein kann, mit Kindern ist er zart und gut wie eine Großmutter.

Seppl schrie auch nicht, als er an seinem kranken Bein herumtastete und untersuchte. Dieses arme ver-

kürzte Bein, magerer als das andere, nur am Gelenk geschwollen und hilflos unbeweglich. Mich kam ein Erbarmen an, daß mich's in der Kehle würgte, wie ich das nackte, hagere Kinderkörperchen da ausgestreckt liegen sah und die großen Augen in dem kleinen geduldigen Gesicht.

Der Alte packte ihn nachher wieder langsam ein und sagte kein Wort. Dann ging er mir voran ins Nebenzimmer.

Ein paar kurze sachliche Fragen. Ich erzählte ihm, was ich von Seppls Leiden wußte. Auch daß er seit etwa anderthalb Jahren jetzt außer ärztlicher Behandlung war.

„Hm. So."

Der kurze, breite Mann mit dem grauen Strupphaar lief ein paar Mal stumm im Zimmer hin und her, die Hände auf dem Rücken. Dann blieb er stehen.

„Ist dem Bengel sein Glück, daß sie ihn in Ruh gelassen haben. War auch viel zu früh. Jetzt ist das anders, jetzt hat er mehr zuzusetzen. Fräulein Weddigen, ich will nicht Kampf heißen, wenn wir ihn nicht wieder auf die Beine bringen. Gar keine Fisimatentchen, nur vernünftige Ernährung, regelmäßige Massage, ein paar Wochen Oeynhausen. Und nicht immer das verwünschte Stilliegen. Jeden Tag Gehversuche, auch wenn's weh tut. Der kleine Kerl hat Courage, das hab ich schon gesehen. Der beißt die Zähne zusammen und hält's durch."

Er räusperte sich geräuschvoll.

„Natürlich, eins gehört absolut dazu: ein vernünftiger Mensch, der die ganze Geschichte versteht und selbst in die Hand nimmt, Massage und alles. Einer, der nur für den Jungen da ist. Die alte Person da drin" — er zeigte mit dem kurzen, plumpen Daumen über

die Schulter nach der Tür, hinter der Zenz mit dem Jungen sprach, — „die mag ganz brav sein, aber hierfür taugt sie nicht."

Er war einen Augenblick stumm. Dann schlug er mich auf die Schulter.

„Hören Sie mal, Agneschen, Sie stehlen doch bloß dem lieben Herrgott den Tag, Sie können gar nichts Gescheiteres tun, als die Sache übernehmen."

„Ich?" Ganz entsetzt sah ich ihn an, „aber ich verstehe das doch nicht! Besonders die Massage —"

„Dummes Zeug, verstehen! Zum Kuckuck mit den gelernten Masseusen und dem neumodischen Kram! Ich kenne Sie nun, seit Sie drei Käse hoch sind, und weiß, ob ich mich auf Sie verlassen kann. Ich komme jetzt vierzehn Tage her und zeige Ihnen die Geschichte und gebe Ihnen ein bißchen praktischen Anatomiekursus. Das bringen wir beide wohl noch zustande. Natürlich, Kinderspiel ist das nicht, und besonders im Anfang greift es höllisch an. Dann heißt es eben die Ohren steifhalten und sich zusammennehmen. Aber das schadet keinem Menschen und Ihnen erst recht nicht. Natürlich müssen Sie dann auch mit nach Oeynhausen.

Dieses rasche Bestimmen über mich, diese Flut von fertigen Plänen machte mich ganz stumm. Ich wagte keinen Widerspruch.

„Aber der Professor? Seppls Vater?" schob ich nur schüchtern ein.

„Der? Da haben Sie nur keine Angst, den nehme ich auf mich. Sie schreiben ihm jetzt erst nur, daß Sie mich wegen des Magens konsultiert hätten und daß ich dem Jungen etwas Massage verordnet hätte. Weiter nichts. Auch nichts von Gehversuchen und Badereise. Wenn die Zeit dafür kommt, geben Sie mir die Adresse, und ich rücke ihm selbst auf den Pelz. So gottver-

lassen wird er doch nicht sein, daß er seinem Sohn das bißchen Chance zur Gesundheit nicht gönnt! Oder ist er ein Knauser?"

Ich mußte lachen. Der Professor mit seiner unpraktischen Sorglosigkeit und seiner immer hilfsbereiten Hand ein Knauser!

„Na also. Das ist abgemacht, was? Morgen früh komme ich."

Abgemacht. Als ob ich keinen Willen hätte, habe ich den alten Murrkopf über mich verfügen lassen! Habe mir da ohne Besinnen eine große, ernsthafte Aufgabe in die Hände drücken lassen, ohne zu wissen, ob ich ihr gewachsen bin!

Eine plötzliche Furcht davor kommt mir jetzt. Kann ich denn nicht mehr zurück?

Wenn ich dem Doktor nun morgen erklärte, ich traute es mir nicht zu? Oder ist das unrecht?

Ach, nur jemand haben, der mich anhört, mir rät! Nur Klarheit darüber: dies ist dein Weg und kein anderer!

20. Mai.

Vater! Vater!

Nun weiß ich, daß alles wieder gut ist! Daß du mir verzeihst, daß ich dich wiederhabe, nicht greifbar und irdisch zwar, aber tausendmal näher, tiefer, wahrer!

Ich glaube nicht mehr an den Tod! Ich glaube nur an das Leben, wie auch du daran glaubtest!

Das Leben hat tausendmal tausend Hallen, alle weit und hell und eine von der andern geschieden durch verschlossene Türen. Wir kennen nur diese einzige, in der wir sind. Und bisweilen nimmt das Leben einen von uns an der Hand und führt ihn geheimnisvoll weg,

und wir sehen ihm nach bis in die verschlossene Tür und weiter nicht.

Wir nennen das Tod. Aber es ist nur ein Fortgehen, kein Vergehen. Und es gibt Botschaften durch verschlossene Türen, zwischen Seelen, die sich hier sehr nahe waren. Kleine, zufällige Erdendinge können solche Botschaften bringen!

Ich wollte dem Professor schreiben. Und lege mir langsam und in Gedanken Briefbogen zurecht auf dem Schreibtisch, wo Vaters Bild steht. Mir fällt ein, daß ich zugleich auch endlich die Briefe zurückschicken muß, ich habe ja Abschrift gemacht.

Ich nehme das kleine Päckchen aus der Lade und blättere zerstreut darin herum, lasse irgendeine beliebige Seite offen liegen und sehe darauf herunter. Erst nur gedankenlos. Dann lese ich ein Wort und noch eins und zuletzt den ganzen Satz und weiter:

„Ich kann nicht jammern um Dinge, die unabänderlich sind. Die Reue, die ich anerkenne, sieht vorwärts und nicht zurück — — — — — — — —
— — — — wer noch eine Aufgabe hat, der hat eine Leiter, die wieder hinaufführt. Ich habe einen so starken, unbegrenzten Glauben an das Leben, daß ich ihm zutraue, auch noch aus den Scherben einer mutwillig oder gedankenlos zerstörten Existenz etwas Ganzes und Volles zu schaffen. Es läßt uns zwar die Folgen unserer Jugendsünden tragen, aber es legt es in unsere eigene Hand, diese Folgen so zu tragen, daß sie aus Buße Gnade werden“ — —

Ich kannte die Sätze ja schon Wort für Wort. Ich hatte die Briefe gelesen und kopiert, ohne mich gerade hier besonders berührt zu fühlen.

Aber ich wußte auf einmal bestimmt: das kommt

von ihm — jetzt in diesem Augenblick, von seiner Seele zu meiner, als Botschaft, die zu mir reden, in mein Leben eingreifen soll!

Es gibt Empfindungen jenseit von Wort und Wiedergabe. Dieses war so. Es war ein starkes, frohes, ehrfürchtiges Erschrecken — die Gewißheit einer persönlichen Berührung. Und ein plötzliches Hellwerden bis in jeden Winkel meiner Seele herein!

Wie ein Bild sah ich sein Leben und meins. Und sah in beiden aus der Tiefe herauf die eine große, aufsteigende Linie.

Ich verstehe, was du mir sagst, Vater. Aus meiner Tiefe heraussteigen lernen, wie du es mir vorgetan hast! Und die Leiter ist die Aufgabe, diese Aufgabe, die mir da heute in die Hand gelegt ist, ohne daß ich danach gesucht und gefragt hätte!

Alles so einfach und klar. Einem Kind habe ich damals in meiner Leidenschaft die Liebe stehlen wollen, auf die es ein Recht hatte. Einem Kind soll ich nun wieder Liebe und Sorge geben, die ihm fehlt. Eine Buße, die Gnade werden muß, die es schon ist!

Alles so klar und einfach! Aber gerade das Einfache ist das Wunder!

Und ich weiß auf einmal, warum die Kinderhände mich festhalten mußten, damals, als ich schon fertig war zu gehen: weil ich noch kein Recht hatte, zu gehen, weil ich meiner Vergangenheit noch eine Zukunft schuldig war! Reue, die vorwärts sieht!

Und ich weiß, warum diese Vergangenheit sein mußte, wie sie war: weil ich nur so und nicht anders wiederfinden konnte, was ich verloren hatte, mein Liebstes, Heiligstes, den Glauben an meinen Vater!

Und ich weiß, daß diese Zukunft nicht arm werden wird, sondern sehr reich; nicht weil sie mir zu geben

hat, sondern weil ich geben darf, mit vollen Händen schenken und ausschütten, was ich nur habe an Liebe, über dieses arme Seelchen, das es nötig hat!

Ich weiß, ich weiß — ach, tausend neue Dinge! Es ist wie ein großer, stummer Jubel. Ich halt's nicht mehr aus allein, ich laufe hinunter und an des Jungen Bett.

Der liegt und schläft und hat sogar etwas Farbe auf den Bäckchen. Und ich stehe vor ihm, schaue ihn an, höre nichts als die Uhr, die Zeit, wie ticktack jede Sekunde aus Zukunft Vergangenheit wird — und seinen warmen, ruhigen Atem im Schlaf. Ganz traumhaft feierlich wird mir auf einmal. Das große, wunderbare Leben fühle ich mir ganz nah und vertraut. Hier greifbar und sichtbar in diesem warmen, atmenden, kleinen Geschöpf, das ich lieb habe — und ebenso nah in einer geliebten, unsichtbaren Gegenwart. Und ich selbst eins mit beiden, eins mit dem Leben selbst!

Ich sage: das Leben — wie du sagtest, Vater. Seppl faltet die Hände und sagt: lieber Gott.

Aber Beten ist beides!

Agnes Weddigen an Professor Bernhardi.

Eisenach, 20. Mai 1901.

Geehrter, lieber Herr Professor!

Hier gebe ich Ihnen die Briefe meines Vaters, Ihrem Wunsch gemäß zurück. Ich möchte ein stärkeres, wärmeres Wort finden als das alltägliche: Dank! Aber es gibt keins. Und so danke ich Ihnen denn aus dem Herzen heraus!

Die Briefe sind Ihnen selbst ja wert, und Sie wußten, daß Sie mir Wertvolles damit gaben. Aber wieviel, das können Sie nicht wissen. Nicht nur eine

Erinnerung an ihn, sondern ihn selbst! Ich bin nicht mehr im Streit mit dem Toten. Jedes harte Wort und jeden bösen Gedanken bitte ich ihm heute ab. Ihnen, seinem Freund, muß ich das aussprechen.

Und ich bin noch nicht zu Ende mit Danken. Ich möchte Ihnen auch noch sagen, wie es mich freut, daß Sie mir den Jungen gebracht haben!

Ein paar Tage lang ging es ihm zwar nicht gut. Ich habe, um nichts zu versäumen, den Arzt, Medizinalrat Kampf, zugezogen, der ihm eine einfache Kur von Massage und Diät verordnet hat. Wir haben, Ihr Einverständnis voraussetzend, gleich damit angefangen.

Also noch einmal — ich gebe Ihnen die Hand und sage: Dank, nichts als Dank!

Ihre A. Weddigen.

Eisenach, 6. Juni 1901.

Lieber Herr Professor!

Nein, behalten Sie die Briefe! Es braucht Ihnen nicht leid zu tun, daß Sie sie zurückforderten. Und selbst wenn, wie Sie schreiben, Ihr ausgesprochener Wunsch der Rücksendung auch nur eine Kriegslist war, um mich zum Lesen zu zwingen — eine List, die ich Ihrem ehrlichen Gesicht übrigens nie zugetraut hätte! — so bitte ich doch: behalten Sie die Briefe! Das Beste und Schönste daraus besitze ich ja, und für immer. Ich brauche keine Äußerlichkeiten mehr, um mich an den zu erinnern, den ich verloren hatte und nun wiederfand!

Seppl will seinem Vater nächstens selbst schreiben. Er ist den ganzen Tag im Freien oder in unserer großen, hellen Gartenstube uud freut sich durch Kirschblüte, Flieder und rote Pfingstrosen so sacht in den

Sommer hinein. Und ich freu mich mit ihm und an ihm!

Wir zwei grüßen von Herzen!

Ihre Agnes Weddigen.

Eisenach, 18. Juni 1901.

Heute nur ein paar Zeilen auf dem knappen Raum, den mir Seppls anspruchsvolle steifbeinige Buchstaben übrig lassen. Uns geht's gut, schreibt er. Ja, fast zu gut. Bisweilen habe ich Gewissensbisse, daß ich ihn hierbehalte, wenn Sie aus Ihrer steinernen Stadt heraus so einen bärbeißig-lustigen Stoßseufzer nach freier Sonnenluft und nach Ihrem Buben tun. Aber vielleicht werden Sie sich noch einmal darüber freuen; damit spricht mein Egoismus das Gewissen zur Ruhe! Und wenn Sie im Spätsommer hier Ferien machen, sollen Sie's ebenso gut haben wie wir!

Ihre A. W.

Aus Agnes Weddigens grünen Heften.

2. Juli.

Blühen denn wirklich die großen, weißen Klematissterne am Haus schon und die purpurroten Büschelröschen mit dem starken Gewürzduft?

Es ist der Jahrestag von meines Vaters Tod. Ich habe eine Handvoll von beiden gepflückt und vor die Bilder in der Gartenstube gestellt, die kleine Silberstiftzeichnung meiner Mutter und Vaters Bild. Neulich habe ich die kleine Änderung gemacht und die Bilder dort nebeneinander gehängt. Mir ist, als ob die beiden in mir, ihrem Kind, jetzt wieder einig geworden sind.

Mutters zartes Gesicht ist wie die weißen Stern-

blumen. Und ich weiß, daß Vater die kleinen roten Rosen liebte. Wir haben oft zusammen hier davor gestanden und uns gefreut, wenn die Ranken voll üppiger kleiner Sträuße hingen. Es ist alles im Garten noch so, wie er es gern hatte, und soll auch so bleiben.

Vor einem Jahr sah ich die Rosen in Weddigenhof blühen. Ich sehe die altmodische Veranda noch, um die sie herumhingen, und höre Onkel Franzens Lachen am gemütlichen Teetisch. Damals ahnte ich noch nicht, was mir Furchtbares nah bevorstand.

Ich treibe keinen Datenkult, aber eine gewisse Macht hat die Vorstellung: heute vor einem Jahr! doch über mich. Ich weiß nicht, was dem zugrunde liegt. Vielleicht der Gegensatz zwischen der Vergänglichkeit alles Menschenlebens, auch des höchsten und besten, und der ewigen ruhigen Wiederkehr der gleichgültigen Naturdinge. Die Sonne steht über den Gartenwegen wie vor einem Jahr, die Grasrispen biegen sich im Wind, die Stockrosen prahlen steif und hoch mit ihren roten Farben wie damals. Nur das, was der eine Tag uns genommen hat, kommt nie wieder!

Ich bin durch den dämmerigen Garten gegangen und habe an früher gedacht und an ihn!

Wie weh das tut! Dieses Tasten in der Erinnerung nach tausend lieben unbedeutenden Augenblicken, die man damals achtlos vorbeigehen ließ, weil es ja so viele gab! Irgend ein kleiner, gütiger Scherz, ein Tonfall der Stimme, mit dem er einen bei Namen rief, fällt einem wieder ein. Da stand er — so ging er den Weg entlang! — und auf einmal sind die Augen einem heiß und dunkel von Tränen.

Ich entsinne mich, daß er mich, damals ein kleines Ding, an den Zöpfen zog: „Blondchen, dein Haar wird zu lang. Lange Haare, kurzer Verstand! Wollen

wir's nicht lieber abschneiden?" Und wie herzlich er lachte, daß ich es ernst nahm und ihm die große Papierschere brachte!

Ich wollte lachen bei der kleinen Erinnerung, aber auf einmal war Weinen daraus geworden.

Das sind allerbitterste Stunden. Was hilft es, daß man sich vorspricht: das Beste von ihm hast du behalten, seinen Geist, sein Wesen, in dem du heute weiterlebst!

Das Beste? Schatten, Nebel, der einem in der Hand zerfließt! Den Menschen will man, die liebe, wirkliche Gegenwart, die warme, feste Hand, das Auge, die lebendige Stimme!

Ich bin heute abend nicht mehr an des Jungen Bett gegangen wie sonst immer. Was man verloren hat an Liebe, das kann keine neue einem ersetzen. Das Kind, das mich lieb hat, braucht mich, will etwas von mir. Er wollte nichts, er gab immer wieder: Güte, Nachsicht, Sorge, Liebe! —

5. Juli.

Ich halte meine schüchtern wachsende Seelenruhe in der Hand, so vorsichtig wie Seppl den zarten Federball einer Butterblume ins Licht hebt und den Atem anhält, um ihn nicht in alle Winde zu blasen.

Ruhsam! Ich habe als Kind über das altmodisch gemessene Wort lachen müssen. Aber in diesen Wochen lerne ich es begreifen als eins der schönsten Worte, die wir besitzen!

Ruhsame Wochen sind es, die wir leben. Es bläst kein Wind über die Gartenmauer in unsere Stille herein. Was jenseit der Mauer ist, geht uns nichts an. Es gibt überhaupt keine Menschen außer uns: Seppl, ich, Zenz, Marie und bisweilen noch der Medizinalrat.

Nicht einmal Briefe wehen über die Mauer herein. Der Professor schreibt nur alle vierzehn Tage einen kurzen Wisch. Es ist wunderlich — so ein Mensch, an dem jedes Haar und jedes Fingerglied gesundes, frisches Leben ist, und dabei Briefe von einer Farblosigkeit und eiligen Kürze, als ob ihm jedes Wort unbequem ist hinzukritzeln. Das ist's auch wohl. „Die Feder ist ein widerhaarig Ding," meinte er einmal, „und Tinte hat keine Farbe!"

Es ist auch nur gut, daß er keine Korrespondenz verlangt. Ich beschränke mich auf kurze Berichte über Seppls Gesundheit als Anhängsel an die lieben ungeschickten Kinderbriefchen, die der kleine Mann jede Woche verfaßt. Ich habe nicht mehr Zeit. Kaum, daß ich bisweilen, wenn ich's gar nicht lassen kann, eine heimliche Plauderstunde halte mit mir selbst und der Nacht da draußen vor meinem offenen Fenster, die ganz voll von Jasminduft ist!

Zu mehr reicht's meist nicht; nicht nur die Zeit, auch die Kräfte. Der Medizinalrat hatte recht mit seinem ‚es ist höllisch angreifend'. Körperlich ruhsam waren diese Wochen nicht, eher das Gegenteil.

Ich bin dem Alten zu Anfang ein paar Mal fast böse gewesen, wenn er mich anfuhr wie ein faules Schulkind.

„Nur nicht getan, als ob Sie eine Prinzessin sind! Ordentlich zufassen! Wenn der Bengel es aushalten kann, können Sie's auch! Dreischockschwerenot, haben Sie denn keine Augen im Kopf? Da hinaufstreichen, habe ich gesagt! Passen Sie gefälligst auf! Und mehr Kraft, Kraft!"

Die hellen Tropfen standen mir auf der Stirn und die Tränen in den Augen. Wenn der Alte ging, warf ich mich schachmatt aufs Bett. Aber nach vier-

zehn Tagen schalt er weniger. Und nach drei Wochen kam er nur noch alle drei Tage.

Ich halte es jetzt auch schon besser aus. Meine Stunden sind vom Morgen bis zum Abend angefüllt. Neben der Sorge für Seppls körperliche Pflege auch noch die geistige.

In den Nachmittagsstunden sitzen wir zusammen über einer Schiefertafel oder einem Märchenbuch und studieren; das Lesen geht schon viel besser als das Schreiben. Ich habe meine helle Freude an der Lerngier, die in dem Jungen so stark ist, daß ich immer nur hemmen muß. Besonders die Natur muß ich ihm erklären in tausend großen und kleinen Dingen, Sterne und Berge und Käfer und Moosblüten.

Ich denke daran, wie ich an den gleichen Gartenplätzen als Kind zwischen meines Vaters Knieen stand und zuhörte. Sogar die Redewendungen fallen mir wieder ein, wie aus einer vergessenen Tiefe auftauchend. Ich gebe heute nur weiter, was er mir damals gab. Das wuchs aus seinem reichen Leben heraus in meins; und ich lege heute, was ich habe, in die kleinen, bettelnden Bubenhände: tu dein Teil dazu und gib's weiter zu d e i n e r Zeit!

9. Juli.

Neulich, wie Seppl im Bett liegt, die Faust über den Kopf geworfen, und in seinem tiefen Kinderschlaf atmet, bleibt die Zenz vor ihm stehen und schüttelt den Kopf.

„Wenn der Bub schlaft, ist das just, als wenn ich das Margretl da seh, seine Mutter selig. Auch so a weißes Gesichtl; nur die Augen, wann er aufmacht, die sind net so wie ihre.“

Seppls Mutter! Ich habe noch nie an sie ge-

dacht. Aber jetzt auf einmal, wie ich den Jungen ansehe, kommt mir ein großes Mitleid. Nicht mit ihm, trotzdem er keine Mutter hat. Mitleid mit der fremden Frau, die unter der Erde liegt, die nur die Mutterqual um ihr Kind hat erfahren dürfen und nichts von Mutterfreude!

Ich habe ja immer geglaubt, eins ohne das andere wäre nicht möglich. Ich habe nie gewußt, daß man etwas Kleines, nur weil man's hütet und hegt, so lieb haben kann!

Sie hat aus der Welt gehen und diesen ganzen Reichtum fremden Händen lassen müssen. Seppl weiß kaum mehr, als daß die Mutter ein Engerl ist. Den Professor habe ich nie von ihr sprechen hören.

Ich versuche vor dem schlafenden Jungen mir ein Frauengesicht vorzustellen, ähnlich wie er, schmal, mit blonden Haaren und sehr blaß. Und das neben dem Professor!

„Sie haben Seppls Mutter gut gekannt, Zenz gelt?"

Sie sieht mich ganz beleidigt an.

„Gekannt? Auf dem Arm getragen hab ich das, Margretl, als es noch net so groß gewesen ist wie der Bub da! So a Mädle wie das, so a bravs! Und hat einen heiraten müssen, der net den rechten Glauben hat! Arg kränkt hat mich's immer. Und die lieben Heiligen auch. Drum hat's auch so früh sterben müssen."

Ihr altes Bauerngesicht ist hart und bekümmert.

„Aber der Herr Professor ist doch so gut, Zenz."

„Ja, ja, arg gut ist er schon. Kein böses Wörtl und kein grantigs Gsicht hat das Margretl von ihm gesehen. Aber den rechten Glauben hat er halt net. Und das hat's Margretl auch kränkt, grad weil's ihn so lieb gehabt hat. ‚Zenz,' hat's immer gesagt,

‚wenn er nur irgendwas glauben tät! Aber er ist gar nichts Rechts. Ich muß für ihn beten, Zenz.'"

Ich sehe auf einmal deutlich alles vor mir: die blasse Frau mit den vorwurfsvollen Augen und der bigotten Beschränktheit in jedem Wort. Und jeden Mittag bei Tisch ihr gegenüber der rotköpfige Riese mit dem freien, herzhaften Lachen und der unverwüstlichen Geduld in den Augen, die er jetzt auch noch für Seppls Krankenlaunen hat. Wunderliches Zweigespann! Wie er nur an sie gekommen war? Und was sie ihm wohl war?

„Hat der Professor seine Frau sehr lieb gehabt?" denke ich plötzlich laut und wundere mich dann selbst über meine Frage. Zenz reißt erstaunt die Augen auf.

„Warum denn net? Sie ist doch halt seine Frau gewesen!"

Ach so. Das ist Grund genug. Damit ist für Zenz alles erledigt.

Für den Professor denn auch? War der auch mit so wenig zufrieden? Oder war seine Ehe eine Enttäuschung?

Aber er könnte nicht so an dem Jungen hängen, wenn ihm die Mutter nichts gewesen wäre!

Das Problem läßt mich nicht so schnell los. Der Professor ist mir so fremd und neu von dem Standpunkt aus.

„Zenz," frage ich noch einmal, „wie hat der Herr Professor seine Frau denn eigentlich kennen gelernt? Wie kam das?"

Aber das alte Gesicht hat auf einmal hundert mürrische Falten.

„I weiß net. Die Geschichten sind lang her, die kann eins net immer behalten. Dem Buben sein Bad,

wenn's Fräule mal nachschaun will. Das muß bald heiß sein."

Das hast du für deinen Vorwitz! Kümmere dich um deine eigene Sache!

Professor Bernhardis Frau, Professor Bernhardis Ehe — was geht dich das an, Agnes Weddigen?

11. Juli.

Die Zenz schwankt mir gegenüber zwischen Eifersucht und Dankbarkeit. Wenn Seppl, der im Bewußtsein seiner Macht sich schon als Haustyrann aufspielt, uns alle den Morgen lang herumkommandiert, knurrt sie in ihre Mützenschleife herein.

„Tu nur net so, als wenn du hier daheim bist, Bub, nichtsnutziger! Wann das Fräule mal heiraten tut, bist doch überhin!"

Er sieht mich ernsthaft an und überlegt den Fall gründlich.

„Heiraten? Was ist denn das?"

Ich bin einen Augenblick in Verlegenheit.

„Das ist, wenn zwei Menschen sich so lieb haben, daß sie ihr Leben lang beisammen bleiben wollen, Seppl."

Er hört zu; und auf einmal hat er eine Erleuchtung.

„Bloß das? Wir zwei haben uns doch lieb, Aga, gelt? Wir bleiben doch beisammen! Schaugst, Zenz, die Aga ist ja schon geheiratet, die braucht keinen net, sie hat mich ja! Gelt?"

„Gelt? Ja, mein Bübchen, mein liebes! Ich hab dich ja!" —

Der Medizinalrat fing gestern plötzlich von Oeynhausen an. Es ist jetzt Zeit, sagt er. Er will dem Professor selbst schreiben, in acht Tagen sollen wir reise-

fertig sein. Ich weiß nicht, warum mir in dem Augenblick plötzlich einfiel: wenn der Professor nun „nein" sagt! Wenn er den Jungen selbst wiederhaben will!

An meinem Schrecken bei dem Gedanken merkte ich, wie sehr der Junge mir schon ans Herz gewachsen ist. Es kommt mir fast wie eine Ungerechtigkeit vor, daß ich nicht allein über ihn zu bestimmen habe!

Agnes Weddigen an Professor Bernhardt.

Eisenach, 18. Juli 1901.

Geehrter Herr Professor!

Ihr Brief im Lapidarstil hat mir einen solchen Schreck eingejagt, daß ich mich sofort hinsetzen und Ihnen mit wendender Post schreiben muß.

„Das ist für Sie ein Opfer. Opfer kann ich nicht annehmen. Daraus wird nichts!"

Das ist jedenfalls deutlich ausgedrückt, und ich will versuchen, in meiner Antwort ebenso kurz und deutlich zu sein.

Meiner Ansicht nach haben Sie kein Recht, nein zu sagen, um des Kindes selbst willen. Medizinalrat Kampf, der Seppl behandelt, ist ein durchaus vertrauenswürdiger, erfahrener Arzt, der die Kur sicher nicht verordnet hätte, wenn er sie nicht für notwendig und hoffnungsreich hielte. Er deutete mir sogar die Möglichkeit späterer völliger Wiederherstellung an. Wollen Sie die Verantwortung auf sich nehmen, dem Kind diese Möglichkeit vorzuenthalten? Ist es nicht einfach Pflicht, sie ihm zu verschaffen, selbst wenn es Opfer kosten sollte?

Am liebsten möchte ich von mir selbst gar nicht reden. Aber da Sie von Opfern meinerseits sprechen, so kann ich an der Frage nicht vorübergehen.

Sie wissen, daß ich allein in der Welt stehe. Irgendwo muß ich leben. Wenn ich also hier für einige Wochen mein Haus zuschließe und in Oeynhausen lebe, so liegt in dieser Ortsveränderung für mich durchaus kein Opfer. Sogar so wenig, daß ich mir Ihr Ja als freundschaftliche Gunst erbitte. Es würde mir schwer, mich jetzt schon von Seppl zu trennen!

Also nicht wahr, ich darf auf dieses Ja rechnen? In der Voraussetzung mache ich unsere Reisevorbereitungen. Und ich glaube fast, daß sogar ein Nein mich darin nicht stören wird.

Ihre ergebene

A. Weddigen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aus Agnes Weddigens grünen Heften.

22. Juli.

Endlich, endlich! Ein Brief vom Professor! Wieder nur ein Wisch, kaum zehn Zeilen in seiner knorrigen Handschrift — aber ein Ja!

Ich war auf ganz anderes gefaßt gewesen. Mein Brief an ihn reute mich, sowie er abgeschickt war. Ich war ja freilich außer mir, aber ich hätte doch mehr bitten müssen, sagte ich mir. Seppl ist doch schließlich sein Sohn, über den er zu bestimmen hat. Es ist nicht meine Sache, ihn an seine Pflicht zu erinnern.

Aber er sagt ja! Ohne weitere Bedingungen, mit ein paar Scherzreden, wie er sie gern macht.

Nur der eine Satz machte mich einen Augenblick stutzig, es kam mir vor, als ob unter dem Scherz ein heimlicher Ernst steckte.

„... vergessen Sie nur nicht, daß ich auch noch ein ganz klein wenig Recht auf meinen Buben habe!"

Aber ich habe keine Zeit zum Nachdenken. Mit dem Brief in der Hand laufe ich in den Garten, wo Seppl unter der Linde sitzt und Zenz mit dem Strickzeug bei ihm.

„Seppl! Zenz! In drei Tagen reisen wir ins Bad!"

Die Zenz hört auf zu stricken.

„Ins Bad! Heiliger Josef! Dös viele Wasser, das er schon geschluckt hat! Als wenn die liebe Muttergottes den Buben net auch so könnt gesund machen, wenn sie nur wollt! Geht's Fräule denn auch mit?"

Ihr verschrumpeltes Altweibergesichtchen hat einen mißtrauischen Ausdruck. O Zenz, ich erkenne dich! Eifersüchtig bist du! Los sein möchtest du mich!

„Natürlich gehe ich mit! Was sollte der Seppl denn wohl ohne mich anfangen?"

Sie fängt heftig wieder an zu stricken.

„Dafür ist die Zenz au no da. Was sagt denn der Herr Professor dazu? Kommt der net auch?"

„Nein. Der bleibt in München."

„Der arme Herr! Für den ist's arg, so lang allein sitzen. Gelt, Büble, du möchtst au lieber zum armen Vaterl? Net ins Bad?"

Aber Seppl schüttelt gefühllos den Kopf.

„Net zum Vater. Bei Aga bleiben."

Mich beißt auf einmal das Gewissen, die Stelle im Brief fällt mir ein.

Kinder sind so vergeßlich. Sie sind wie kleine Tiere, wer sie füttert und pflegt, an dem hängen sie. Und wenn sie in andere Hände kommen, vergessen sie das Alte über dem Neuen.

Ich muß mir auf einmal den Professor in seinem

großen, leeren Haus vorstellen. Alle Stuben unbewohnt, und kein Mensch, mit dem er ein Wort reden kann! Mir fällt ein, wie lustig und zärtlich der große, derbe Mann mit diesem kleinwinzigen Menschlein umging, und wie er mit ihm lachen und sich freuen konnte. Und jetzt behalte ich diese Freude egoistisch für mich, und er kann sehen, was er anfängt!

Unsinn! Ist das denn Egoismus, wenn ich den Jungen gesund pflegen möchte?

Ich bin ganz ärgerlich auf die Zenz mit ihrem Unken. Die hat mich erst darauf gebracht!

„Wir schreiben Vater bald einen langen, schönen Brief, nicht, Seppl? Du hast Vater doch sehr lieb?"

„Ja, Vater auch!" erklärt er kaltblütig, „aber zuerst dich!"

Es hilft nichts. Und ich Unmensch freue mich noch heimlich! Ich hätte singen mögen, wie ich ins Haus zurücklief, um meinen großen Münchner Koffer vom Boden transportieren zu lassen.

24. August.

Die Oeynhauser Wochen liegen hinter uns. Einförmiges Pensionsleben, Kurmusik im verregneten Park und überall um einen herum in Kissen und Fahrstuhl dieses blasse, hilflose Menschenelend, das sich einem wie eine Last aufs Herz legt.

Ich bin froh, meinen Seppl wieder hier in meinem eigenen kleinen Reich zu haben. Nur gute und helle Eindrücke möchte ich ihm geben, nicht den schadenfroh egoistischen Trost: es gibt Leute, die schlimmer daran sind als du!

Es ist wohl ein Erbteil meines Vaters, daß ich diesen Trost nie verstanden habe. Ich weiß, wie er auf dem Punkt dachte: im Unglück sich an der Ge-

wißheit aufrichten, daß es noch glückliche Menschen gibt! Immer auf das Große, Ganze sehen. Die Sonne ist noch auf der Welt, wenn auch dein kleines Stück Land eine Stunde lang im Schatten liegt!

Es ist mir immer ein schmerzliches Glück, ihn mir so nah verbunden zu wissen, daß ich seine Gedanken als neue, eigene selbst erlebe und für mich daran weiterbaue.

Wenn nur so eine Heimkehr wie gestern in das leere Haus, wo ich mir das Willkommen nur von den stillen Augen des lieben Bildes im Gartensaal holen kann, das persönliche Vermissen nicht jedesmal wieder frisch und bitter machte! —

Der Medizinalrat war heute früh gleich hier, ich hatte ihn unsere Rückkehr wissen lassen. Er untersuchte Seppl, fand ihn noch angegriffen von Reise und Kur und erklärte, in ein paar Tagen wiederkommen zu wollen.

Nun drückt mich der Gedanke, daß er die Kur vielleicht nicht so gelungen findet, wie er erwartet hatte. Ich quäle mich, ob irgend etwas dabei versäumt ist, ob ich auch getan habe, was in meinen Kräften stand! Was gäbe ich darum, meinem kleinen Liebling ein Stück Gesundheit zu verschaffen!

27. August.

Seppl steht! Wirklich und gewiß auf beiden Füßen, noch ängstlich zwar und nur eine halbe Minute lang — aber er steht!

Der alte Medizinrat, wie Seppl ihn nennt, hat das Wunder fertig gebracht. Es ist ja schon mein tägliches Erstaunen, wie zutraulich er mit seiner bärbeißigen Freundlichkeit den scheuen Jungen schon gemacht hat.

Ich war nicht gleich mit in Seppls Stube gegangen. Hinter der Tür hörte ich schon seinen knurrigen Baß und die helle, eifrige, kleine Stimme dazwischen.

Und wie ich hereinkomme, sehe ich, daß er den Jungen auf den Knieen hält und ihn gerade sacht heruntergleiten läßt, daß die Füße auf den Boden kommen.

„So ist's recht! So, mein Junge!"

„Doktor, was ist das? Was machen Sie mit ihm?"

Der Alte achtet gar nicht auf mich, nur Seppl steht auf, ein Tränchen auf der Backe, aber er lacht mich tapfer an.

„Na, nur zu! Den Fuß fest aufsetzen! Was? Heulen? Schwerebrett, wir sind doch keine Memme und kein kleines Mädel!"

Seppl steht wirklich, aber nur erst auf dem gesunden Bein. Nun schiebt er das andere auch vor, ungeschickt tastend und ängstlich, und verzieht den Mund dabei.

„So, nun mal einen Schritt! Nein, mit dem andern Fuß! Tapfer!"

Der kleine Mann sieht mich hilfesuchend an, aber er versucht's richtig, hebt das gesunde Bein, daß er zwei, drei Sekunden auf dem armen kranken steht, und wirft sich dann mit einem kleinen Schrei zurück.

Der Doktor lacht, wie er ihn wieder aufs Knie nimmt.

„So, so. Das bißchen Wehtun schadet nichts. Für heute ist das genug, morgen haben wir schon mehr Courage, was? Und wenn der Papa kommt, spazieren wir ihm kreuzfidel entgegen. Der wird Augen machen!"

Seppl lacht auch, aber er schluchzt zugleich, und

wie er im Fahrstuhl ist, wirft er mir fest die Arme um den Hals.

„Hast du's gesehn? Ein bißchen weh tut es. Arg weh. Aber ich bin ja ein Bub!"

Ich laufe, nein, ich stürze dem Medizinalrat nach, der noch auf dem Vorplatz seinen vorhin weggelegten Zigarrenstummel sucht.

„Doktor, ist das denn möglich? Wird es wirklich besser? Und das haben wir Ihnen zu danken!"

Er zieht die grauen borstigen Augenbrauen zusammen.

„Na, nun nicht gleich so außer Rand und Band vor Freude. So weit sind wir ja. Aber ich habe da nicht viel hereingepfuscht, da hilft sich die liebe Natur selbst, wenn wir ihr nur ein bißchen den rechten Weg freimachen. Und dies ist auch erst der Anfang. Das ist eine lange Geschichte. Noch ein paar Jahre solch eine Badekur und zwischendurch alles so weiter wie jetzt, dann kriegen wir ihn wohl auf die Füße. Aber Geduld gehört dazu. Guten Morgen!"

Ein paar Jahre noch! Aber es ist doch die Möglichkeit da, daß er gesund wird! Ich sehe ihn schon über den Rasen laufen, lachend und frisch wie die andern Kinder, denen er jetzt oft mit so frühaltem Ernst in den Augen vom Fahrstuhl aus nachsieht!

Ich habe mir etwas ausgedacht und mit Seppl besprochen: wir wollen dem Professor noch nichts von den Gehversuchen sagen. Er soll damit überrascht werden, wenn er kommt.

Seppl ist sehr wichtig mit seiner großen Heimlichkeit; ich mußte vorhin seinen Brief an den Vater durchlesen, um zu sehen, ob er es auch nicht ‚aus Versehen' geschrieben hätte.

8. September.

Der Schreck heute morgen geht mir den ganzen Tag nach, daß ich unruhig und gedrückt bin.

Es lag da ein Brief auf dem Frühstückstisch. Wie ich ihn aufnahm, sah ich den Poststempel D . . . stadt. Eine Sekunde lang schoß mir alles Blut zum Herzen, daß ich schwindelig wurde.

Georg! Von ihm!

Es war ein unsinniger Einfall. Im nächsten Augenblick sah ich, daß es eine ganz andere Schrift war, die ich nicht gleich erkannte.

Der Brief war von Lotte Gelsa. Während ich ihn das erste Mal las, gingen meine Augen ganz gedankenlos die Seiten herunter, so benommen war ich noch von dem Schrecken. Aber dann las ich genauer.

Ein lieber wilder Brief, ganz Lotte Gelsa, die rebellische Lotte, die ich so gut kenne. Und ein Brief aus der Not heraus.

Kein Wort über unsere Münchner Zeit, über mein Fortgehen, mein gänzliches Schweigen. Das ist auch wohl das Beste.

Sie fällt gleich mit der Tür ins Haus. Ihre Mutter in Sorge, seit sie allein bei Damianis ist. Nach längerem Verhandeln offener Kriegszustand, scharfe Maßregeln, gänzliche Geldentziehung.

„Wenn ich nicht Türschilder und heilige Antoniusse malen wollte, mußte ich schon heim! Weg von der lieben Münchnerstadt, wo mich's wie mit tausend Ketten hält! Und nun sitze ich gefangener Zigeuner und schlage gegen die Gitter, betrage mich wie ein ungezogenes Kind — ich kann nicht anders, Aga! — und bekomme stündlich zu hören, daß München mich demoralisiert hat und daß ich der Schandfleck der Gelsas bin —“

Ich las den leidenschaftlichen Jammererguß kopfschüttelnd, legte ihn hin und sah aus dem Fenster in den Sonnenschein, aber ohne zu sehen.

Also Lotte wieder in D . . . stadt. Da, wo er ist. Wunderlich, daß sie nichts von ihm schreibt. Sie weiß doch —

Unsinn. Gerade weil sie davon weiß, kann sie nichts von ihm schreiben. Das ist Sache des Taktgefühls.

Will ich denn überhaupt von ihm hören? Nein, nein, nein! Alles in mir wehrt sich auf einmal dagegen. Ich weiß nicht, ob ich ihn noch liebe. Ich weiß nicht, ob ich noch an ihn denke! Ich habe Angst vor der Erinnerung! Ruhe will ich, nichts als Ruhe!

Aber die Unruhe ist einmal da, ich bin sie noch nicht ganz los. Es ist mir wieder klar geworden, daß meine Ruhe noch ein unsicheres Ding ist, wenn sie so leicht aufgestört werden kann. Ich komme mir so verloren in der Welt vor: als hätte ich stärkeren Schutz und mehr Sicherheit für meine Seele nötig, als mein Junge, mein Seppl mir geben kann!

Über all dem war mir Lotte aus dem Gesicht gekommen. Ich habe erst heute nachmittag ihren Brief noch einmal hervorgeholt.

Sie tut mir leid, der arme Wildling, der nun auf einmal wieder zahm sein soll.

Wie ich den Brief jetzt lese, schaut mich aus jeder Zeile die stumme Bitte an, die sie nicht offen auszusprechen wagt: hilf du mir!

Aber ich kann ihr jetzt nicht helfen, selbst wenn ich wollte, ich bin ja gebunden. Das einzige, was ich für sie tun kann, ist, daß ich mit dem Professor über sie spreche, wenn er herkommt. Das will ich ihr schreiben.

Sagt sie nicht auch etwas über den in ihrem Brief? Richtig, da:

„Mein Professor hilft mir auch nicht. Was in den gefahren ist, versteh ich überhaupt nicht. Ich habe mich ja ursprünglich in sein kernhaftes Schimpfen verliebt. Aber wenn's so hageldick kommt, daß keiner vom Atelier mehr Gnade vor seinen Augen findet und er herumläuft wie ein gereizter Bär, dann wird die Sache ungemütlich. Er muß irgendwas haben, wir sagen's alle. Meine Studien und Akte waren durch die Bank nur ‚elende Schmarrn', und mich schaut er schon gar nicht mehr an.

„Er hat mich auch keinmal wieder aufgefordert, in sein Haus zu kommen, und aufdrängen wollte ich mich nicht, gerade, weil er ein großes Tier ist."

Gereizt? Professor Bernhardi gereizt?

Ich sehe den blondroten Kopf vor mir mit der eckigen Stirn und den hellen, lebhaften Augen; den ganzen großen Menschen mit dem tiefen Lachen und den breiten Bewegungen, die so viel Platz brauchen. Diese unverwüstliche Lebensfrische und gesunde Kraft, an der man sich selbst halten und wieder gesund werden könnte, wenn man krank und zerfahren und haltlos ist! Der verstimmt?

Ich kann es mir nicht vorstellen! Es ängstigt mich jetzt beinah, wenn ich daran denke, daß er im Spätsommer kommen will!

Und wir hatten uns doch darauf gefreut, Seppl und ich!

12. September.

Morgen kommt er schon, morgen früh! Vierzehn Tage lang keine Zeile Nachricht, und dann, wie wir vorhin bei Tisch sitzen, plötzlich ein Telegramm:

„Komme morgen. Wohne im Gasthof. Bernhardi."

Ich habe die blauen Buchstaben ganz verwirrt angestarrt. Was soll denn das? Im Gasthof? Fürchtet er, mir Unbequemlichkeit zu machen? Sein Zimmer steht ja bereit, ich muß es ihm morgen gleich sagen, wenn er kommt!

Oder ist es vielleicht Absicht? Ich kann mir freilich nicht denken, warum; aber Lotte Gelsas Brief hat mir Unruhe gemacht.

„Seppl," sage ich über den Tisch, „Vater kommt morgen."

Der Junge hört auf zu essen und macht große Augen. „Morgen schon?"

„Ja, Bub. Freust du dich?"

Er nickt, aber etwas ängstlich.

Und auf einmal, wie ich ihn ansehe, kommt mir der Gedanke: wenn der Professor mir nun den Jungen wegnähme! Wenn er deswegen käme!

Ein Leben ohne Seppl! Wie ich das Wort nur ausdenke, sehe ich schon die langen, grauen, leeren Tage vor mir, die dann für mich kämen!

Ja, er hat ihn mir damals doch nur gebracht, weil er mit dem eigensinnigen Kranken nicht anders fertig wurde. Er hatte vielleicht gar nicht vor, ihn so lange hier zu lassen. Im Sommer war ihm ja schon die Reise nach Oeynhausen nicht recht. Ich weiß, wie er den Jungen liebt. Vielleicht hängt seine Mißstimmung damit zusammen, daß er ihn so lange entbehrt!

Ich versuche, mir meine Angst auszureden. Man muß sich doch nicht gleich das Schlimmste ausmalen!

Ja, aber habe ich mir denn eigentlich schon jemals klargemacht, wie die Zukunft werden soll?

Ich habe mich in den Gedanken an die Aufgabe hereingelebt, ohne daß die Sache überhaupt Hand und

Fuß hatte. Alles Weitere kam mir so selbstverständlich vor. Aber jetzt!

Was soll ich dem Professor denn eigentlich sagen? Ihm den Jungen wegnehmen und hierbehalten? Oder etwa mich ihm zur Hausgenossin aufdrängen?

Wie ein Berg ist mir die Sorge aufs Herz gefallen und wächst jede Stunde!

Ich habe den Medizinalrat selten so sehnsüchtig erwartet wie heute. Ehe er zu Seppl hineinging, hielt ich ihn fest.

„Herr Doktor, morgen kommt der Professor."

Er bleibt stehen und zieht sich umständlich den nassen Mantel aus — es regnet heute den ganzen Tag. „So. Hm!" Weiter nichts.

„Sie werden doch mit ihm über Seppl sprechen, nicht wahr?"

„Natürlich. Wir können ja ganz zufrieden mit dem Bengel sein, wenn er so weitermacht!"

Einen Augenblick zögere ich noch. Aber dann kann ich nicht anders, ich schütte meine ganze Not vor ihm aus und bitte ihn, dem Professor zu sagen, daß ich für Seppl nötig bin, absolut nötig. Das vereinfacht die ganze Sache.

„Wahr. Hm." Er putzt seine Brillengläser. „Liebes Kind, ich will Ihnen mal was sagen. Sie haben brav für den Jungen gesorgt, sehr brav, das muß ich Ihnen lassen. Aber Sie müssen sich da nichts vormachen. Was Sie tun, das kann schließlich jede tüchtige Pflegerin auch. Ich kann dem Herrn Professor da nicht vorschreiben: die und keine andere! Mich geht bloß die kröpelige Gesundheit meiner Patienten etwas an und nicht ihre Privatsachen. Ich menge mich da nicht hinein. Machen Sie das mit dem Herrn Professor allein ab."

Als er mein Gesicht ansah, klopfte er mich auf die Schulter.

„Na, na, nur Courage! Ein Menschenfresser wird er schon nicht sein! Und im Grund kann er ja dem lieben Gott danken, wenn Sie —“

„Wollen Sie ihm denn das nicht wenigstens sagen, Herr Medizinalrat? Ihn nur darauf bringen? Vielleicht kommt er von selbst gar nicht darauf.“

Aber der Alte zieht die Augenbrauen in die Höhe und schlägt mit der Hand in die Luft.

„Ich bin kein Diplomatikus. Machen Sie das nur selbst! Es soll schon nicht den Kopf kosten.“

Also kein Mensch, der mir hilft! Und ich weiß nicht, wie ich es ihm sagen soll!

13. September.

Der Professor ist da. Und es ist alles so gekommen, wie ich gefürchtet hatte. Nein, schlimmer noch!

Wenn mein Seppl wüßte, was er in seiner Ahnungslosigkeit angerichtet hat!

Er war den ganzen Morgen schon wie im Fieber, wollte gleich früh sein Sonntagszeug anhaben, mochte kaum seine Milch trinken und wartete ruhelos.

„Wann kommt der Vater, Aga? Kommt er jetzt? Aber bald, gelt?“

Mir war unbehaglich zumute, ich scheue jede Aufregung für den nervösen Jungen. Aber mein Zureden half nichts.

Er hat in den letzten Wochen wirklich gelernt, ein paar Schritte zu machen. Seit gestern das Telegramm kam, das seinen Vater anmeldete, hat er nichts anderes gedacht, als daß er ihm entgegengehen will, wirklich gehen, zwei Schritte oder drei, so weit er kann, Zenz und

ich an seinen beiden Seiten. Zwei Stunden stand ich schon am Fenster und wartete, immer den ungeduldigen kleinen Frager hinter mir, als ich endlich, endlich den Professor kommen sah.

Es mußte alles im Flug gehen, in ein paar Sekunden, der Junge zitterte und fieberte vor Ungeduld. Wie die Gartentür klang, hatten wir ihn kaum aus dem Fahrstuhl auf den Füßen, er drängte aufgeregt vorwärts, daß das kranke Bein nicht mit konnte und einknickte. Aber er achtete gar nicht auf den Schmerz.

Gleich darauf war der Professor in der Haustür, groß und breit die Türöffnung füllend. Er blieb wie angenagelt stehen.

„Seppl! Bub! Was soll das?"

Ich weiß nicht, ob die Aufregung der letzten Minuten schuld hatte, oder ob die laute, derbe Stimme ihn erschreckte — Seppl starrte einen Augenblick mit zitterndem Mund den Professor groß und fremd an, dann warf er plötzlich mit einem Aufschrei den Kopf herum, versteckte ihn in meinem Kleid und klammerte sich an mich.

„Nein, nein, weg! Er soll weg! Aga, nein!"

Sein krankes Bein glitt, er wäre gefallen. Ehe ich ihn aufheben konnte, hatte der Professor ihn in den Armen.

„Mein Büble, was ist denn? Komm, ich bin's ja, der Vater!"

Aber das erregte Kind schlug schluchzend wie sinnlos mit den Armen um sich und stemmte sich gegen ihn.

„Nein, nein, weg! Ich will zu Aga! Laß los, weg!"

„Hier haben Sie den Jungen."

Er sagte das kurz und hart. Über das Kind weg

trafen sich unsere Augen. Und ich wußte auf einmal, was er dachte: du hast schuld. Du hast mir mein Kind entfremdet.

Ich hatte Seppl auf dem Arm, er duckte seinen Kopf an meine Schulter wie ein gejagtes kleines Tier. Ich fühlte, wie das Schluchzen noch den kleinen Körper stieß, als ich ihn die Treppe hinauftrug.

Ein paar Minuten blieb ich bei ihm, bis er ruhiger wurde, dann ließ ich ihn bei der Zenz. Ich wußte, jetzt half alles Gutzureden noch nichts. Aber ich hatte förmlich Furcht vor dem Professor.

Ich traf ihn noch unten in der Vorhalle, wo er mit starken Schritten auf- und ablief. Er blieb erst stehen, als ich dicht vor ihm war.

„Es tut mir so leid, Herr Professor! Seppl wird den unartigen Empfang später nachholen. Er hatte es sich so hübsch ausgedacht, Sie mit dem Gehen zu überraschen. Die Aufregung ist ihm wohl zu viel geworden, Sie wissen ja, wie zart und reizbar er ist. Es wird bald besser."

„Mag sein." Er nickte, aber seine Augen behielten den gleichen Ausdruck. „Jedenfalls ganz gut, daß er mich nicht zu viel zu sehen bekommt, dann kann er sich ja langsam an den schwarzen Mann gewöhnen."

Ich kannte diesen harten Ton gar nicht an ihm. Ich blieb noch vor ihm stehen.

„Ich glaube im Gegenteil, er wird sich gleich gewöhnen, sowie er länger mit Ihnen zusammen ist. Herr Professor, das wollen Sie mir doch nicht antun, daß Sie im Gasthof bleiben? Ich habe mich darauf gefreut, daß Sie mein Gast sein würden."

„Nein. Es ist besser so. Ich bleibe ja auch nur ein paar Tage. Ich will nur gleich mit dem Zweck herausrücken. Ich will mir den Seppl holen."

Also wirklich! Ich sagte kein Wort. Aber auf einmal liefen mir die Tränen übers Gesicht.

Der Professor sah es, sein Ton wurde etwas weniger hart.

„Aber, Kind, was soll denn das? Seien Sie nur ruhig, ein bißchen muß ich Ihnen den Störenfried schon noch dalassen. Ich wollte jetzt nur nach ihm schauen und fahre dann erst vierzehn Tage ins Gebirge. Will mir die Steifheit aus den Gliedern und die Stadtluft aus dem Kopf kraxeln. Nachher komme ich und hole ihn mir."

Ich nahm mich zusammen.

„Wir müssen über Seppl noch näher sprechen, Herr Professor. Der Herr Medizinalrat will auch —"

Ich brachte es doch nicht weiter. Vielleicht war es für den Augenblick auch besser.

Hat denn Seppls schlimmer Empfang die Stimmung so ganz und gar verdorben? Früher hätte ich den Professor doch offen um alles gefragt. Aber ich kenne ihn gar nicht so, wie er heute ist!

Mein weißes Kleid, das ich unserm Gast zu Ehren trug, und mein festlicher Tischschmuck von rotem Weinlaub und weißen, großblütigen Anemonen an schlanken Stengeln waren wie Spott dieser Stimmung gegenüber. Der Professor versuchte ein paar Mal, Seppl über den Tisch herüber zu necken und anzureden, aber der Junge hatte nur einen scheuen Blick aus verweinten Augen für ihn. Da lachte er auf und ließ ihn in Ruhe.

Gleich nach Tisch ist der Professor gegangen. Er käme erst morgen wieder, erklärte er, heute wolle er eine Wanderung in den Wald machen und sein Skizzenbuch mitnehmen.

Ich sah ihn an wie einen Fremden, als er da

vor mir stand und sich so förmlich verabschiedete. Ich mußte auf einmal an die Tage im Frühling denken, als er mir Seppl brachte. Das Lachen, das das ganze Haus lebendig machte, und die frische, gutherzige Teilnahme für alles um ihn herum, auch für mein eigenes, ganz verfahrenes Leben, die mich beinah quälte! Wider meinen Willen hat er mir damals ja geholfen!

Ich habe ihm so viel zu danken. Ich hätte so vieles mit ihm durchsprechen mögen, was sich nicht schreiben ließ. Ich hatte mich auf ihn gefreut!

Jetzt ist das vorbei. Es ist überhaupt alles vorbei, was mir das Leben wieder lieb machen wollte, wenn er mir den Jungen nimmt!

Er darf es nicht, er soll's nicht! Wie bringe ich es nur fertig, es ihm zu sagen?

16. September.

Ich werde selbst nicht klug aus Seppl. Ein paar Mal schon habe ich ihn ins Gebet genommen und ihn gefragt, was er gegen seinen Vater hätte.

„Hast du ihn denn nicht lieb, Seppl?"

Er nickt. „Doch."

„Warum bist du denn nicht gut zu ihm? Was soll denn das? Hat er dir etwas getan?"

Aber er schüttelt nur den Kopf und versteckt ihn an meiner Schulter. Es ist nichts aus ihm herauszubringen.

Mit mir ist er zärtlich und zutraulich wie immer. Aber wenn sein Vater da ist, dann ist der Junge scheu wie ein verprügelter Hund und sieht ihn nur mit ängstlichen Augen von fern an.

Drei Tage ist der Professor nun schon da. Er kommt zu Tisch, sitzt nachher mit uns eine Stunde oder zwei im Garten, macht in einer kurzen, knurrigen

Weise Konversation oder schweigt ganz, fühlt sich sichtlich unbehaglich und geht, sobald es mit Anstand möglich ist. Des Abends ist er trotz meiner Aufforderung nicht ein einziges Mal gekommen. Ich weiß nicht, wo er dann ist.

Es ist überhaupt wie ein heimlicher Kriegszustand zwischen uns. Wir haben noch kein uns naheliegendes Thema berührt, weder meines Vaters Briefe noch die Frage Seppl. Um die gehen wir beide herum wie die Katze um den heißen Brei.

Was ich an Seppl tue, kann jede tüchtige Pflegerin auch tun, sagt der Medizinalrat. Ja, körperlich wohl. Aber was der Junge braucht: Liebe, stündliches Eingehen auf seine grüblerische kleine Seelenwelt — läßt sich das auch kaufen und bezahlen? Nein, ich weiß, daß er mich nötig hat! Ich muß es durchsetzen!

Aber den Mut dazu habe ich nur, wenn ich allein in meiner Stube bin. Aus des Professors Augen und aus dem Ton jedes Wortes fühle ich noch das gleiche heraus wie im ersten Augenblick: du hast mir mein Kind entfremdet!

Und wenn ich auch weiß, daß es nicht wahr ist — es verschließt mir doch den Mund, wenn ich mit ihm zusammen bin!

18. September.

Manchmal kommt mir ja der Gedanke: der Junge ist nicht allein der Grund seiner veränderten Stimmung. Es muß da noch etwas anderes sein, das tiefer liegt.

Ich beobachte ihn, wenn er im Garten sitzt, sich mit der großen Hand durch den roten Bart fährt mit einer langsam nachdenklichen Bewegung und, die Brauen zusammengezogen, vor sich hinsieht. Wenn mir die Pause zu lange dauert und ich ihn anrede, hebt er

zerstreut den Kopf und gibt irgend eine gleichgültige Antwort. Und wenn er sich dann hastig verabschiedet, möchte ich ihn festhalten, ihn fragen, warum er nicht er selbst ist. Und habe doch Angst vor einer kurzen, schroffen Antwort, wie ich sie dieser Tage schon ein paar Mal bekommen habe!

19. September.

Eine Viertelstunde lang habe ich gehofft, es könnte alles wieder wie früher werden. Ich glaubte, ich hätte den Faden gefunden, an den sich wieder anknüpfen ließ!

Es regnete, wir konnten heute nach Tisch nicht im Garten sitzen. In der großen, hellen Gartenstube ist es dann so behaglich, wenn der frische Geruch der feuchten Erde und des nassen Laubes durch die breite Glastür kommt. Der Professor lief im Saal auf und ab — er hat noch kein Wort darüber gesagt, daß wir ihn jetzt täglich bewohnen — und rauchte seine Nachtischzigarre. Ich bin seine Schweigsamkeit jetzt schon so gewohnt, daß ich ganz erstaunt aufsah, als ich ihn reden hörte.

„Holla, was ist denn das?"

Er stand vor den Bildern, dem meines Vaters und der Zeichnung meiner Mutter, die er selbst gemacht hat. Ich kam rasch zu ihm hin.

„Kennen Sie das Bild noch, Herr Professor?" Er war auf einmal ganz der Alte, mit lebhaften Augen.

„Das ist brav, daß Sie die Bilder hierhergehängt haben, sehr brav!"

Ich stand einen Augenblick neben ihm und sah die Bilder an. Und auf einmal kam es mir heiß und stark zum Bewußtsein, was sie mir bedeuteten, und was ich dem da neben mir zu danken hatte. Ich konnte es nicht lassen, ich streckte ihm die Hand hin.

„Herr Professor, ich wollte, ich könnte es Ihnen sagen, was Sie damals an mir getan haben!“

„Ich? An Ihnen?“

Sollte das Abwehr sein? Ich wurde unsicher.

„Natürlich, ich weiß ja, daß Sie es meines Vaters wegen getan haben, aber —“

„Da sind Sie doch etwas im Irrtum, Kind!“ Er wandte sich rasch zu mir herum. „So hoch mir das Andenken meines guten Freundes stand, dem schadete oder nützte es nichts mehr, was wir hier von ihm dachten. Aber ich sah, daß Ihnen der Konflikt innerlich Schaden tat, und deshalb wollte ich Sie herausreißen. Vielleicht habe ich in meinem guten Willen ein bißchen derb zugefaßt, das müssen Sie einem grob zugehauenen Kerl wie mir zugute halten.“

„Nein, nein, es war gerade gut so!“

Ich sah ganz glücklich zu ihm in die Höhe, es kam mir vor, als ob diese letzten Tage ein häßlicher Traum gewesen wären. Ich hätte den Augenblick, die Stimmung mit beiden Händen festhalten mögen.

Auf einmal kam mir ein Einfall, ein Wunsch.

„Erzählen Sie mir von meiner Mutter, Herr Professor! Bitte!“

Er sah nachdenklich das feine Bildchen an und nebelte eine wahre Wolke von bläulichem Zigarrenrauch um seinen großen, buschigen Rotkopf.

Ja, Kind, das sagt sich so leicht hin. Aber es ist alles lange her. Was man von einem Menschen behält, das sind meistens keine Einzelheiten, nur so ein blasses, allgemeines Bild. Was ich Ihnen erzählen könnte, das wissen Sie schon oder können sich's selbst aus dem Gesicht da herausrätseln. Alle Pietät vor dem Andenken der Toten! Aber ich hab's nie recht verstanden, von der Erinnerung zu leben.“

„Aber warum sind Sie dann so lange allein geblieben?“ fuhr es mir heraus.

Ich erschrak selbst über meine indiskrete Frage. Aber der Professor schien nicht böse darüber zu sein.

„Das hatte andere Gründe. Ich hatte mich so in die Arbeit verbissen, daß ich für Privatgefühle keine Zeit mehr hatte. Ich säße auch noch auf meiner Junggesellenbude, wenn es auf mich allein angekommen wäre.“

Er zog sich den breiten Korbsessel her und streifte langsam die Zigarrenasche in die Achatschale auf dem Tischchen neben ihm.

„Es war eine wunderliche Geschichte. Ich wohnte damals als Mieter in meinem jetzigen Haus. Die Zimmer paßten mir, auch die Lage, und das Atelier war hell und groß. Ich fühlte mich sehr behaglich. Abends ging ich manchmal eine halbe Stunde herunter zu meiner Hauswirtin. Eine kleine Subalternbeamtenwitwe, gutmütig, beschränkt und nicht sehr taktvoll. Eine Tochter hatte sie, so ein blasses, sanftes Mädchen, nicht mehr ganz jung und ein bissel bigott. Ich mochte ganz gern ein Wort mit ihr reden, sie sagte nicht viel, aber sie hörte gut zu. Und mit der Zeit taute sie auf, lachte mal ein bißchen und fragte. Das ganze Hauswesen hielt sie auch allein im Gang und musterhaft. Ich fand sogar oft einen Busch Kiefernzweige oder sonst was Grünes und Buntes in meinem Atelier. Kurz, ich hätte mich bis an mein Ende als Hagestolz gemütlich da eingebaut, wenn mir die Frau nicht plötzlich auf die Bude gerückt wäre. Es täte ihr sehr leid, aber sie müßte den Herrn Professor bitten, auszuziehen. Ihre Tochter — die durfte aber beileibe nicht wissen, daß sie mit dem Herrn Professor spräche! — Aber das Mädel sei schon ganz tiefsinnig und hätte nichts

im Kopf als den Herrn Professor, und die Nachbarn redeten auch schon darüber, so a lediges Mannsbild, wo eine Tochter im Haus wäre, das täte nie und nimmer gut. Und wenn mir an dem Ruf und der Seelenruhe des Margretl was läge, so sollte ich mir um Himmels willen zum Ersten eine andere Wohnung suchen.

„Na, da saß ich denn. Die Frau heulte, ich schimpfte und schickte sie schließlich hinaus. Ich wollte am Nachmittag auf Wohnungssuche gehen. Aber ich druckse und druckse und komme nicht zum Weggehn. Mir paßt dies Haus so gut wie kein anderes. Aber es hilft nichts — das Margretl! Und dann kriege ich das Rühren, und es kommt mir so unverdient vor, daß so ein Mädel an mich denkt.

„Und auf einmal fällt mir ein: ja, was kann ich denn Besseres tun als das Mädchen heiraten? Daß sie mich nimmt, weiß ich jetzt im voraus. Brav ist sie, ein liebes Ding, gern hab ich sie auch. Und im Haus bleibe ich, und alles ist in Ordnung. Na — am Abend waren wir verlobt."

Er warf mit seiner ungeduldigen Handbewegung den Haarschopf aus der Stirn.

„Recht war's nicht, das hab ich nachher eingesehen. Heiraten ist nicht so ein Ding zum Nebenherabmachen. Die Margret war eine halbe Heilige, die jeden Morgen mit der Zenz zur Messe lief. Und ich — na, ich habe mir Mühe gegeben, es ihr nicht schwer zu machen. Aber zum Bekehren war ich nicht mehr jung genug. Sie war zu fromm, das hat zwischen uns gestanden. Es dauerte ja auch knapp ein Jahr. Daß der Bub ‚rechtgläubig' getauft wurde, ist ihre letzte Freude gewesen."

Er sah vor sich hin und dann mich an.

„Sie hat mich in ihrer Art lieb gehabt, und das hab ich ihr gedankt. Aber jetzt hab ich von ihr auch nichts mehr als so ein Bild an der Wand. Ich habe zeitlebens nicht viel mit der Erinnerung anfangen können. Das warme, lebendige Leben habe ich nötig, den Augenblick. Den festhalten, das ist das Rechte. Die Vergangenheit macht nicht satt."

Ich hatte still zugehört und war mit allen Gedanken bei dem, was er sagte. So hatte er mir noch nie von sich erzählt, er war mir ein ganz anderer dadurch. Ich fühlte mich so gehoben durch sein Vertrauen, ich verstand ihn so gut. Ein Mann wie der, so voll Frische und Leben, was konnte dem die Erinnerung sein?

„In Erinnerung leben kann wohl auch nur, wer schon alt ist. Und Sie —"

Er schob mit heftigem Ruck den Stuhl zurück und warf die halbgerauchte Zigarre hin.

„Ich verstehe Sie vollständig. Was will ein alter Kerl wie ich denn mehr als Erinnerungen? Auf die hat er ein Recht, sonst auf nichts. Sehr richtig, daß Sie mir das klarmachen!"

„Aber Herr Professor —"

Es half nichts, er war schon aufgestanden und nahm hastig den Hut. Mir vergingen auch die Worte vor seinem plötzlich wieder veränderten harten Gesicht.

Ich sah ihn noch im Sturmschrit durch den Regen aus dem Garten gehen, ohne Schirm, den Kopf hoch auf dem breiten, starken Nacken.

Eine empörte Bitterkeit kommt über mich. Was hab ich ihm denn getan, daß er so ist? Wenn ich ihn beleidigt habe, soll er es mir offen sagen, das kann ich wenigstens fordern!

Ich verstehe es nicht! Gerade an ihm nicht, von

dem ich selbst doch erst gelernt habe, was weitherziges Verstehen und Verzeihen ist!

Soll ich denn wieder verlieren? Immer nur verlieren?

20. September.

Er hat doch recht, wenn er böse auf mich ist, ich weiß es jetzt. Und bin selbst außer mir, daß es so kommen konnte!

Ich habe mir heute beim Abendgebet den Jungen noch einmal vorgenommen, ganz ernst und eindringlich.

„Ich hab dich nicht mehr lieb, Seppl, wenn du mir nicht sagst, warum du so häßlich zu deinem Vater bist!"

Da rückt er damit heraus, den Kopf in die Kissen gedrückt, die Worte halb unverständlich vor Schluchzen: die Zenz hat ihm gesagt, der Vater kommt, ihn wegzuholen. Dann soll er wieder immer beim Vater sein und nicht bei dem fremden Fräulein.

„Und du bist kein fremdes Fräulein, und ich will net weg, und wenn der Vater mich holt, dann sag ich kein Wort mehr zu ihm und hab ihn net so viel mehr gern!"

Ich erschrecke über den leidenschaftlichen Zorn in dem kleinen Gesicht, das heiß und rot vor Aufregung und Weinen ist.

„Aber Seppl! Das ist ja Sünde! Der Vater hat dich doch lieb! Und wenn der dich holt, mußt du mitgehen und brav sein."

Aber der kleine Kerl weint herzbrechend und eigensinnig.

„Ich will auch brav sein, wenn du da bist, Aga, sonst kann ich net. Und sonst hab ich Vater auch net lieb —"

Ich bin ganz stumm vor Entsetzen. Aber ich kenne Seppl. Mit allen guten Worten hätte ich in so einem Augenblick nichts ausgerichtet.

Das hatte ich nicht gewollt! Nicht einmal geahnt!

Ich versuchte, mich zur Ruhe zu reden, wie ich oben allein war: Kindertorheit! Heute ausgesprochen, morgen vergessen!

Kindertorheit, ja. Aber aus dem Kind wird der Mann. Und was heute in den weichen Boden gepflanzt wird, das geht auf und wächst!

Das Kind, das dem Vater fremd ist, wird ihm als Mann nicht mehr viel näher kommen!

Ich habe es nicht so gewollt, nein. Aber das Resultat ist das gleiche, als wenn ich es gewollt hätte. Ich stehe zwischen dem Jungen und seinem Vater. Ich habe an mich gerissen, was dem Vater von Rechts wegen gehörte, seines Kindes Liebe und Vertrauen.

An mich gerissen? Ich habe ihn doch nur selbst lieb gehabt, habe diesem kleinen Geschöpf alles an Liebe gegeben, was unverbraucht in meiner eigenen Natur lag! War es ein Wunder, daß er das fühlte, es mir dankte? War das unrecht?

Liebe zurückweisen müssen, die einem geschenkt wird! Gibt es etwas, das bitterer ist? Kann das verlangt werden?

Ja, wenn ich allein darunter litte! Aber das Kind leidet ebenso!

Ich habe in meiner stummen Not am Fenster in meiner Stube gestanden und habe in die großen feierlichen Sterne am blauschwarzen Septemberhimmel gesehen. Und zuletzt, ganz instinktiv, habe ich mich vor meines Vaters Bild gestellt, weil ich nicht aus noch ein wußte: Vater, hilf du mir! Sag mir, was recht ist! —

Ich habe es gewußt in dem Augenblick. Und das Wissen war härter als die Unklarheit.

Wem habe ich es denn zu danken, daß ich wieder so vor meines Vaters lieben Augen stehen darf?

Will ich dem, der ihn mir zurückgegeben hat, nun selbst sein Kind nehmen?

Und wenn es noch tausendmal härter wäre, er hat ein Recht, es von mir zu verlangen! Und ich darf nicht warten, bis er es selbst verlangt, ich muß zurücktreten, ohne ihm mein Opfer zu zeigen!

Ich sehe ja, wie er darunter leidet! Er hat es mir ja selbst gesagt, daß ihm die Erinnerung nichts ist, daß er lebendige Gegenwart braucht.

Und was hat er denn jetzt sonst noch an lebendiger Gegenwart als das Kind?

Mein Liebling! Der Entschluß ist schon wie ein Abschied. Ich weiß nicht, wie ich es tragen soll!

Ich weiß nur, daß ich für deinen Vater keinen besseren und tieferen Dank habe als den, daß ich dich aufgebe!

21. September.

Seppl, mein Herzensbub! Goldener! Immer wieder muß ich's sagen: wenn du wüßtest, was du mir alles angerichtet hast an Unheil, an heimlicher Herzenssorge — und nun zuletzt an Glück, großem, ruhigem, sicherem Glück!

Wenn ich das gestern abend geahnt hätte!

Vor ein paar Stunden noch Unruhe und Angst und meine ganze Seele aus den Fugen! Und nun ist es auf einmal, als ob eine gute kühle Hand über all die heiße Unruhe und Wirrnis hinstriche und glatt machte und schlichtete. Und ich kann nichts tun, als die Augen zumachen und ganz still sein!

Wie es kam? Wie alles Wunderbare, unerwartet vom Himmel geschneit! —

Heute früh hatte ich mir den kleinen Missetäter vorgenommen und ihm eine Rede gehalten, selbst mit schwerem Herzen, aber mutig: er sollte mitgehen, wenn der Vater ihn mithaben wollte. Aber wir wollten ihn beide bitten, Seppl und ich, ob wir nicht noch ein Weilchen beisammen bleiben dürften. Ich hatte mir genau überlegt, wie es sich am besten einrichten ließ.

Seppl in seinem Trotzkopf hatte dem Vater seit dem ersten mißglückten Mal seine Gehversuche nicht wieder vorführen wollen, trotzdem er jeden Morgen tapfer übte. Aber heute hatte ich's durchgesetzt, daß wir damit warteten, bis der Professor kam.

Er war etwas erstaunt, als ich ihn gleich mit in Seppls Stube nahm. Aber als der Junge, der ihm etwas scheu, doch artig die Hand gab, nun aus dem Wagen kam und auf den Füßen stand, sah er doch zu, die Hände in den Joppentaschen.

Ich faßte etwas Mut. „Brav sein, Seppl!" flüsterte ich dem Jungen ins Ohr.

Sein Vater sah auf das schmale, schmächtige Kerlchen herunter, das sich da so tapfer Schritt für Schritt weitermühte. Und auf einmal bückte er sich, faßte ihn unter den Armen und schwang ihn hoch, mit unterdrückter Rührung im Gesicht.

„Büble, aus dir wird ja noch mal ein Mordskerl!"

Er hatte ihn auf den Knieen, und Seppl war wirklich brav, spielte mit seiner Uhrkette, antwortete gnädig und sah nur bisweilen nach mir, ob ich ihn nicht im Stich ließ.

Aber dann plötzlich kam das Unheil.

Der Professor schien wirklich gut gestimmt, er

schwatzte dem Jungen allerlei lustiges Zeug vor und lachte. Seppl lachte mit. Und auf einmal faßte er den Vater zutraulich am Hirschhornknopf der Joppe.

„Vater, sag, wann reist du wieder weg? Bald schon, gelt?"

Eine Pause. Ich hatte einen roten Kopf vor Schreck. Der Professor schob die Hand des Jungen unfreundlich zurück.

„Bald, ja. Wir reisen zusammen, Seppl. Ich nehme dich mit heim."

In Seppls Augen dunkelt der Trotz auf.

„Aga auch?" fragt er.

Der Professor lacht kurz auf.

„Nein, Bub. Die kannst du nicht überallhin mitschleppen, wie dir's paßt. Wir zwei allein."

Das ist Seppl zuviel, die guten Vorsätze sind wie weggeblasen. Ehe ich mich ins Mittel legen kann, hat er sich schon schluchzend rücklings übergeworfen und stößt des Vaters Hände heftig weg.

„Ich will aber net! Ich mag net! Aga soll mit, ich will bei Aga bleiben —"

Die gleiche peinliche Szene wie neulich. Und während der Professor wütend aus der Tür läuft und ich schelten will, kommt mir auf einmal das Mitleid mit dem schluchzenden Jungen, der sich an mich klammert, schuldbewußt und trotzig zugleich.

Was versteht das Kind davon, wen es lieb haben soll und wen nicht? Haben wir das Recht, es leiden zu machen, wo es schon durch seine Krankheit genug leidet?

Für mich will ich nichts mehr, das habe ich gestern abend ausgekämpft. Was ich jetzt noch erreichen will, ist für das Kind. Nur ihm den Übergang, das Loslösen leichter machen, nicht so schroff abbrechen! —

Ich war fest entschlossen, mein möglichstes zu versuchen und vor allem die Sache jetzt gleich ins reine zu bringen.

Der Professor war im Gartensaal. Ich sah seinem Gesicht an, daß er auch etwas zu sagen hatte. Er kam mir an der Tür entgegen. Da gab er mir ernsthaft die Hand.

„Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß die paar Monate so viel für die Gesundheit meines Jungen tun konnten. Der Medizinalrat sagt mir, daß wir das zum großen Teil Ihrer Sorge und Pflege zuzuschreiben haben. Aber danken kann man eigentlich nicht für so etwas, wie Sie es an dem Jungen und dadurch an mir getan haben."

Ich hatte Herzklopfen. Jetzt mußte es sein.

„Doch, Herr Professor, das können Sie, und zwar dadurch, daß Sie mir Seppl nicht ganz aus der Hand nehmen, für eine kurze Zeit nur noch. Ich habe Sie schon darum bitten wollen."

Sein Gesicht war wieder hart. Er trat einen Schritt zurück.

„Es tut mir leid. Sie müssen es doch eben selbst gesehen haben, daß das nicht so weiter geht. Ich muß den Jungen jetzt selbst wiederhaben. Für gute Pflege werde ich selbstverständlich sorgen."

Wie zwei Feinde standen wir uns gegenüber. Aber ich gab es noch nicht auf.

„Sie sollen ihn auch behalten, Herr Professor. Es ist nur für die nächste Zeit, damit ihm die Aufregung nicht schadet. Ich will mich Ihnen natürlich nicht aufdrängen, aber es würde sich doch wohl ein Modus finden lassen. Ich könnte ja den Winter in München verleben wie voriges Jahr und in den Stunden zu ihm kommen, wo Sie nicht zu Hause sind."

Er schüttelte den Kopf.

„Nein. Entweder oder. Eine halbe Maßregel nützt in diesem Fall nichts."

„Um des Jungen willen, Herr Professor! Sie sehen doch, wie er an mir hängt!"

Der Professor sagte nichts, sein Gesicht blieb unbeweglich. Es stieg mir auf einmal heiß in die Augen, ich versuchte, mich zusammenzunehmen, aber ich mußte es sagen, ich konnte nicht anders: „Und um meiner selbst willen auch! Sehen Sie denn nicht, daß ich ihn nötig habe, daß ich nichts auf der Welt habe als den Jungen?"

„Und ich? Habe ich denn etwas anderes?"

Er hatte seine Hand auf meinen Arm gelegt und sah mich an, beinah streng, wie damals, als er meinen Vater gegen mich verteidigte.

„Agnes, hören Sie zu. Als ich Ihnen damals meinen Jungen brachte, tat ich es nicht, weil er Sie brauchte. Mit ihm wäre ich schon fertig geworden, Kinder vergessen schnell, das sehen wir ja jetzt."

Er lachte kurz und herb.

„Aber Ihr Gemütszustand bei Ihrem letzten Besuch in München war ziemlich durchsichtig. Ich bin nicht so blind, daß ich nicht gesehen hätte, daß Sie Schweres erlebt hatten. Auch nachher, als Sie von den Konflikten in bezug auf Ihren Vater sprachen, wußte ich doch, daß da noch anderes im Spiel sein mußte. Was junge Leute so bis in die Tiefen packt, das ist nur das Leben und nicht der Tod. Na, das ging mich ja nichts an. Aber daß geholfen werden mußte, und zwar rasch, das sah ich."

„Und alles, was Sie mir damals Gutes getan haben, das zerstören Sie jetzt, wenn Sie ihn mir wegnehmen! Und warum? Weil Sie an sich denken, nur an sich —"

Er hatte noch immer die Hand auf meinem Arm, ich sah sein Gesicht nicht, weil ich blind von Tränen war.

„Ich gebe zu, daß ich an mich denke. Seppl ist mein Kind, und ich habe nur das eine. Ich glaube nicht, daß ich ihn Ihnen gleich zu schenken brauche, wenn ich ihn auch eine Zeitlang hergab. Aber ich denke auch an Seppl selbst dabei. Jetzt haben Sie nichts anderes, aber Sie sind jung, und es ist ganz natürlich, daß Sie einmal noch ganz andere eigene Wege gehen und Ihr Glück anderswo finden. Dann fragen Sie nicht mehr danach, ob es dem Jungen schwer wird oder nicht, so sicher, wie zweimal zwei vier ist. Und das möchte ich ihm ersparen!"

„Ich? Mein Glück? Das Kapitel ist für mich abgeschlossen, ein für allemal. Ich bin nicht der Mensch, der eine bittere Erfahrung zweimal machen muß, um daran zu glauben. Ich bin nicht mehr jung."

„Nicht mehr jung!"

Ich vergaß den Professor einen Augenblick, ich vergaß alles. Meine eigenen Worte hatten es mir auf einmal ganz klar gemacht: wenn ich den Jungen nicht mehr hatte, dann hatte ich nichts mehr. Es konnte nicht sein, ich konnte ihn nicht hergeben!

„Sehen Sie denn nicht, was Sie mir tun? Herr Professor, ich will ja nichts weiter, als ihn bisweilen sehen, nur nicht ganz verlieren! Ich bitte Sie, wie ich nur bitten kann —"

Und plötzlich hielt er mich an beiden Handgelenken fest, daß es mir wehtat, seine Stimme war heiser.

„Agnes, Kind, verstehen Sie mich doch! Merken Sie denn nicht, daß ich mich gegen mich selbst und gegen Sie wehren muß aus allen Kräften? Diesen ganzen Sommer schon ist das gegangen! Alter Narr, der ich

bin! Ich und Sie junges Ding! Lächerlich! Aber Sie zwingen mich ja, es zu sagen!"

Er atmete schwer auf und drängte mich mit einem Schritt zum Fenster, daß wir beide ganz im Licht standen.

„Agnes, Sie dürfen nicht nach München! Ich will es nicht! Oder nur, wenn Sie mir eins versprechen: daß Sie dem Buben wirklich sein wollen, was sie ihm jetzt schon innerlich sind, seine Mutter! Dann kriege ich doch auch noch ein bissel ab! Sonst halt ich's nicht aus!"

War das möglich? Ich brachte kein Wort heraus, mir schoß alles wirr und wild durch den Kopf. Seine Frau?

Ja, ja! Nein, darf ich's denn? Kann ich's denn? — Ja — nein —

Er mißverstand mein Zögern, mit einem Ruck ließ er mich los.

„Verzeihen Sie. Es war ja ein toller Einfall! Wenn Sie das nicht vorhin gesagt hätten, daß für Sie alles andere vorbei wäre, hätte ich auch den Mund gehalten!"

„Ja, ja — das damals ist auch vorbei — aber — wenn ich nur könnte —"

Georg! An ihn konnte ich ganz ruhig denken in dem Augenblick, zum ersten Mal ruhig!

Aber die andere Frage: muß ich das jetzt nicht sagen? Hab ich mein Bestes nicht schon verschenkt? Hat der Mann da nicht Besseres verdient, als ich ihm zu geben habe? —

Er mußte aus meinem Gesicht mehr verstehen als aus meinen verwirrten Reden. Ich war auf einmal in seinem Arm.

„Ich weiß, ich weiß! Still, Kind, ich will keine Beichte. Ich will überhaupt nichts von dir, nicht mal

lieb haben, wenn's noch nicht geht! Nur Vertrauen! Hast du das?" —

Ja, ja, das hab ich! Wenn ihm das genug ist!

Ich habe kein Wort gesagt, er verstand mich so. Ein Gefühl von Geborgensein und großer Ruhe kam über mich, daß ich nichts tun konnte, als mich an ihn lehnen wie ein müdes Kind. Ich hörte nur seine gute Stimme, wie er mir mit der großen Hand sacht über den Kopf strich: „So ein verflogenes Vögerl, so ein liebes!" — — — — —

Vor Vaters Bild haben wir gestanden, ohne zu sprechen. Und haben innerlich doch viel gesagt.

Und nachher sind wir hinaufgegangen zu Seppl, zu unserm Buben. Der saß und sah uns mit verweinten Augen entgegen, und die Augen wurden immer größer. Er sah wohl unsern Gesichtern etwas Besonderes an.

Die Zenz, die mit dem Strickzeug bei ihm saß, begriff auch. Sie heulte plötzlich auf.

„Jesses Marie Jusep! Der Herr Professor und's Fräule! Jetzt das Margretl, wann's das wissen tät! Das Herz tät's ihr abdrucken!"

Aber ich hab ihr die runzligen Hände vom Gesicht gezogen.

„Nicht weinen, Zenz! Das Margretl freut sich auch! Und ich hab das Margretl lieb, weil es mir solchen lieben Buben gelassen hat!"

Und den hab ich dann geküßt, als ob ich ihn erdrücken wollte.

„Seppl, Liebling, wir bleiben beisammen, Vater hat's erlaubt! Aber nur, wenn du brav bist und von heute ab Mutter zu mir sagst! Willst du das?"

Er verstand es nicht gleich. Aber der Professor — sein Vater — Bernhard — schob sich auf einmal breit und behaglich zwischen uns.

„Na, Seppl, sag, wen hast nun am liebsten, die da oder mich? Gelt, die? Ist auch recht!"

Aber Seppl, der Schelm, besinnt sich, schüttelt den Kopf und wirft die Arme weit auseinander und lacht uns an: „Alle beide!"

Schluß.

16. Juni 1903.

Selbstgespräche habe ich eigentlich nicht mehr nötig. Mein Leben ist so real und so voll lieber, guter Tatsachen, daß ich die Worte nicht mehr brauche. Aber die paar letzten Seiten in diesem alten Heft sind nun schon seit zwei Jahren so hübsch weiß und blank und hungrig nach Buchstaben. Und eigentlich gehört der Tag gestern noch ein wenig zu dem, was ich damals in die Hefte schrieb.

Wir haben nämlich unserm Jungen Partenkirchen gezeigt. Es war ihm versprochen als Belohnung, wenn er brav lernte — obgleich er eigentlich keinen Ansporn braucht. Und die Partnachklamm ist ein Stück Gebirg, das Seppl mit seinem Bein — er zieht's nur noch unmerklich nach — jetzt bewältigen kann, und das ihm doch alle Hochgebirgsschönheit auf einmal schenkt, dem empfänglichen kleinen Menschen mit den ernsthaften Augen.

Die Zenz hütet und verzieht mir zu Haus mein Anne-Margretl für die zwei Tage. Das kann noch keine Berge kraxeln. Quer durch die Stube ist schon eine Reise auf den lieben täppischen Füßchen.

Aber unsere Hausgenossin und Hauskobold, die Lotte, haben wir mitgenommen, trotzdem sie, seit ihr hübscher Pole vor einem Jahr auf mystische Weise von der Bildfläche verschwand und damit ihre Jugendtor-

heit ein rasches und unschädliches Ende nahm, nur noch mit Gewalt von der Staffelei zu bringen ist. Aber wenn der Herr Professor mitmacht, gönnt sie ihrem heiligen Eifer auch einen Feiertag.

Mein lieber großer Bär von Mann war den ganzen Tag unter seinem Lodenfilz übermütig wie ein Bub, jodelte etwas mißtönend die hohen grauen Bergmauern an und neckte sich mit Seppl.

Ich habe zwar die Sentimentalität verlernt, aber mir war's doch etwas eigen zu Sinn, als ich wieder den Weg zwischen den grünen Gebirgswiesen und Heustadeln ging, der zuletzt bei der Sägemühle in die kühle Klamm führt.

Wie lebendig alles von damals mir wieder wurde! Die ganze unruhige Vorfrühlingsstimmung: frostige, sausende Windstöße in den Tannenkronen und auf dem Steingeröll der Abhänge verzehrende Sonnenhitze. Heimliche Leidenschaft, Schuld und Glück und Elend zugleich.

Wie nah, und doch wie fern! Es ist mir, als ob ein fremder Mensch das alles erlebt hätte, nicht ich. Agnes Weddigen war ja auch ein ganz anderer Mensch, als Agnes Bernhardi heute ist!

Ich muß mit halbem Lächeln meinen Mann anschauen, der breitschulterig und fest neben mir geht, das Gesicht frisch von der Bergluft, mit dem blondroten Bart, der schon viele weiße Fäden hat. Der eigensinnige Haarbusch über der Stirn ist schon ganz silberig. Ich ärgere ihn damit, daß es vom Ehestandskreuz kommt. Kriegsjahre zählen doppelt! —

Die Klamm! Nicht in Schneevorhängen und grüngläsernen Gletschern wie damals. Nur graues Gestein, kirchturmhoch, mit Moos überkrustet, überall blank von feuchtem Geriesel und kleinen, aufgeregten Wasserfällen,

die silberig und schaumig in die Tiefe schießen, hie und da in Strahlen und Schleiern über den schmalen Weg stäubend.

Aber die Wasser sprechen nicht so laut wie damals. Es ist lange trockene Zeit gewesen, die Partnach ist zahm heute.

Ich bleibe auf einmal unwillkürlich an einer Felsecke stehn und sehe an den Steinwänden hinauf. Hier war es ja. Weiter kenne ich die Klamm nicht. Hier stellte sich mir damals der Tod in den Weg.

Lotte steht unbeweglich neben mir. Ich weiß, daß sie jetzt auch daran denkt.

Es ist nie seitdem zwischen uns ein Wort über Tilla und Georg gefallen, obgleich Lotte oft wieder in Darmstadt bei ihrer Mutter war.

Aber durch gleichgültige gemeinsame Bekannte habe ich einmal zufällig gehört, daß es der hübschen Frau von Berg und ihrem Mann gut geht. Es wäre ja früher so allerlei über ihre Ehe gemunkelt, aber na, man mußte eben nicht jeden Klatsch glauben, jetzt wäre jedenfalls in keiner Weise etwas über die beiden zu sagen. Frau von Berg lebte jetzt viel mehr für Haus und Kinder als früher — es ist noch ein Töchterchen da, etwa in Anne-Margretchens Alter — und wie er, der Mann, besonders in dem bildhübschen Jungen aufging, das war einfach rührend. Nein, wirklich ein reizendes harmonisches Heim, das Bergsche!

Wenn die guten Bekannten geahnt hätten, was ich aus ihrem harmlosen leichten Geplauder heraushörte!

Ganz war ich ja nie das heimliche Schuldbewußtsein losgeworden — und nicht nur dem Kind gegenüber! Seit ich selbst verheiratet bin, ist es mir erst aufgegangen, daß die Ehe etwas so Heiliges und Ver-

trautes ist, daß auch bei Irrungen zwischen Mann und Frau jeder Dritte, der die Hand einmischt, Sakrileg begeht. Ich hatte mich lange mit dem Gedanken getragen, Tilla zu schreiben, und doch den Entschluß nie gefunden.

Nun wußte ich, daß Georg den Weg gegangen war, den er damals in der schwersten Versuchung als den rechten erkannt hatte. Daß sie sich in den Kindern wiedergefunden hatten, er und seine Frau. Der Stein war mir von der Seele, alles war gut. Das Beste, was ich ihnen tun konnte, war, daß ich für sie verschollen blieb. Tilla wird mit der Zeit auch milder und ruhiger über mich denken, sie war im Grund nie eine harte und kleinliche Natur.

Das alles geht mir rasch durch den Kopf, wie ich da neben Lotte in die Tiefe hinunterträume.

„Aga, weißt du noch, damals?" sagt sie jetzt auf einmal tief aus Gedanken heraus und wird in der nächsten Sekunde dunkelrot und wagt nicht, mich anzusehen.

Mein Mann, der Seppl an der Schulter festhält auf dem schmalen, in den Felsen gesprengten Weg, wendet sich um, er hat es zufällig gehört.

„Was war damals?"

Lotte und ich sind erst still.

„Ich bin hier einmal fast abgestürzt. Die Klamm war noch vereist. Ich war mit Freunden hier, Hauptmann von Berg und seiner Frau. Wenn er, der Mann, nicht gewesen wäre, läge ich da unten."

Die Erinnerung an die schrecklichen Stunden in der Klamm läuft mir eiskalt über den Rücken. Ich muß eine Sekunde die Augen schließen.

„Berg? Berg?" besinnt sich Bernhard, „von den Freunden hast du mir ja nie erzählt."

Lotte bückt sich seitwärts nach ein paar winzigen Farnen. Sie will diskret sein. Aber das ärgert mich auf einmal. Ich verlange gar keine Diskretion. Ich schiebe meinen Arm in den meines Mannes und sehe ihm ins Gesicht.

„Es war auch eine traurige Geschichte, Bernhard. Weißt du, die Beichte, die du nie hast hören wollen!"

„Aha! Hm."

Einen Augenblick ist er doch überrascht. Aber dann legt er auf einmal seinen Arm gemütlich um meine Schultern und schaut mich an, mit einem humoristischen Zucken um die hellen Augen: „Hm. Also dem Mann hab ich eigentlich meine Frau zu verdanken! Was meinst du, Schatz? Platz haben wir ja im Haus. Wollen wir uns die mal als Logierbesuch einladen?"

Wir sehen uns an und verstehen uns und lachen.

Dicht zusammengedrängt, meinen Arm in seinem, gehen wir weiter auf dem schmalen Weg, unsern Jungen vor uns, der stumm mit großen, ehrfurchtsvollen Augen um sich schaut. Aber sprechen können wir nicht mehr, die Wasserstimmen werden nun doch zu laut zwischen den echofangenden Steinwänden.

Ich horche. Und das große verworrene Brausen wird mir traumhaft im Ohr zu einer starken, geheimnisvollen Melodie. Wie getragen fühle ich mich darauf. Und was ich heraushöre, ist nicht Tod und Sterben wie damals. Immer nur: Leben! Leben! Leben!

Das Wort, das mein Vater liebte mit einer tiefen, verstehenden, glaubenden Liebe! Und das wir beide, mein Mann und ich, mit der gleichen Liebe unsern Kindern in die kleinen Hände weitergeben wollen!

Münchener Neueste Nachrichten: Georg Freiherr v. Ompteda hat einen kurzen Roman geschrieben: Traum im Süden, den der Verlag sehr geschmackvoll ausgestattet hat. Ompteda schildert den Konflikt, in den ein hannoverischer Heidegutsbesitzer gerät, als er an seine Jugendliebe nach langen, langen Jahren wieder erinnert wird. Die Jugend ist vorbei. Die Frau, die er einst angeschwärmt hat, ist im großen Leben in Paris und Nizza, an der Seite eines ungeliebten kranken Mannes inmitten einer skrupellosen Gesellschaft nicht mehr die geblieben, die sie war, und der Liebhaber bleibt auch in der Villa zu Nizza ein deutscher Bauer im besten Sinne. Er versucht, die einst Geliebte für sein Leben zu gewinnen; der Versuch schlägt fehl, die beiden trennen sich ohne Liebe und ohne Haß. Der Heidebaron wird mit seinen Dackeln wieder auf die Jagd gehen, und die Gräfin wird ihren exotischen Liebhabern von neuem Avancen machen. — Das ist kein Menschenschicksal, nur ein Ausschnitt aus dem inneren Leben zweier verschieden gearteter Naturen. Ompteda zeichnet mit größter Feinheit den Kontrast zwischen Heideluft und der bedrückenden Schwüle des Rivierastrandes, der die zwei Menschen voneinander trennt. In beiden Milieus ist er wohl zu Hause, und so gerät ihm die Charakteristik zweier Welten vollkommen. Das Buch liest sich brillant.

Neue Hamburger Zeitung: „Traum im Süden" muß zu den besten und reifsten Novellen des Dichters gezählt werden. „Der Traum im Süden" ist der kurze Liebesvorfrühling, dem sich ein norddeutscher Gutsbesitzer rückhaltlos hingibt, um nach kurzem Rausche einzusehen, daß die Jugendgeliebte durch den langen Aufenthalt unter einem ewig wolkenlosen Himmel eine andere geworden, ihm selbst und der alten deutschen Heimat für immer entfremdet und verloren ist. Aus dem alten, oft geschilderten Kontrast zwischen germanischer und romanischer Eigenart schöpft der Verfasser seine besten Wirkungen. Beide, Held und Heldin, sind so ganz Repräsentanten der Umgebung und Natur, in der sie solange gelebt haben, und selbst der starke Wille zum Glück, der sie zueinander geführt hat, ist nicht mächtig genug, um jene inneren Verschiedenheiten zu überbrücken, die aus den veränderten äußeren Lebensbedingungen hervorgewachsen sind. Das Auseinandergehen ist als innere Notwendigkeit gefolgert, die der Leser nicht als Brutalität, sondern als Selbstverständlichkeit und einzig richtige Lösung empfinden muß. Das elegante geräuschvolle Nizza und die stille norddeutsche Heide sind mit feiner Kunst und ohne Aufdringlichkeit gegenübergestellt. Sie bilden den Hintergrund für die beiden Menschen, die aneinander vorübergehen mußten. —

Die Erzählung ist vom Verleger mit besonderer Sorgfalt ausgestattet worden. Der von Hanns Anker stammende Buchschmuck gefällt durch die hübschen Vignetten, die in kleinem Rahmen den Grundton jedes Kapitels anzudeuten versuchen.

Neue Preußische (Kreuz) Zeitung: Der Reiz dieses Buches liegt nicht in der Fabel, sondern in der außerordentlich gelungenen Wiedergabe derselben. Es ist eine einfache Liebesgeschichte, aber mit vollendeter Grazie erzählt und voller Humor, der unter Tränen lachen läßt; ein frühlingszarter, poetischer Roman: die Fortsetzung einer Liebe, die im nebligen Norden begonnen, im sonnenhellen Süden, unter ewigblauem Himmel an der Riviera zwei Jugendgespielen zusammenführt. — Aber dem lieblichen Traume folgt ein jähes Erwachen. — Der scharfe Heidewind fegt rücksichtslos jede Illusion fort, und die Liebe der verwöhnten Frau, die „auf Probe" dem Freunde in die novemberkalte Heimat folgt, versagt elendiglich vor — den ersten nassen Strümpfen! — — Der Aufenthalt der eleganten Gräfin Fourrais in dem primitiven Herrenhaus des Herrn von Ringstrand auf Brösum ist eine so heitere, behaglich-humoristische Meisterleistung Omptedas, daß man ihm dankbar sein muß für das herzliche Lachen, das er uns entlockt. — Und wenn die beiden Jugendfreunde nun wieder, enttäuscht, Abschied voneinander nehmen und wir den guten Herrn von Ringstrand mit seinen Teckeln allein zurückbleiben sehen, so braucht man sich einer aufsteigenden Rührung nicht zu schämen; denn sie wird nicht durch falsche Sentimentalität erweckt, sondern uns ergreift das Schicksal eines Menschen, den wir durch den Autor liebgewonnen haben.

Prager Tageblatt: Eine Fülle von Gemütstiefe und scharfer Menschenkenntnis, ein Reichtum an Stimmungen, wie ihn nur ein wirklicher Dichter besitzt, tut sich in dem Roman von Georg Freiherr v. Ompteda: „Traum im Süden" vor uns auf. Selbst in Hannover geboren, läßt der Dichter Gestalten und Handlungen mit wunderbarer Naturtreue aus den Voraussetzungen und Vorbediunggen des begrenzten ureigenen hannoverschen Heimatbodens herauswachsen, und wenn die Gestalten sich, getragen von Schicksalswogen, auch noch so weit von der Heimat entfernen, wurzeln sie doch in der besonderen Volks- und Landesart, der sie entstammen, und sind vom Heimatsgefühl mit zäher Kraft erfüllt. Diesmal tritt noch ein anderer Zug in Omptedas Erzählungskunst plastisch hervor: er hat selbst eine tiefe, gemütvolle Anhänglichkeit an gewisse einfache, ursprüngliche, idyllische Zustände, und so spinnt er denn auch seine Gestalten in diese behagliche Stimmung ein und zieht auch den Leser unwiderstehlich mit.

Rheinischer Kurier: Dieselbe Frische und Gesundheit offenbart sein schöner Roman „Ein Traum im Süden“, dessen feiner Humor doch auf tiefernstem Untergrunde erwachsen ist. Dieser norddeutsche Gutsbesitzer, der an der Riviera die Jugendgeliebte wiederfindet und vergeblich versucht, die verwöhnte Mondaine für die schlichte Einfachheit seines Lebens zu gewinnen, ist eine seiner prächtigsten, ganz deutsch empfundenen Gestalten.

Wiener Zeitung: Mit Meisterhand hat Herr von Ompteda diese in ihrer Beschränkung vollkräftige Persönlichkeit gezeichnet. In seinen Zügen leuchtet die Noblesse unentwegter Geradheit, die Naivität der Ursprünglichkeit, das erlesene Feingefühl eines rechtschaffen warmen Herzens aus dem markigen Umriß der schwerfälligen Hünengestalt hervor.

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

